

Österreichische Zeitschrift für Volkskunde

Herausgegeben vom Verein für Volkskunde in Wien

Unter ständiger Mitarbeit von

Hanns Koren (Graz), **Franz Lipp** (Linz), **Oskar Moser** (Klagenfurt) und **Josef Ringler** (Innsbruck)

geleitet von

Klaus Beitzl und Leopold Schmidt

**Neue Serie
Band XXVI**

**Gesamtserie
Band 75**

WIEN 1972

IM SELBSTVERLAG DES VEREINES FÜR VOLKSKUNDE

Gedruckt
mit Unterstützung
des
Bundesministeriums für Wissenschaft und Forschung
der
Burgenländischen Landesregierung
der
Kärntner Landesregierung
der
Niederösterreichischen Landesregierung
der
Oberösterreichischen Landesregierung
der
Salzburger Landesregierung
der
Steiermärkischen Landesregierung
der
Tiroler Landesregierung
der
Vorarlberger Landesregierung
des
Magistrates der Stadt Wien
und des
Notringes der wissenschaftlichen
Gesellschaften Österreichs

Eigentümer, Herausgeber und Verleger: Verein für Volkskunde in Wien.
Verantwortlicher Schriftleiter: Univ.-Prof. Dr. Leopold Schmidt; alle
A-1080 Wien, Laudongasse 19. — Druck: Holzwarth & Berger, A-1010
Wien, Börseplatz 6.

Abhandlungen und Mitteilungen

Arthur Kutzelnigg, Die Brente. Ein alpenländisches, auf dem Rücken getragenes Gefäß. (Mit 1 Karte und 7 Abb.)	1
Maria Lang-Reitstätter, Vieh und Futter in Villgraten, Osttirol	16
Wolf Dieter Zupfer, Gegen eine scheinbar problemlose Feldforschung. Eine kritische Stellungnahme zum „Wolfau-Bericht“	41
Bertl Petrei, Die Burschenschaft im Burgenland	73
Rupert Feneberg, Das Höttinger Peterlspiel. Forschungsgeschichtliche Untersuchungen zu einem alten Tiroler Puppenspiel	94
Leopold Kretzenbacher, Christus soll nicht gegeißelt werden. Ein mittelalterlich-schwedisches Visionsmotiv in einem altsteirischen Passionsspiel	116
Gerhard Maresch, Die verzierten hölzernen Stubendecken des Oberen Pielachtales (Niederösterreich) (mit Skizzen und 11 Abbildungen)	165
Maria Leiner, Der Zeilenzieher, ein Hilfsgerät im Ackerbau. Aufzeichnungen aus der Steiermark (mit 4 Abb.)	182
Hiltraud Ast, Arbeit und Leben eines wandernden Sagfeilers. Aufzeichnungen aus Niederösterreich (mit 8 Abb.)	185
Richard Pittioni, Ein Steinzeugkrug aus dem Stift Heiligenkreuz bei Baden, N.-Ö. (mit 6 Abb.)	195
Emil Schneeweis, Ein „Holzbarometer“ aus dem Yspertal, N.-Ö. (mit 2 Skizzen)	199

Chronik der Volkskunde

Zum 75. Jahrgang der Zeitschrift (Schmidt)	50
Volkskunde an den österreichischen Hochschulen	
Universität Graz (Karl Haiding)	51
Emeritierung Univ.-Prof. Dr. Hanns Koren	51
Karl Lugmayer † (Leopold Schmidt)	51
Verein und Österreichisches Museum für Volkskunde 1971.	
A. Verein (Klaus Beitzl)	127
B. Museum (Schmidt)	131
C. Festansprache zu Ehren von w. Hofrat Univ.-Prof. Dr. Leopold Schmidt (Hanns Koren)	132
Niederösterreichische Volkskundetagung 1972 (Leopold Schmidt)	136
Sonderausstellung „Leistungsschau des oberösterreichischen Tischlerhandwerks“ (Hermann Steininger)	137
Leobener Schützenscheiben (Leopold Schmidt)	137
Kleinere Sonderausstellungen mit volkskundlichem Material im Jahre 1971 in Wien, Niederösterreich und Tirol (Hermann Steininger)	138

Nachrufe:

Friedrich Carl Rotter † (Schmidt)	140
Herbert Fischer † (Hermann Baltl)	141
Neue Gartenvitrine des Österreichischen Museums für Volkskunde (Schmidt)	143
Das Tiroler Bauernmuseum in Schloß Bruck (Franz Kollreider)	202
Das „Kärntner Unterland“ im Freilichtmuseum von Maria Saal (Oskar Moser)	208
Bericht über das 4. Internationale Hafnerei-Symposium (Handwerkliche Keramik aus Mitteleuropa) in St. Justina (Osttirol) vom 31. 8. bis 8. 9. 1971 (Paul Stieber)	209
IV. Internationale Arbeitstagung für Ethnologische Kartographie, Stockholm 18.—21. 7. 1972 (Edith Hörandner und Ingrid Kretschmer)	213
Fünfter Europäischer Knappentag in Leoben (F. Kirnbauer)	216
Gertrud Wimmer-Brunner, Lambach, zum Gedenken (Franz Lipp)	218
Lebzeltenmodel aus Österreich (Leopold Schmidt)	220

Literatur der Volkskunde

Felix Freiherr von Lipowsky, National-Costüme des Königreiches Bayern (Schmidt)	54
Robert Löbl und Franz Braumann, Oberösterreich in Farben (Schmidt)	55
Helmut Prassch, Waldglas aus Oberkärnten 1621—1879 (Schmidt)	56
Johannes Grießmair, Knecht und Magd in Südtirol (Nikolaus Grass)	56
Günter Goepfert (Hg.), Alpenländische Weihnacht (Schmidt)	58
Günther Kapffhammer (Hg.), Bayerische Sagen (Schmidt)	58
Rainer Schepper, Kleine Lektion über westfälischen Humor (Schmidt)	60
Nils-Arvid Bringéus (Hg.), Arbete och redskap (Schmidt)	60
Gerd Heinz-Mohr, Lexikon der Symbole. Bilder und Zeichen der christlichen Kunst (Schmidt)	61
Marija Makarovič, Slovenische Volkstrachten (slovenisch) (Maria Kundegraber)	62
Neli Niklsbacher-Bregar und Marija Makarovič, Volkstickereien in Slowenien (slovenisch) (Maria Kundegraber)	63
Pantschatantra, Übersetzt von G. L. Chandiramani (Schmidt)	64
Österreichische Volkskundliche Bibliographie (Folge 5) (Robert Wildhaber)	144
Helene Grönn, Volkstracht in Niederösterreich (H. Huemer)	144
Atlas von Oberösterreich, Erläuterungen zur dritten und vierten Lieferung (Schmidt)	146
Franz Stadler, Brauchtum im Salzkammergut (Franz Lipp)	146
Hermann Baltl, Österreichische Rechtsgeschichte (Schmidt)	149
Josef Dünninger und Horst Schopf, Bräuche und Feste im fränkischen Jahreslauf (Schmidt)	150

Wolfgang F. Michael, Das deutsche Drama des Mittelalters (Schmidt)	150
Heinrich Feilzer, Jugend in der mittelalterlichen Ständegesellschaft (Schmidt)	152
Bavaria Sancta. Herausgegeben von Georg Schwaiger (Schmidt)	153
Paul Ernst Rattelmüller, Matthäus Klostermayer vulgo Der Bayerische Hiasl (Schmidt)	154
Alfred Karasek † und Josef Lanz, Das deutsche Volksschauspiel in der Bukowina (Schmidt)	155
Bohemia. Jahrbuch des Collegium Carolinum, herausgegeben von Karl Bosl. Bd. 11 (Schmidt)	156
Jahrbuch für ostdeutsche Volkskunde, Bd. 14, herausgegeben von Erhard Riemann (Schmidt)	157
Niko Kuret, Das festliche Jahr der Slowenen (slowenisch), 4 Bände (Kretzenbacher)	158
Festschrift für Paul Zinzli (Schmidt)	161
Jahrbuch für musikalische Volks- und Völkerkunde, Bd. 6 (Schmidt)	161
Arthur und Albert Schott, Rumänische Volkserzählungen aus dem Banat. Neuausgabe von Rolf W. Brednich und Ion Talos (Schmidt)	162
Franz Simon, Bäuerliche Bauten im Südburgenland. Ein Bilderbuch (Schmidt)	221
János Tóth, Az őrsegek népi építészete (Volksarchitektur des Örség-Gebietes) (Schmidt)	225
Otfried Kastner, Schmiedehandwerk im Barock, Renaissance, Manierismus, Knorpelwerkstil, Hochbarock, Regence, Rokoko und Louis XVI. (Schmidt)	226
Nora Wateck, Einsiedler. Enklusen, Eremiten, Klausner und Waldbrüder im Salzburgischen (Schmidt)	227
Volklied, Volksmusik, Volkstanz. Kärnten und seine Nachbarn. Redigiert von Walter Deutsch und Franz Koschier (Schmidt)	228
Karntnarisch gsungan — karntnarisch gspielt. Beiträge zur Volksmusikforschung und -pflege. Redigiert von Franz Koschier (Schmidt)	229
Ingeborg Petraschek, Die Goldhauben der mittelalterlichen Gräber von Villach-Judendorf (Lucie Hampl)	230
Ida Weiß, Kärntner Lebensbilder II (Schmidt)	233
Gerla Rohm, Die Oberpfalz im Bild (Schmidt)	234
Ingolf Bauer, Treuchtlinger Geschirr (= Kunstwissenschaftliche Studien, Bd. XLV) (Schmidt)	235
Mechthild Scholten-Neess und Werner Jüttner, Nieder-rheinische Bauerntöpferei 17.—19. Jahrhundert (Schmidt)	235
Hans Fink, Volkserzählungen aus Südtirol. Unveröffentlichte Quellen (Schmidt)	236
Sándor Erdesz und Christian Jensen, Begegnung der Völker im Märchen, Bd. 4: Ungarn-Deutschland (Schmidt)	236

Ernst Moritz Arndt, Märchen (= Die Fundgrube, Bd. 53) (Schmidt)	237
Siegfried Neumann, Mecklenburgische Volksmärchen (Schmidt)	238
Klaus Arnold, Johannes Trithemius (1462—1516) (Schmidt)	238
Ethnologia Scandinavica, Geleitet von Nils-Arvid Bringéus (Schmidt)	239
Sonja Kovačevićová und Bedrich Schreiber, Volksplastiken (aus der Slowakei) (Schmidt)	240
Ungarische Volkskunst:	
Bd. 4: Klára K.-Csilléry, Ungarische Bauernmöbel	
Bd. 5: Janos Manga, Ungarische Hirtenschnitzereien (1972) (Schmidt)	241
Angelos Baš, Wald- und Sägearbeiter am südlichen Bachern in der Zeit der kapitalistischen Waldnutzung (Slowenisch) (Maria Kundgraber)	242

Anzeigen

Aus Museen und Sammlungen von volkskundlicher Bedeutung (Einlauf 1969—1971)	65
Volksschauspiel und Maskenwesen (Einlauf 1970—1972)	163
Fest- und Gedenkschriften (Einlauf 1970—1972)	244

Die Brente

Ein alpenländisches, auf dem Rücken getragenes Gefäß
Worterklärung aus der Sachgeschichte

Von Artur Kutzelnigg

1. Überblick

Die Brente, ein offenes Geschirr, Kübel mit ovalem Grundriß, auf dem Rücken getragenes (hölzernes) Gefäß (1), ist in den Alpen, z. B. zum Traubentransport im Tessin, Trentino und in den Bergen des Piemont und der Lombardei (2), im Alpenvorland und in den weinbauenden Landschaften bis zu einer Linie Worms—Nürnberg (1) verbreitet¹⁾. Brenta, Brinthe ist ferner der Name von Booten.

Das Wort Brente konnte bisher weder mit romanischen noch mit germanischen Sprachmitteln gedeutet werden.

Von der Erfahrung ausgehend, daß sich die Namen von Gefäßen oft auf die Namen von Tieren zurückführen lassen, aus deren Häuten sie hergestellt wurden²⁾, wird versucht, eine Erklärung zu geben, die auf einen indogermanischen Elchnamen zurückgreift.

2. Namen des Elches

Bedenkt man die große Bedeutung, die der Elch in früherer Zeit als Jagdtier besaß — Fleisch, Decke und Geweih waren dem Menschen von großem Nutzen —, so ist es nicht überraschend, daß es für ihn eine Anzahl verschiedener Namen gab. Einer dieser Namen ähnelt dem Gefäßnamen, der Gegenstand dieser Untersuchung ist, überraschend. Es muß allerdings vorausgeschickt werden, daß es die strenge Unterscheidung der Tierarten, wie sie heute geübt wird, in älterer Zeit noch nicht gab. So konnten der Elch und der Hirsch mit demselben Namen benannt werden. Diese

¹⁾ Vgl. Karte, Abb. 1.

²⁾ Vgl. z. B. aind. *mēsá*, Schafbock, Widder, Schaf, auch Vlies des Schafes und was daraus gemacht ist; mnd. *meise* ‚Tonne, Maß für Wein‘; bündnerdeutsch *meise*, ‚hölzernes Traggerät der Sennen für Käse, Butter und Ziger‘, um nur eines von vielen verfügbaren Beispielen zu bringen.

Einschränkung muß bei den Rückschlüssen aus dem Namen berücksichtigt werden.

Die Namen: schwed. dial. brind (4), Elch, lett. briēdis, Elch, apr. braydis, Elch, lit. briēdis (5), messap. brendon, Hirsch (messap. brention, Kopf des Hirsches) (4), norw. dial. bringe (6), Elch.

Zu den Namen ist folgendes zu bemerken: Die Formen mit Nasal sind nach J. Schmidt (7) die älteren, d. h. briēdis und das diesem gesetzmäßig entsprechende braydis (8) haben das ursprünglich vor d stehende n verloren. Brind und bringe entsprechen sich als d(t)/g(k)-Varianten (9) [vgl. kölnisch Zick (Zeit)].

3. Die Varianten der Gefäßnamen

Die Abwandlungen des Wortes Brente in verschiedenen Sprachen und Dialekten lassen sich zu den eben besprochenen Tiernamen-Varianten in Parallele setzen.

- a) zu brend-, brenth-, brind-rhät. (10) bréntα, bréntα, bréntα, breintα, bráñta, braintα, bróinta sav. (11) brenda, breinta, piem. (11) brinda, com. mail. (11) brenta³⁾, veron. (11) brenta, frl. brente, istrorum.⁴⁾ (11) brentę, slow.-kroat. (11) brenta, kroat. brēnda (12), Görz. briēnta (12), schweiz. (13) brente, brenten, brēnteli, brānten, brāntli, tirol., bayr. brenten (11), tirol. prent(t)en⁵⁾ (14), Vorarlberg brenta (11), schwäb. brente (11), steir. brente, prente, pfrente, frente (15).

Nach Öhmann (14) soll brende bereits 1327 im Breslauer Urkundenbuch belegt sein.

- b) zu bried-, brayd-Neuch. (11) brāda, Waadt (11) bretα, Wallis (11) brēda, Schweiz (11) brēta
- c) zu bring-Rheinpfalz, Aschaffenburg brenke (9), branke (16), bad. brenk, brenkle (12), elsäß. brenkle, brenkel (12), Saarbrücken bręük (12), Bernkastel bręnk (12), slowen. brēnka (12).

Die Variationen, die die Gefäßnamen zeigen, entsprechen also typmäßig ganz den Variationen des Elchnamens.

³⁾ a. 1218 Chiavenna „in vindemiis portare brentallum (12).

⁴⁾ istrorumänisch ist eine im Osten Istriens gesprochene rumänische Mundart.

⁵⁾ z. B. Schloß Pergine a. 1446 (14).



Abb. 1
 Verbreitung des Wortes Brente (x)

4. Die Brenten als Gefäße (54)

4.1 Der Zweck und die ihm entsprechende Form

„Trotz des Vorhandenseins heutiger Fuhrwege oder einstiger Saumpfade bleiben in den Alpen . . . doch immer noch große Gebiete, die wegen ihrer Bodengestaltung weder für das Rad noch für das Tier zugänglich sind und wo einzig der Mensch für den Transport der Lasten in Frage kommen kann“ (2). Hier liegt die Bedeutung der Brenten! Nach v. Wartburg (11) dienten sie ursprünglich der Milchwirtschaft. „Größere Mengen Milch trägt man heute noch in gewissen Bündner und Tessiner Bergdörfern auf dem Rücken in Brentchen . . .“ (2). Im Steirischen hat sich die Brentel zu einem allgemeinen Ausdruck der Milchwirtschaft entwickelt (15): Brentelbube „Senner“, Brentelhaus „Schwaighütte“; brenteln „das Vieh auf der Alpe warten“. Danach war die Brente doch wohl sehr wesentlich für den Almbetrieb. Brenteln hat sogar die Bedeutung „fensterln“ erlangt („bei der Geliebten nächtliche Besuche machen“) (15) und auch „Prentlsprüche“ sind bekannt ⁶⁾.

Gebraucht werden Behälter auf den Almen für zwei verschiedene Zwecke: einerseits um die Milch zu befördern, andererseits um Käse (aus Ziger⁷⁾) zu bereiten. Eine Milchbrente, auch Tanse genannt, ist in Abb. 2 dargestellt.

Zur Käsebereitung brauchte man eine standfeste Form, ein Standgefäß, und außerdem mußte Wasser aus dem Ziger abtropfen können, weshalb Dauben und Boden der Brente mit Löchern versehen werden. Abb. 3 zeigt diese Sonderform des Zigerkübels.

„Sehr früh und reich“ ist Brenta (auch in Ableitungen) als Ausdruck des Weinbaus und des Weinhandels aus der Lombardei bezeugt, wo es heute noch in gleicher Anwendung in den Mundarten lebt (13).

Die Weinbrente ist länger und schmaler als die Milchbrente und nach unten zu verjüngt (2), vgl. Abb. 4. Die dargestellte Form dient besonders zum Transport von Trauben (2). Des weiteren kennt man Brenten als Fischbehälter, Honigkübel, Mehlbehälter und Heutragebehälter (10). Von dem Rückentragegefäß Brente sind die Verben brenteleⁿ (13) (Kinder) Huckeback tragen und brentleⁿ (13), „etwas in einer Brenten auf dem Rücken tragen“, abgeleitet, sowie Brentler, Knecht, der die Aufgabe hat, die Milch in einer Milch-Brenten vom Haus zur Käserei zu tragen.

⁶⁾ Volksdichtung von vorwiegend erotisch-satirischem Gehalt (17).

⁷⁾ Ziger: oberdt. Wort für Quark.

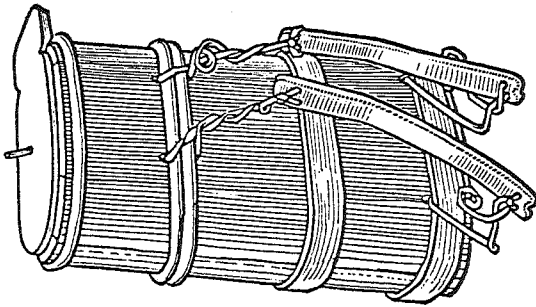


Abb. 2
Brenta, Milchtanse aus Holz
(Rätisches Museum, Chur) ¹⁰⁾

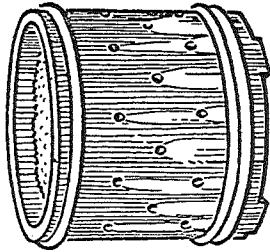


Abb. 3
Zigerkübel
(brenta da tschagrun) ¹⁰⁾

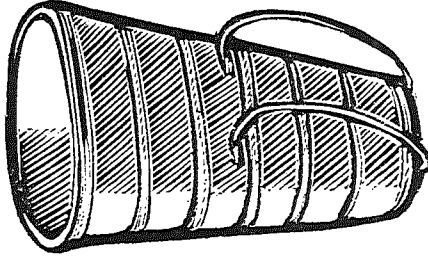


Abb. 4
Rückentragebütte, Brente,
für Trauben
(Tessin, Trentino,
Berge des Piemont
und der Lombardei) ²⁾

4.2 Brente als Maßbezeichnung

Wie in anderen Fällen auch, hat man das Fassungsvermögen des Behälters als Flüssigkeitsmaß verwendet. Schon im Mittellateinischen findet man *freta*, Art eines Maßes für Flüssigkeiten ⁸⁾ (18) (zu dem f vgl. Abschnitt 9).

Im heutigen Italien ist *brenta* eine Maßbezeichnung für Wein „Weinfaß von 60 (in Mailand 75) l“ (19).

4.3 Der Werkstoff

4.3.1 Die prähistorischen Vorläufer

Schläuche aus Tierhäuten sind im allgemeinen als kulturgeschichtlich gesehen ältere Behälterformen anzusehen als Holzgefäße. J. Hubschmid (3) hat für eine Reihe von Behälternamen, z. B. spätlat. *tonna* oder spätlat. *buttis* eine ältere Bedeutung „Schlauch“ nachgewiesen.

In diesem Sinne sollen die prähistorischen Salztragkörbe, die dem glücklichen Umstand, daß sie in Salz eingebettet waren, ihre gute Erhaltung verdanken und die eine unverkennbare Ähnlichkeit mit den heutigen Brenten zeigen, in die Betrachtung mit einbezogen werden. Sie stammen aus der Zeit von 700 bis 400 v. Chr. und wurden in Hallstatt in tadellosem Zustand aufgefunden.

Einer der beiden 1879/80 im Appold-Werk des Salzberges gefundenen Säcke ist in Abb. 5 dargestellt, der dritte, 1939 in der Nähe entdeckte, in Abb. 6. [Er ist von Morton (20) sehr eingehend beschrieben.] Der Sack ist 84 cm hoch und besteht in seinem unteren Teil aus gegerbter Rindshaut. Die obere Hälfte ist aus übereinandergelegten und mit Riemen durchflochtenen Fellstücken gearbeitet. Zwei seitliche Holzstützen dienen der Versteifung. Die Bütte hat nur einen Tragriemen. An Stelle des zweiten besaß sie einen der raschen Entleerung der mit Salz gefüllt schweren Körbe dienenden Trageknüppel aus Holz.

Die vorgeschichtlichen ledernen Salztragebütteln sind der Form nach den heutigen Brenten (Abb. 2, Abb. 4) nicht unähnlich.

Auch für den Zigerkübel (Abb. 3) gibt es in Hallstatt eine Parallele, (Abb. 7) ein Holzgefäß, bei dem Leder allerdings nur in Form von Riemchen vorkommt. Diese sind durch Löcher in den Dauben gezogen, um sie miteinander zu verbinden.

⁸⁾ Nach einer persönlichen Mitteilung von Herrn Dr. J. Stohlmann, Mittellat. Inst. d. Universität Köln liegt folgende Quelle zugrunde: Ältere elsässische Formelsammlung Art. 22, Hg. Eccard, als Fußnote zu der *Lex Salica*, S. 244.

4.3.2 Ledersäcke aus neuerer Zeit

Im Salzkammergut wurden noch im vorigen Jahrhundert Ledersäcke verwendet, die, wie die prähistorischen, nur einen Tragriemen besaßen. Ein über eine Schulter gehängt getragener schlauchartiger Lederranzen ist in Abb. 8 dargestellt (23).

Reitinger (24) erwähnt ebenfalls Lederrucksäcke mit einem Tragriemen aus dem Salzkammergut im Zusammenhang mit den prähistorischen Funden aus Hallstatt und weist auf die „Beständigkeit und traditionelle Gebundenheit der von der Umwelt stark abgeschlossenen Gebirgslandschaft“ hin.

4.3.3 Art des Leders

Noch besser als das in Hallstatt verwendete Rindsleder würde sich für die Herstellung der Säcke Elchleder geeignet haben. Zum Beispiel werden in Rußland Packtaschen aus Elchleder verwendet (25). Solches stand aber in Hallstatt nicht zur Verfügung: „Die ganz dem Salzbergbau ergebene Bevölkerung hatte wohl keine Zeit, um nebenbei auch noch Jagd zu betreiben“ (24).

Es ist nicht zu belegen, aber doch wahrscheinlich, daß Völker, die den Elch gejagt haben, auch aus seiner Decke Behälter hergestellt haben.

4.3.4 Brenten aus Holz

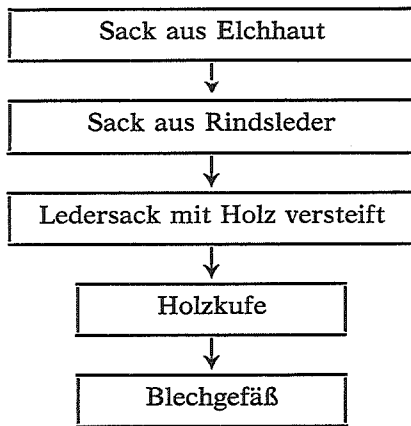
Es wurde schon erwähnt, daß bereits die prähistorischen Fellbüten mit Holzleisten verstärkt waren. Die weitere Entwicklung ging dann dahin, daß man Gefäße, die zur Flüssigkeitsaufnahme bestimmt waren, ganz aus Holz herstellt, um sie besser am Rücken tragen zu können. Sie wurden aus Holzdauben zusammengesetzt und mit Holzreifen zusammengehalten. Daß der alte Name bei der Fertigung eines Gerätes aus einem neuen Werkstoff beibehalten wird, ist eine geläufige Erscheinung (vgl. etwa Bleistift, Papier, Feder).

4.3.5 Brenten aus Blech

Der Werkstoff Holz wird in unseren Tagen erneut substituiert durch Blech: (Die Brente aus Arven- oder Tannenholz) „wird verdrängt durch die moderne Blechbrente“ (2), „la brenta da blech“ (10) die Milch-Tanse aus Blech („jetzt gehen sie alle mit Blechtansen“).

Holz hatte dem Leder gegenüber den Vorteil der Starrheit und Standfestigkeit; das Blech ist flüssigkeitsdicht, bei geringerer Wandstärke fester als Holz und leichter zu reinigen als dieses.

Zusammenfassend kann man folgendes Substitutionsschema aufstellen:



5. Brenten in der Bedeutung „Boote“

Ein italienischer Name „Brenta“ für einen „Kahn mit niedrigem Borte“ ist von Adelung (27) überliefert. Ein preußisches Wörterbuch verzeichnet „Brinthe, Fischerfahrzeug“ (28), ein litauisches (53) „bradine, großer Segelkahn, der zur Herbstfischerei im Haff gebraucht wird“.

Elchdecken sind wegen ihrer Größe und Wasserbeständigkeit für die Bespannung hölzerner Bootsgerippe sicher gut geeignet. Es ist bekannt, daß sie von Indianern für diesen Zweck verwendet werden (29).

Aus einer Studie über Fellboote (30) ist zu entnehmen, daß die Griechen bereits im 3. Jh. v. Chr. von der Verwendung mit Leder umnähter Fahrzeuge auf den britannischen Inseln wußten und daß das Fellboot auch bei germanischen Stämmen Deutschlands 430 bis 490 n. Chr. vorgekommen zu sein scheint.

Eine Stütze für die Auffassung, daß der Kahn-Name *B r e n t a* oder *B r i n t h e* von der Verwendung der Elchhaut (in alter Zeit) herrührt, kann darin gesehen werden, daß es auch als „Schelch“ benannte Flußfahrzeuge gibt oder gab, die am Main zumindest noch 1873 gebräuchlich waren (31) (32). Schelch ist nur ein anderer Name für den Elch.

6. Das frühere Vorkommen des Elches im Verbreitungsgebiet des Wortes Brente

Der Elch kommt heute nur mehr in Schweden, Norwegen und der Sowjetunion vor. Daß er noch im Mittelalter in weiten Teilen Ostdeutschlands beheimatet war, ist aus literarischen Zeugnissen bekannt. In früh- oder vorgeschichtlicher Zeit lebte er auch in den Alpen, wie Geweih- und Knochenfunde beweisen.

In der Schweiz fand man Elchknochen, die als Reste von Opfertieren aufgefaßt werden. Sie stammen aus spätrömischer Zeit. Elchreste sind ferner nachgewiesen in Ostfrankreich, im Salzkammgut, in Obersteier, im Laibacher Moor (Fund bearbeiteter Geweihstücke!), am unteren Main und — als südlichste Lebenszeichen des Elches — im Diluvialton der Lombardei (34).

Man kann also feststellen, daß die Verbreitungsgebiete des Elchnamens und des behandelten Gefäß- und Bootsnamens sich decken.

Daß den Bewohnern der oberitalienischen Alpentäler der Elch bekannt war, geht auch aus Felsritzungen hervor. Im oberen Ogliaotal, bekannt als Val Camonica, fand man Zeichen jener Form eingeritzt, die als doppeltes Elchgeweih gedeutet wird. [Datierung: zwischen 600 und 400 v. Chr. (35)]. Dieselbe „Elchrune“ befindet sich auch auf einem Gefäß aus dem oberen Tessin [Datierung: zwischen 500 und 100 v. Chr. (35)].

Auch der oberitalienische Flußname *Brenta* (*Brinta*) kann als Beleg herangezogen werden. Er wurde schon von Krahe mit messap. *brendon* in Verbindung gebracht. Die *Brenta* entspringt in Südtirol und mündet in die *Adria*. Flüsse sind häufig nach Tieren benannt⁹⁾. Eine Benennung speziell nach dem Elch ist aus dem apr. belegt¹⁰⁾.

Ferner sind noch einige Ortsnamen anzuführen, von denen man annimmt, daß sie mit messap. *brendon* (= schwed. *brind*) zusammenhängen; *Brundisium* mit der Nebenform *Brentesium* (37), auch *Βρευδεσιον* (38), poet. *Brenda* (37), heute *Brindisi*, *Brindia* [bei Krupa an der Una, nordwestliches Bosnien (38)], *Brentista* [heutiges Albanien (39)], *Brundulum* (*Brendolo*; Venetien), *Βρεττια* [*Adria*-Insel (40)] sowie der Stammesname *Βρεντιον* in Unteritalien (vgl. auch die *frentani*, Abschn. 9).

Durch die Ortsnamenforschung ist das Vorkommen des Elches für das 5. bis 11. Jh. in Süddeutschland belegt (43). Dabei sind nur die von *Elch*, ahd. *elaho* abgeleiteten Namen berücksichtigt und die mit *Brend-*, *Brett-* zusammengesetzten nicht ausgeschöpft [vgl. z. B. *Brend* (a. S. 37), *Brenti*, Bach im Ursprungsgebiet der fränkischen *Saale* (55), übrigens einem *Elsbach* benachbart, *Brenz*, Nebenfluß der *Donau*, die *Brettach*, die bei *Neustadt* in den *Kocher* fließt]. Vgl. die Landkarte, Abb. 1.

⁹⁾ „Mit Tiernamen identische Flußnamen sind häufig bei Balten und Slawen, Germanen und Griechen“ (41).

¹⁰⁾ Altpreußische Ortsnamen: „Tiernamen spielen eine ungewöhnlich große Rolle, besonders in der Bezeichnung von Flüssen; häufig ohne jedes Ableitungselement. *Broiden*, pr. *braydis*, lett. *briedis* ‚Elch‘ (37).

7. Die Brente — nach dem Hirschgeweih benannt?

J. Hubschmid (12) gab der Vermutung Ausdruck, „daß *brenta* als Gefäßname ursprünglich ein aus einem Stück Holz geschnittenes, mit Handgriffen in Form von Hörnern (wohl Aststumpen) versehenes Gefäß bezeichnete“ und meint, daß keine sachlichen Schwierigkeiten für den Übergang des Begriffes „gehörnt“ (> ‚Hirsch‘) zu ‚gehörntes Holzgefäß‘ > Holzgefäß“ bestünden. Er geht dabei davon aus, daß *brente* / *brinda* eigentlich „das gehörnte Tier“ bedeuten würde. Dies läßt sich aber auf Grund der mittlerweile ermittelten zahlreichen Namen von Tieren mit *br-*, die keineswegs gehörnt sind (Vögel, Fische), nicht aufrechterhalten (45).

Wenngleich die von Hubschmid in Betracht gezogene Erklärung nicht ausgeschlossen werden kann, hat doch die Zurückführung auf den Behälter aus Leder, der im Gegensatz zu den Holzgefäßen im Sinne von Hubschmid allerdings nicht durch Funde belegt ist, mehr für sich.

8. Einzelsprachliche Zuordnung

Brend- und verwandte Formen kommen, wie im 2. Abschnitt aufgeführt wurde, in germanischen und baltischen Sprachen sowie im Messapischen vor. Als indogermanisch ist das Wort auch durch die Konsonantenverbindung *br* (*bhr*) im Anlaut zu erkennen, die in anderen in Frage kommenden Sprachgruppen nicht möglich ist. Deshalb ist auch eine von J. Hubschmid (13) in Betracht gezogene vorindogermanische Herkunft unwahrscheinlich.

Dem Gefäßnamen *Brente* kommt das messap. *brendon*, Hirsch, am nächsten. Gleichwohl kann die Übertragung des Tier- auf einen Gefäßnamen nicht von den Messapiern herrühren, denn in dem süditalienischen Gebiet (Kalabrien), in das sie etwa um 1000 v. Chr. von der gegenüberliegenden Küste her einwanderten, kommt die *Brente* nicht vor.

Die Messapier werden als mit den Illyriern verwandt angesehen und illyrische Stämme bewohnten einst einen großen Teil der Gebiete, aus denen der Name *Brente* überliefert ist. Insbesondere sind die Rätoromanen¹¹⁾, die im schweizerisch-tirolischen Alpengebiet leben und in deren Sprache die *brenta* lebendig geblieben ist, sehr früh (etwa ab 15 v. Chr.) romanisierte Illyrier (47). Sie gebrauchen die *Brenten* im Zusammenhang mit der von ihnen betriebenen Almwirtschaft, dem Weinbau (in Friaul) und der Fischerei. Illyrier

¹¹⁾ An einen Zusammenhang mit den Rätischen dachte schon Fischer (46).

saßen im östlichen Küstengebiet des adriatischen Meeres — sie kamen dort seit 229 v. Chr. unter römischen Einfluß — und in Pannonien. Auch die Träger der Hallstattkultur waren Illyrier.

Auch die Veneter, die in historischer Zeit zwischen Etsch und Livenza saßen (48), könnten mit der Brente in Verbindung gebracht werden; doch fehlen dafür Ansatzpunkte.

9. Bemerkungen zur Lautverschiebung

Indogermanisch *b h r e n t-* (49), von dem auszugehen ist [br- im Anlaut fehlt im Indogermanischen (50)], wurde im Lateinischen lautgesetzlich zu *f r e n t-*.

Demnach ist der apulische Fluß *f r e n t o* (heute Fortoie) eine Entsprechung der norditalienischen *B r e n t a*. Nördlich des *f r e n t o* lebten die *F r e n t a n i* (37), ein Zweig der Samniter.

Das Illyrische hat die Aspiraten ausgeschieden (48). *B h-* wurde zu *b* und das illyrische *b r e n t a* ging in dieser Form als Lehnwort in das Lateinische ein.

Aus dem Mittellateinischen, z. T. wohl aber auch direkt aus dem Illyrischen bzw. dem Rätoromanischen übernahm das Oberdeutsche das Wort. Im Bairischen wurde das *b* zunächst zu *p*, dieses aber in späthhd. Zeit (10. bis 12. Jh.) wieder zu *b*, wobei es allerdings im Anlaut nie ganz verdrängt wurde (51). Man findet daher in den Mundarten *P r e n t e* (14) (15) neben *B r e n t e*.

Um das in der steir. Mundart belegte *P f r e n t e* zu erklären, müßte man auf ein germanisches, vordeutsches *p r e n t e* zurückgehen, das dem lat. *b r e n t a* entsprechen würde. Zwar waren die in Frage kommenden Gebiete in der Völkerwanderungszeit auch von germanischen Stämmen besiedelt (Ostgoten, Langobarden), so daß diese Zwischenstufe denkbar wäre, die dann im Zuge der 2. Lautverschiebung zu *p f r e n t e* geworden wäre¹²⁾. Das Vorkommen von *pf* im Anlaut an Stelle von ahd. *f-* in Kärnten und Krain [Farn — Pfarne¹³⁾ (52)] mahnt jedoch zur Vorsicht.

Das schwäb. und schweizerdt. *b r e n t e* sowie das pfälz. *b r e n k e* (9) sind wahrscheinlich erst nach der hochdeutschen Lautverschiebung aus dem Romanischen entlehnt worden, vermutlich im Zusammenhang mit dem Weinhandel.

Wenn es zutrifft, daß im Venetischen idg. *bh* zu *f* wurde (39), wie im Lateinischen, könnte steir. *F r e n t e* aus dem Venet. übernommen worden sein.

¹²⁾ Vgl. gr. * *baitā* > got. *paida* > ahd. *pfeit*, Hemd.

¹³⁾ Vgl. auch *Fragner* neben *Pfragner*, bayr.-öst. Krämer.

Zusammenfassung

Die *Brente*, ein besonders im schweizerisch-tirolischen Alpengebiet verbreitetes Rückentraggefäß aus Holz oder neuerdings auch Blech, hat einen prähistorischen Vorläufer in den im Hallstätter Salzbergwerk aufgefundenen rindsledernen Salztragskörben.

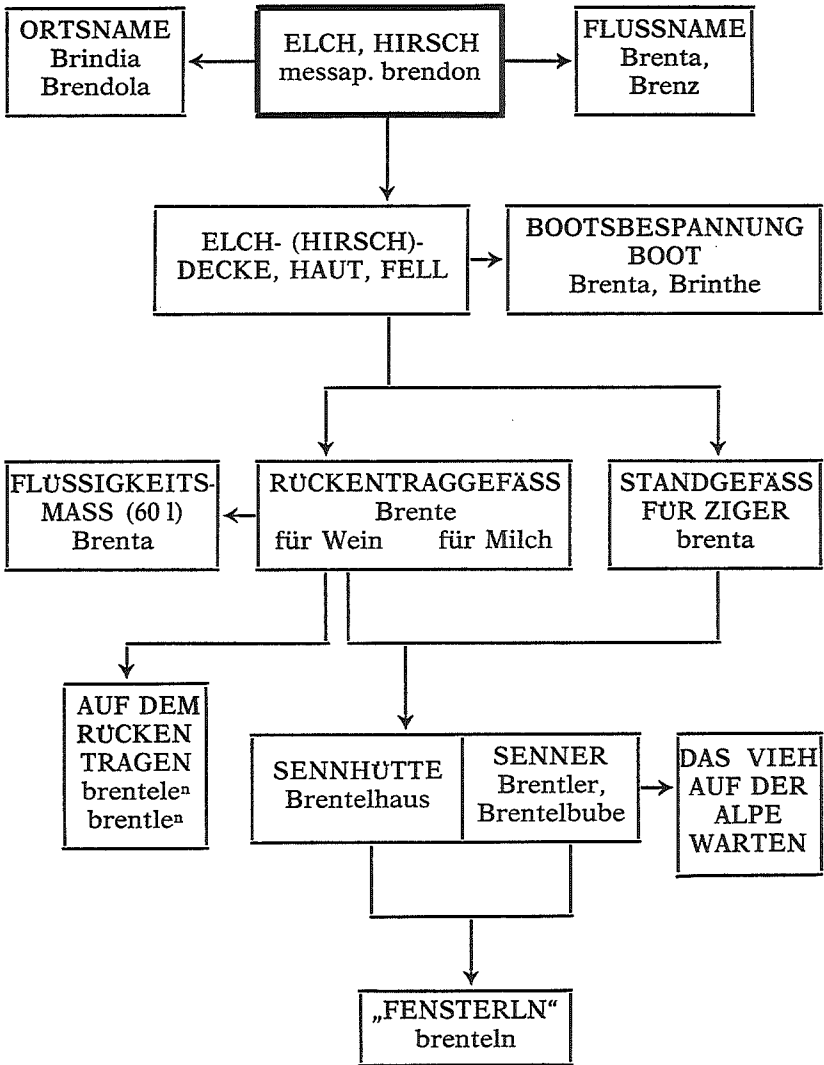
Es ist zu vermuten, daß in früherer Zeit die den Elch jagende Bevölkerung Tragesäcke aus der sehr kräftigen Elchhaut hergestellt hat. *B h r e n t-* ist aber ein idg. Elchwort, das messap. als *b r e n d o n* ‚Hirsch‘ erscheint. Das Vorkommen des Elches in frühgeschichtlicher Zeit ist für das gesamte Gebiet, in dem das Wort *Brente* gebräuchlich ist, nachgewiesen. Große Teile dieses Gebietes wurden von illyrischen Stämmen, z. B. den Rättern, bewohnt. Ein illyrisches Wort für Elch ist nicht überliefert, doch ist das Messap. mit dem Illyr. verwandt.

Man wird annehmen dürfen, daß das bisher nicht erklärte Wort *Brente* mit dem Tiernamen, der Elch oder Hirsch bedeuten kann, identisch ist, der auf die Decke und dann auf die Erzeugnisse aus dieser überging, wie dies für zahlreiche ähnliche Fälle zutrifft.

Das illyr. *b r e n t a* ging als Lehnwort in das Lateinische und in die roman. Sprachen über, aus denen es wieder nach der 2. Lautverschiebung ins Oberdeutsche entlehnt wurde.

Der Bootsname *B r e n t a* läßt sich in gleicher Weise deuten, da eine Bespannung von Booten mit Elchhäuten vorkommt.

Schematisch lassen sich die Bedeutungsübergänge wie folgt darstellen:



Literatur

- (1) Kluge-Mitzka, Etymol. Wörterbuch d. deutschen Sprache, 18. A., 1960, S. 99.
- (2) P. Scheuermeier, Bauernwerk. Erlenbach-Zürich. Bd. I (1943), S. 154.
- (3) Vgl. J. Hubschmid, Schläuche und Fässer, Bern 1955, S. 28.
- (4) E. Hellquist, Svensk etymol. ordbok, 3. A., Lund 1948, S. 98.
- (5) E. Fränkel, Litauisches etymol. Wörterbuch, Bd. 1, 1955-62, S. 57.
- (6) J. Schulz, Im Banne des Nordlichts, Nürnberg 1940, S. 20.
- (7) J. Schmidt, Zur Geschichte des ädg. Vocalismus, I, Weimar 1871, S. 124.
- (8) J. Schmidt, l. c., S. 73, 75.
- (9) Vgl. z. B. J. Kehrein, Volkssprache und Volkssitte im Herzogtum Nassau, 1. Bd., Bonn 1862, S. 94.
- (10) Dicziunari Rumantsch Grischun, 2. Bd., 1947-57, S. 490/91.
- (11) W. v. Wartburg, Französ. etymol. Wörterbuch, 1. Bd., Neudruck 1948, S. 517.
- (12) J. Hubschmid, Z. f. roman. Phil. 66 (1950), 36.
- (13) Schweiz. Idiotikon, 5. Bd., 1905, S. 754/760.
- (14) E. Öhmann, Neuphilolog. Mitt. 42 (1941), S. 105.
- (15) Th. Unger, Steirischer Wortschatz, 1968. Neudruck d. Ausgabe 1903, S. 114, 115.
- (16) DWb. 2. (1860), S. 304.
- (17) R. Beitzl, Wörterbuch der deutschen Volkskunde, 2. A., Stuttgart 1955.
- (18) Du Cange, Glossarium mediae et infimae latinitatis (1883) I, S. 742.
- (19) Langenscheidts Taschenwörterbuch Italienisch-Deutsch, Berlin 1940, S. 66.
- (20) Fr. Morton, Ein neuer Tragsack für Salz aus Hallstatt, Wiener Prähist. Z. 26 (1939), S. 157/66.
- (21) J. Reitinger, Oberösterreich zu ur- und frühgeschichtlicher Zeit. Linz 1969, Bd. 1, S. 154, 155, Abb. 125, 132.
- (22) J. Reitinger, l. c., Abb. 129, S. 159.
- (23) Mautner-Geram, Steirisches Trachtenbuch, Bd. II, Graz 1935, S. 393.
- (24) J. Reitinger, l. c., S. 154.
- (25) W. G. Heptner u. A. A. Nasimowitsch, Der Elch, Wittenberg/Stuttgart 1967, S. 198.
- (26) J. Reitinger, l. c., S. 158.
- (27) J. Ch. Adelung, Gramm. krit. Wörterbuch hochdeutscher Mundart, Wien 1811, 1, S. 1189.
- (28) W. Ziesemer, Preußisches Wörterbuch 1 (1939), S. 806.
- (29) Martenson, Der Elch, Riga 1903, S. 160.
- (30) R. Trebitsch, Archiv f. Anthropologie, N. F., Bd. 11 (1912), S. 161—184.
- (31) DWb., 8. Bd., S. 2488 (1893).
- (32) W. Mitzka, Deutsche Bauern- und Fischerboote (= Wörter u. Sachen, Beiheft 6), 1933, S. 81 (Abb. 63).
- (33) Zitiert nach H. H. Müller, Jschr. mitteldt. Vorgeschichte 50 (1966), S. 322.
- (34) J. F. Brandt, Beiträge zur Naturgeschichte des Elens, St. Petersburg 1870, S. 14.

- (35) F. Altheim, E. Trautmann-Nehring, Kimbern und Runen, 2. A., Berlin, S. 18.
- (36) H. Krahe, Die Sprache der Illyrier, 1957, S. 28.
- (37) Georges Handwörterbuch, Lateinisch-Deutsch, 1951, I/1, S. 861, 868.
- (38) A. Mayer, Die Sprache der alten Illyrier, Wien 1957.
- (39) H. Krahe, Die alten balkan-illyrischen geographischen Namen, Heidelberg 1925, S. 84.
- (40) H. Krahe, Sprache der Illyrier, l. c., S. 103.
- (41) J. U. Hubschmied, Bezeichnungen von Göttern und Dämonen als Flußnamen, Bern 1947, S. 13.
- (42) G. Gerullis, Die altpreußischen Ortsnamen, Berlin u. Leipzig 1922, S. 233.
- (43) D. Müller-Using, Die Bedeutung der Namenkunde für die historische Zoologie. Zeitschrift für Jagdkunde IV (1942), S. 6.
- (44) A. Bach, Deutsche Namenkunde II/2, § 464, S. 106.
- (45) A. Kutzelnigg (noch unveröffentlicht).
- (46) H. Fischer, Schwäbisches Wörterbuch, Bd. 1, S. 1403/4.
- (47) R. Pittioni, Urgeschichte des österreichischen Raumes, Wien 1954, S. 781/82.
- (48) Historia mundi, 3. Bd., Bern 1954, S. 362/64.
- (49) Walde-Pokorny, Vergleichendes Wörterbuch der indogermanischen Sprachen. 1. Bd. (1930), S. 205.
- (50) H. Hirt, Indogermanische Grammatik I, S. 261.
- (51) H. Braune, Althochdeutsche Grammatik, 11. A., Tübingen 1963, S. 122.
- (52) A. Kutzelnigg, Farnkraut — Farrenkraut. Orbis 17 (1968), S. 151.
- (53) A. Kurschat, Litauisch-Deutsches Wörterbuch, Bd. I, Göttingen 1968.
- (54) Vgl. M. Reimann, Sachkunde und Terminologie der Rücken-traggeräte in der deutschen Schweiz. Diss. Zürich 1947. Für den Hinweis auf diese Arbeit danke ich Herrn P. Zinsli, Bern.
- (55) H. Krahe, Unsere ältesten Flußnamen (1964), gelangt zu einer Bedeutung: „Quelle, Quellfluß“.

Vieh und Futter in Villgraten, Osttirol

Von Maria Lang-Reitstätter, Wien

's gescheite Vieh

Die Kühe wissen immer genau, was sie wollen. In der Früh läßt man sie während der guten Jahreszeit aus. Zuerst fressen sie beim Haus. Aber sie wissen schon ihren Weg. Unter dem Fressen gehen sie selber zur Brücke hinunter. Man treibt sie zu dem Steig, der auf der anderen Talseite in den Wald hinaufführt, wo der Bauer das Weiderecht hat. Durch den Wald gehen sie ganz allein. Er zieht sich sehr steil den Abhang hinauf. Aber die Kühe fallen fast nie ab. Läßt man sie allein gehen, dann gehen sie immer gut. Sie passen recht auf. Wenn einer hinten nachn treibt, geht es schlechter. Die Kuh kann nicht dorthin steigen, wo sie will. Sie wird ganz irr und kugelt viel eher ab.

Gegen Abend kommen sie von selber wieder herunter. Auf die Viertelstunde stehen sie zum Haus her und wollen in den Stall. Sie lian (schreien) vor dem Zaun, bis man sie innelat (hereinläßt). Kommen sie einmal nicht, weil ihnen das Gras gar so gut schmeckt, dann kriegt der Seppelle den Auftrag: „G'achn (geh hinab) und treibt die Küah auawärtig (herauf).“

Wollen sie in den Wald hinauf und man treibt sie die andere Seite, weil sie in der Au weiden müssen, dann sind sie den ganzen Tag nicht so, wie sie sein sollen. Sie gehen nie dem Weg nach und zeigen sich soviel zuwider. Wenn 's Vieche wo nicht hingegen will, das kennt man ihme gleich an.

Heute ist das weiße Küahle noch nicht zurück von der Weide. Beim Rennerbauern stehen sie alle auf dem Solder, auch die Kinder, und schauen auf den gegenüberliegenden Bergabhang. Schon vor einer Stunde ist die glockate Kuih (Leitkuh mit der Glocke um den Hals) mit den zwei anderen heimkommen. Aber das weiße Küahle ist immer so eine „Bsundere“ (Sonderbare). Am Abend kommt sie nicht gern. Mag auch die glockate Kuh unterwegs zwanzigmal stehen bleiben und „lian“. Sie liat hinter (schreit zur Antwort) und bleibt. Gut, daß die Rennerweide eine „sänfte Wade“ (nicht steil) ist. Auch meint der Bauer: „Die Kuih findet wohl heim. Die weiß immer, wo sie zu gehen hat. Wenn eins ander (einer) Kuih

nachn giahnt bei Nachten, kimmt er ans richtige Ort; solange fahlt ihm nicht (fehlt ihm nichts).“ Ganz oben am Berg ist unterdessen das weiße Kūahle sichtbar worden. Langsam und vorsichtig klettert es bergab, immer einem schmalen Steig nach, der dort herabführt. Alle wissen es ganz genau, dort unterhalb der großen Bäume wird es stehen bleiben. Dort ist a „Pitz“ (Wassergrube), wo es immer trinkt. Unten im Tal bei der Bachbrücke bleibt es auch jedesmal stehen und frißt ein paar Blätter von den Stauden ab. So viel kennt wohl jeder Bergbauer sein Vieh, daß er genau weiß, was es treibt.

Es dauert noch eine gute halbe Stunde, bis das weiße Kūahle endlich vor der Stalltür steht und um Einlaß liat.

So einer Kuh schaut wirklich die Gemütlichkeit aus den Augen. Vom kleinsten Kinde läßt sie sich befehlen. Ausnahmen sind sehr selten. Die „Matze“ beim Rennerbauern tut gegen kleinere Kinder „Kopf machen“ (mit den Hörnern drohen). Ein Büable hat sie einmal, wie sie jung war, recht geschlagen und derschreckt. Die „Weixl“ von der Jungege geht auf jeden Hund mit gesenkten Hörnern los. Sie kann den Fleischerhund nicht vergessen, der ihr einmal das Kalbe weggetrieben hat.

Es kommt selten vor, aber möglich ist es schon, daß ein solches Vieh seine Milch selber austrinkt. „Die Kūih unterau'wärt¹⁾, so kann sie sich selber melch'n!“

„Fürchtig“ (furchtbar) sieht es aus, wenn die Kūhe „schpakt“. Sie heben den Schweif in die Höhe und springen ganz wilde. Da muß man sie springen lassen, sie sind nicht zum „au'dahalt“. „Heut hat's Vieche gelellt“, sagt man dazu in Innervillgraten²⁾.

In der Weihnachtszeit sollen die Kūhe sprechen. Aber man darf nicht zuhören, sonst geschieht ein Unglück.

Einen Sesselfuß ausreißen und über das Dach werfen, ist ein Heilmittel, wenn eine Kuh schwer gebiert. Wenn das Nuidele (Kalb) auf die Welt kommt, schaut man gleich, ob's ein mannas oder weiwias ist. Ein weibernes gilt natürlich als zukünftiges Milchtier mehr und wird als Zigikalbl aufgezogen. Den agespenten (entwöhnten) Kälbern gibt man Maulkörbl aus weichem Draht, daß sie nicht melchn.

Viehhüten

Wenn man in einem Ort eine Wiese hat, kann man dort die Kūhe auf dem Gemeindegrund weiden lassen. Ist dieser vom Haus weiter entfernt, zahlt man einem Bauern etwas für die Aufsicht.

¹⁾ Das untere aufwärts, auf dem Rücken liegend!

²⁾ „bisel'n“ im Deferegggen Tal, wenn die Rinder bei großer Hitze, von Fliegen verfolgt, mit aufgerichteten Schwänzen davonrennen (V. Hintner, Beiträge zur tirolischen Dialektforschung, Wien 1878, 23).

Die Weiberleut tun stricken beim Hüatn. Wer geschickt dazu ist, macht „geflechtene“ Stroh Hüte für Manderleut, Weiberleut und Kinder. Die männlichen Hirten basteln und schnitzeln ein wenig. Mehrere „Hirterbuibn“ geben ihr Vieh zusammen und gehen miteinander. So ist es feiner. „Netta sov'l (soviel) guit“ spielen läßt es sich, wenn ihrer mehr beim Hüten sind.

Der klan Seppele versucht jeden Tag das Klapfn. Am Gaßstecken hat er die Schinde (Rinde) darangelassen, sonst geht der Stecken bald zugrunde. Eine junge Lärche hat er dazu abgescnitten. Es tuscht fürchtig laut, scheidenschußweit hören's die Leute. Die Kühe sind es schon gewohnt und grasen ruhig weiter. Nur auf den Abend derhüat er sie nimmer, die Küah. Da wollen sie heimzu in den Stall.

Liegt eine Weide entfernt vom Bauernhaus, aber so, daß die beiden „zsammschaugn“, so verständigt sich die Bäuerin mit dem Hüter oder der Hirtin durch ein ausgehängtes Leintuch, wenn's Zeit ist zum Heimtreiben³⁾. „O du mei liabs Herrgöttle, bald es beim Hüaten recht wilde geregnet hat 'n ganze Tag, haben wir Kinder da alleweil zum Hause geschaut, ob die Muitter au'hängt hamezugiahn“, erinnert sich noch das alte Burgile hinter.

Die Kuid

„Kuisla, geh la he!“, ruft man in Außervillgraten. „Kusi“, lockt man die Kühe in Innervillgraten.

Jede Kuh hört auf ihren Namen. Wenn sie ein Jahr alt ist, bekommt sie einen, der für sie paßt. Häufig nach der Farbe oder nach einem anderen Kennzeichen. Der sie füttert, ruft sie immer mit dem gleichen Namen. Nach ein paar Tagen hört sie darauf. Mag die Kuh auch ganz abgewendet stehen, sobald man sie ruft, dreht sie die Ohren hinterwärts und horcht.

Fälchate (fahle), Braune, Weiße, Tschekate (scheckige), Roate (Rote), Blesse sind Kuhnamen. Es gibt auch eine Zirka, Matze, Alte, Junge, Klane, Weixl, Tschule, Trine. Kreuzgruber Seppeles Küahle heißt „Mulele“, weil ihre Hörner nach rückwärts gewendet sind. Das schaut aus, als ob sie keine Hörner hätte wie ein Maultier.

Die Villgrater Bergbauern haben fast nur Pinzgauer Rindvieh. Das Pinzgauer Rind frißt auch das saure Gras auf den feuchten Wiesen. Das Inntaler Fleckvieh dagegen nicht. Das Pinzgauer Rind klettert leichter, es wadet (weidet) besser. Es ist das Richtige für die Hochtäler und steilen Abhänge. Ein Rind der Simmentaler-

³⁾ Ein ausgehängtes Leintuch als Verständigungsmittel: I. Dürlinger, Historisch-statistisches Handbuch von Pongau. Salzburg 1867, 121, und G. Graber, Sagen und Märchen aus Kärnten. Graz 1935, 305.

Rasse ist selten zu sehen. Bockdurr⁴⁾ bleibt manche Kuh. Aber sie ist ihre vierzehn, sechzehn Jahre und noch länger eine brave Milchkuh.

Bei einem reichen Bauern haben sie mehrere Küttlan (Gruppen) unter dem Rindvieh. Milchkühe, Spinner (Jungstiere), dann das übrige Galtvieche. In kleinen Häusern muß eine Kuh Nahrung und Geld geben.

Stierhålda ist der Bauer, der einen Stier hat. Jede der vier Fraktionen in Außervillgraten (Unterfelden, Versellerberg, Winkelthal, Unterwalden) ist eine Genossenschaft für das Vieh. Innerhalb dieser Genossenschaft bestimmen die Bauern jedes Jahr, wer der Stierhalter ist. In jeder Fraktion einer. Die Kuh wird bei dem zugehörigen Stier zuigelå't. Für einen Sprung zahlte man dem Halter ungefähr 10 Schilling.

In Sillian ist Viehmarkt: Auf Neujahr (2. Jänner), zu Lichtmeß, Mittfasten, Osterdienstag, Pfingstdienstag, Heilig Kreuz, den letzten November. Den 3. November ist hauptsächlich Schafmarkt. Der Viehmarkt am 2. Jänner oder der am 2. Februar sind sehr wichtig für die Bauern. „Lichtmessen“ ist vor der Tür. Da sind die Dienstboten auszuzahlen. Um 1940 war das im Jahr 200—300 Mark eine Dirn, 400—470 Mark ein Knecht. Ein weiblicher Dienstbote kostet schon fast eine Kuh. Deshalb müssen viele Bauern Vieh verkaufen, damit sie Geld ins Haus bekommen. Manche haben auch nicht mehr genug Heu, um alles Vieh weiter zu füttern.

Um Weihnachten sollen die Viehhändler zu den Bauern kommen. Sind sie bis Neujahr nicht im Tal, dann sind die Preise auf dem Markt in Sillian (2. Jänner) schlecht für die Verkäufer. Früher war in Innervillgraten, noch früher (etwa um 1900) auch in Außervillgraten im Herbst Viehmarkt. Jetzt kommen die Viehhändler. Sie gehen von Haus zu Haus und bieten den Bauern Preise. Deshalb sind herinnen im Tale keine Märkte mehr. Auch mitten im Sommer kommen manches Jahr die Salzburger Viehhändler nach Villgraten. Das ist ein gutes Zeichen! Die Preise stehen dann hoch, deshalb wollen sich die Händler schon vor dem Markttag das Vieh sichern.

Seine Steuern muß der Bergbauer mit dem Vieh zahlen, wenn er keinen schlagbaren Wald hat. Höchstens ein paar Säcke Erdäpfel, wenn sie geraten, kann er auch noch verkaufen.

Wenn es bei einer Kuh „in Weichn fahlt“ (an Weihen fehlt), dann hat einer einen bösen Wunsch. Das kann schon vorkommen. Ein Bauer möchte eine Kuh recht gern, weil sie vielleicht zwanzig Liter Milch im Tag gibt, wenn sie das Kalb gehabt hat. Aber er bekommt sie nicht. Ist er ein unguter Mensch, tut er die Kuh ver-

⁴⁾ Mager, dürr wie ein Ziegenbock.

wünschen. Dann kann sie durch den Wunsch die Krankheit bekommen. Die Kuh ist ganz wilde, brüllt und stößt. Aus dem Barren frißt sie überhaupt nicht, Wasser trinkt sie gar keines. Die anderen Kühe sind recht erschreckt dabei, bekommen aber die Krankheit nicht. Auf der Albe ist diese Krankheit nie. Immer nur, wenn die Kühe länger im Stall sind. Im Herbst oder Winter oder gegen den Langes (Frühling).

Siebenerlei Weich'n müssen zusammengetan werden: Kräuter, Salz, Palmbesen, Asche und zwei bestimmte Weich'n aus den „weichn Pölschterlen“⁵⁾. Mit Weihwasser wird daraus eine Kugel gemacht, die steckt man der Kuh in die Fotze. Wenn sie die Kugel frißt, und es wird noch nicht besser, dann hilft nur mehr eines: ein Pater muß her und sie segnen. „Dafür werd es wohl einen eigenen Segen geben“⁶⁾. Erst dann wird es gut.

Diese Krankheit kommt sehr selten vor. Alle paar Jahre einmal in irgendeinem Bauernhaus.

Etwas vom Lecke

Gegen Abend zieht die Dirn mit dem Ruckekorb, der Sengse und dem Rechen, für die Kuh Miate (Grünfutter) zu holen. Keine leichte Arbeit am Ende des Tages. Irgendwo an einer steilen Lehne ist zu mähen. Wenn der Ruckekorb einmal den sticklen Hang abwalget, sell ischt doch a Teixlszoig! Zweimal denselben Weg tun, is soviel nit nett. Ringe (leicht) ist er auch nicht gerade, ein voller Miatekorb! Solang es auf dem Feld etwas Grünes gibt, bekommt das Vieh davon.

Die Ruibn essen die Menschen, die Ruibnwädl (Rübenblätter) werfen nur die Kinder auf den Weg. Erwachsene tragen sie heim und füttern damit die Kühe.

Nach der letzten Mahd läßt der Bergbauer das Vieh im Felde weiden, wenn von der Albe abgetrieben ist. Hat das kalte und schlechte Wetter im Herbescht damit ein Ende gemacht, liegt Gedeih und Verderb von Mensch und Vieh am „Futterhaus“ und seinem Inhalt. Die Vorratsräume hinter und über dem Wohnteil des Hauses haben diesen Namen. Eine Kammer im Futterhaus ist der „Kornkaschte“ mit den Mehl- und Korngränten (Truhen). Das Übrige ist angefüllt mit Heu und Stroh. Wie voller, wie besser. Leert sich der Heustadl im Laufe des Winters, dann gehen die Manderleut

⁵⁾ Solche Pölschterlen, die außen mit Flitterwerk geschmückt sind, habe ich dem Museum für Volkskunde in Wien gewidmet.

⁶⁾ Diese Vermutung der Bergbauern ist richtig. Die römisch-katholische Kirche spendet einen eigenen Segen „über Klein- und Großvieh“, „über verseuchtes Vieh“ und „über schwerkrankes Klein- und Großvieh“ (Betende Kirche. Hg. von der Abtei Maria Laach. Berlin 1927, S. 499 f.).

Heuzoichn und bringen das Heu von den Heuschupfen auf den Hochwiesen als Nachschub.

Das Vieh den langen Winter über zu füttern, ist eine große Sorge für den Bergbauern. Mit der Heusengse schneidet der „Füeterer“ das Heu im Futterstadl herunter. Heu und Stroh, in der Strohruchn (im Unterstadl) zusammengeschnitten, wird trocken verfüttert. Etwas kürzer geschnitten, mit heißem Wasser abgebrannt und gesalzen, heißt es Zot.

Die Bergbauern haben außerdem für das Vieh noch eine eigene Nahrung: das „Lecke“. Was die Bauern anderer Gegenden als Mist wegwerfen, verbrennen oder ungenützt verkommen lassen, findet bei den Bergbauern sorgsame Hege und Verwendung. „Sell ischt decht a Wunder, daß die mehrer's Leck haben!“ So redet man von einem notigen Bauern, der nicht auf seine Sachen schaut. Viel verschiedenes Leck im Hause ist ein Zeichen von Wohlhabenheit und wirtschaftlichem Sinn. Im Hof, dem Raum zwischen Wohnhaus und Stall, ist der Strewekotter, der Platz, wo man im Winter die Strewe hintut. Im Hof steht die wuchtige Leckgränze, eine Holztruhe. Sie hat mehrere Abteilungen für die Leckgattungen. Futter aus vielerlei Leck, verschiedenartig gemischt, hält der Bergbauer für die gesündeste Viehnahrung während der Stallzeit.

Leck mit Kleie heißt „weißes Leck“, alles andere ist „schwarzes Leck“. Kleie von allen Getreidearten, also weißes Leck, verbessert das Viehfutter sehr. Die Spreu jeder Getreideart heißt bei den Bergbauern Numal. Gemahlen gibt sie Numalleck, ein Futter besonders für die Schafe. Die „Heublumen“, der kleine Heuabfall, müssen die Bergbauern vor dem Mahlen zuerst reutern, dann durch die Windmühle treiben wegen der kleinen Steine. Die täten sonst Feuer fangen zwischen den Mühlsteinen. Die ganze Mühle könnte dadurch angezündet werden. „Stein auf Stein gibt Feuer“, sagen die Bergbauern. „Heublumaleck“ bekommen Rinder, Pferde und auch die Hühner.

Die Verwendung der Fichtennadeln als Streu in solchen Gegenden, wo mit dem Stroh gespart werden muß, ist ja noch zu begreifen. Wer ahnt jedoch, daß diese Nadeln, die „Plissn“ ⁷⁾, gemahlen als „Tasplissnleck“ zum Viehfüttern verwendet werden! Es ist ein mageres Futter. Nur die Rinder nehmen es, Schafe fressen es nicht. Vor dem Mahlen werden die Plissen im Backofen gedörft. Heublumen und Tasplissn werden für die Rinder oft gemischt.

⁷⁾ Auch in der kärntnerischen Mundart „Plissn“ = Nadeln der Fichten und Tannen. (Jahrbuch des naturhistorischen Landesmuseums von Kärnten. Klagenfurt 1888. 36, 72.)

„Bohnstrohweleck“ aus gemahlenem „Bohnenstroh“ (Stauden der Bohnen, *Vicia Faba*) gilt als bestes Leck. Zusammen mit Bohnenmehl (gemahlenen Bohnen) ist es gut für den Leib (die Mast) bei Fåkn, für Milch und Butter bei den Kühen. Bohnstrohleck ist ein Futter, das Vieche fett zu machen. Jungvieh darf man es nicht geben, es wächst sonst nicht mehr weiter. Vor dem Schlachten drei Wochen solches zu fressen geben, das ist recht, oft wird Fleisch. Oder vor dem Verkaufen, daß 's Vieche gewichtiger wird. Bloßes Haferleck (Haferkleie) gibt ein gutes Pferdefutter. „Haferbruch“, zerkleinerte Haferkörner, gehört für die Fåkn, Kühe und Nuidelen (Kälber).

Der Bergbauer pflanzt wenig Erdäpfel. Die Knollen sind eine seltenere Speise auf seinem Tisch. Das „Erpflab“, die grünen Stauden, wirft er nicht weg oder verbrennt sie auf dem Acker, wie der Bauer in der Ebene. Sorgsam gedörst, geschnitten, gemahlen gibt es „Erpffleck“ für die Kühe. Brennesselleck (gemahlene dürre Brennessel) ist für die Hühner.

Neben dem Hause, auf der Schafstallseite, steht der Leckhusch, eine Holzrinne auf einem Gestell. Darin richtet man Kleie und Salz für die Schafe, wenn das Wetter noch gar zu kalt ist, um sie ins Freie zu lassen beim Füttern.

Aus Zot und Leck (verschiedenes gemischt) und Salz, in der „Brüahgränte“ (Holztruhe) a'gesottn (mit heißem Wasser übergossen) macht die Kuidirn eine „Brüah“, das winterliche Viehfutter. Das alte Wawele hat nur eine Kuid. In einem Müldele oder in der hölzernen Leckschüssel (Multa) tut sie der Kuid ein Köchl geben: mehrerlei Leck, Korn, Mehl, Kåwes (Kopfkraut), Salz, heißes Wasser. „Sell ischt fürs Kiahle eppes Guit's.“

Im Stall

Unter einem Dach mit den Wohnräumen der Menschen, hinter dem Quergange des „Hofes“, liegt der Stall, für Kühe und Pferde gemeinsam. An der Wand entlang stehen die Bån (Futterbarren), darüber die „Lata“ (Futterraufe). Die Pferde sind voneinander durch „Planken“ getrennt, daß sie sich nicht gegenseitig schlagen. Der Schäfestall ist vom anderen Stall abgetrennt. Als Fåknstall dient ein kleiner Verschlag im großen Viehstall.

In jedem Stalle hängt 's Weichbrunnkrüagl, irgendein Hafele mit Weihwasser. Auch ein Kuhhorn ist recht dazu.

Über der Stalltür ist mit vier Nägeln ein gedruckter Stallsegen angebracht. Das Vieh wird dem Schutz der Heiligen empfohlen. Beim Hinteroberegger haben sie ein Bild des hl. Isidor an der Stall-

tür. Bei anderen Bauern das Bild des hl. Georg oder des hl. Josef oder des hl. Antonius.

An manchen Pferdeställen sind Hufeisen angenagelt. Schon seit langer Zeit. Früher hatte man dabei sicher irgendeinen „Gelabe“. Jetzt sagt man scherzhaft: „A Hufeisen ist auf dem Stalle, damit sie sehen, daß a Roß darin ist, und nicht vergessen 's Füättern, bald sie rauschig sind, die Rosser“ (Roßknechte).

Stalltaschn, graue Wollsocken, zieht die Bäuerin oder die Dirn an zur Stallarbeit. Außerdem fährt sie in die Stalltschokln⁸⁾, gewaltige Holzschuhe, die immer neben der Stalltür bereitstehen. Sie betritt mit diesen Ungeheuern keinen anderen Raum, trägt also den Mist nicht im Hause umher.

Das Vieh hält man ziemlich sauber. Im Sommer überläßt man es freilich dem Regen, Kuh und Kalb und alles Vieche zu reinigen. Im Winter aber wird gewaschen und gestriegelt. Fliegenpapier hängt in den Ställen.

Im Winter bei der strengsten Kälte lassen sorgsame Bergbauern 's Vieche gar nicht mehr aus, auch nicht zum Bache oder zum Brunnen.

Manche treiben das ganze Vieh auf einmal zum Bach im Winter. Wenn es nicht zu steil ist und zu eisig. Oder sie schütten ein Schaff heißes Wasser in den Brunntrug, bevor sie das Vieh trinken lassen.

's Vieche auskehren (aus dem Stall lassen) im Langes, ist eine rechte Plage. Wie froh sind die Schafe! Im Stall sind ihnen die Schafezechen (Schafzecken) gewachsen und haben sie gepeinigt. Das junge Rindvieh tut wie narrisch: rennen und stoßen. Sogar die Kühe sind ganz wilde lustig, bald sie zum erstenmal wieder ins Freie kommen. Und die Rösser erst! Sell derwehren die Weiberleut schier gar nit. Da muß ein Mannischer dabei sein.

Bevor man „auskehrt im Langes“, kommt der Pfarrer in die „Stalle“ und tut das Vieh segnen. Er tuit eine Weile sprengen und beten, dabei geht man mit, eine brennende Kerze in der Hand, und betet auch. Dafür gibt man dem Pfarrer ein Butterknöllele. Nicht alle Bauern auf einmal geben ihm das, sondern einmal der und einmal der. Er saget schon, wie es ihm lieber ist, daß ihm „der Butter nit rantsch (ranzig) werd“.

Mit Weihwasser besprengt man das Vieh, wenn es auf die Weide geht (im Langes) oder auf die Albe im Sommer.

Der als erster „auskehrt“, kann leicht in üble Nachrede kommen. „Er vergunnt einem andern nit! ⁹⁾“, sagt man ihm nach.

⁸⁾ Sie sind meist aus Zirbenholz hergestellt. (Museum für Volkskunde in Wien, Schenkung Lang-Reitstätter, „Villgraten“.)

⁹⁾ Er vergönnt einem andern nichts, nämlich das erste Gras als Viehfutter.

Wenn spät Weide wird, Heu auch schon zu wenig im Hause ist, haben die Bergbauern im Langes a rechte Fuitternoat (Not).

Eine oder zwei Kühe läßt man als „Hamkuih“ beim Haus, daß man Milch für den täglichen Gebrauch hat. Wird eine Kuh zu alt, auf die Weide zu gehen, läßt man sie als Stallkuh daheim, solange sie noch Milch gibt. Die Tschule vom Bodenbauern darf nicht weiden. Trotzdem sie eine junge, starke Kueh ist. Sie gang durch. Stundenweit müßte man sie jeden Abend holen gehen. Also muß sie im Stall bleiben. Sehnsuchtsvoll schaut sie beim Stallfenster heraus. Wie sie jemand erblickt, trinzlt (brummt) und liat (muht) sie zum Erbarmen. Solche Kühe sind zum Glück selten.

Die Milch

Die Kühe werden in der Früh und zsnachts gemolken. Die Bergbauern halten das selber nicht für gut. Die Mittagmilch wär' verloren, sagen sie. Aber man hat nicht die Zeit, dreimal zu melken. Auch auf der Albe nicht. Die Milch wird in viele flache Schüsseln geleert. Jede faßt ungefähr einen Liter. Im Kuchlgarndl stehen die Schüsseln übereinander, zwischen zwei immer ein „Milchlaterl“ als Standunterlage. Verwendet man die Milch, dann streift die Bäuerin zuerst mit dem „Rahmbögele“ den Rahm herunter. Wo man eine Zentrifuge hat, sind Milchlaterl und Rahmbögele überflüssig geworden.

In langer Reihe lehnen die Milchgeschirre nebeneinander an der äußeren Hauswand und trocknen in der Sonne. Die Holzschüsseln für die Milch sind sehr schwer zu reinigen. Manche Weibische trifft es gar nicht. „Teigl, was ischt denn das, daß mir die Milch so z'sammsauert?“, jammert sie. Man muß sie gut ausreiben, heißes Wasser dazu nehmen und sie in der Sonne trocknen. Mit der Zeit zieht sich trotzdem der Milchgeruch in das Holz ein. Blechgefäße sind viel leichter zu reinigen, und man verwendet sie deshalb schon in den meisten Häusern.

Viele verkaufen die Milch in die Sennerei nach Sillian. Oder sie verkaufen die Butter. Selber kochen sie dann mit der „letzen (schlechten) Fettn“, dem Speisefett oder mit Margarine. Die Villgrater Bäuerin „gibt zuvor a bissel Zwiefla ein und tuit das braun außerbachen“, eh sie das Fett nimmt, „na' schmeckt mans nit“. 10 Bauern behielten nicht einmal in der Kaser einen Liter Milch für den eigenen Gebrauch. Alles schickten sie nach Sillian in die Sennerei. Sie selber verwendeten auch in der Albe Margarine! Zum Schlagen (Butterrühren) gebrauchen viele noch den Schlaka, den Rührkübel. Das Butterfaß zum Drehen ist nur bei Neuerungslustigen zu finden. Am Schlaka stehen, ist Weiberleutsache. Unter einer

halben Stunde rühren ist es nicht zu erreichen, daß „der Butter werd“.

Im Winter steckt man das erwärmte Schlakaeisen in die Milch, damit eher Butter wird. — „Villgrater Schmalz“ (zerlassene Butter) war in früheren Jahren weithin bekannt und viel begehrt.

Die kleinen Käseballele macht man aus „Schotte“. „Salzen und well (mit den Händen ausdrücken), daß er schmierig werd, und ballelen. Mit einem nassen Huder zuiluckn (zudecken)“; in 2 bis 3 Tagen ist er gut, der „Balle“. Will man Käselaibe machen, gibt man den nassen Käse zuerst in den hölzernen Kaschger (Käseform) mit Löchern, daß die überschüssige Flüssigkeit abrinne kann. Nach einiger Zeit kommt er in den Kaschger mit dem festen Boden.

Das Käsewasser gibt man den Schweinen und den Kühen zu trinken. Oder man macht Zieger daraus¹⁰⁾. 's „Spuilat“ (Spülwasser) geben die Leute auch den Kühen, aber das ist „für nicht“. Höchstens für Schweine tut es oder auf den Misthaufen zu schütten.

Auf der Albe

„Wir sind gern droben auf der Albe. Dort ist die Luft viel besser wie da heraußen ba-n-ins. Gleich spürt man's, bald man aukimmt (hinaufkommt).“ So sagen die Bergbauern, deren Häuser ohnehin 1300—1500 m hoch liegen. Auch die Alben hinten in den Talschlüssen des Winkel- und Arntales sind beliebt. „Im Sommer ischt es allm fein da ahinne (herinnen). Und recht stille. Es sind nicht viel Leut, die hinne (herein) und für (hinaus) giahn.“ Die Bergbauern geben ihre Kinder und kränkliche Hausleute gern auf die Albe zur Erholung, weil dort soviel eine gesunde Luft ist! Auch die Albenmilch ist ganz anders als beim Bauern daheim. Das machen die würzigen Bergpflanzen. „Nur acht Tage auf der Albe und schon so viel zigt (zugenommen)!“, bestaunt man dann bei einem Besuch den Erholten.

Die Kaser (Sennhütte) richtet jeder Bergbauer nett zusammen. Wie ein kleineres Bauernhaus sieht sie aus. Ein paar Bauern, die darauf nichts halten, stehen in einem schlechten Ansehen. Außen zieht sich der Solder um drei Seiten. Unten ist der Stall, obenauf die Labe (Vorhaus), die Rauchstube mit dem offenen Herd, eine Kammer für die Sennerin, eine Milchammer mit Broadruhe und Schüsselruhe (Brot- und Schüsselrahmen) und der Heuboden. Er beherbergt das Heu vom „Du'feld“, den gedüngten Wiesen rund um die Kaser.

¹⁰⁾ Über den Zieger und seine Verwendung in Villgraten vgl. M. Lang-Reitstätter, Bergbauernkost. (Wr. Zeitschrift f. Volkskunde 1933, 22 f.)

Getäfelt ist die Stube in der Kaser freilich nicht. Nur die Balkendicke ist Schutz gegen Wind und Wetter. „Lunten“ (Spalten) gibt es genug. Nach dem Essen stecken die Leute ihre Löffel hinein, so daß der Stiel außen beim Solder oft heraussteht. Mitunter steht auf dem Ofen in der Stube ein Gefäß mit einem Strauß von Gilgen, Kohlröselen, Stannagelen, Zetn (Alpenrosen) und Edelweiß. Die Gilgen (Türkenbund) sind ein Lieblingsfutter der Ziegen. In der einen und anderen Kaser hängt eine Zither an der Stubenwand oder ein Flügelhorn.

Was sie auf der Albe brauchen, müssen die Menschen auf dem Buckel hinauftragen. Vielen ist der offene Herd nimmer gut genug. Ein Mannermensch trägt dann im Langes einen eisernen Sparherd zur Kaser. Mit einem Korb trägt die Sennin das Bettzeug hinauf. Die Manderleut tragen mit der Stalkraxe Mehl auf die Albe. Das volle „Bätzl“ (kleiner Sack) steht recht gut auf der Stale (Traggestell). Auf dieselbe Art tragen sie im Herbesch, wenn das Gras mager wird, Leck zum Dazufüttern hinauf. Auch der Stibich (hölzerne Rückenbutte) wird zum Korn-, Mehl- und Lecktragen verwendet.

Zu tun hat eine Sennerin fest. In der Früh und am Abend werden die Kühe im Stall gemolken. Das Futter suchen sie selber. Den Tag über sind sie im Freien. Bei der ärgsten Hitze zu Mittag kann das Vieche im „Schattngartn“ unterstehen. Stundenweit muß die Hirtin oder der Hirt manchmal abends „das verfluchte Vieche“ suchen gehen, wenn die Suche nach gutem Gras es verlockt und die Menschen versäumt haben, nach der Richtung des Weideganges zu schauen. Außer dem Melken ist die Milch zu versorgen: Butter rühren, Käse machen. Das viele Milchgeschirr reinigen. Schnell etwas kochen, ein Milchmus, einen Schmarrn, Plente oder Knödel. Den Stall reinigen. Und wieder melken. Die Küheanzahl, die auf eine Sennerin kommt, ist ziemlich groß. Mindestens vier Stück, zumeist acht bis zwölf Stück. Die Arbeit ist so schwer, daß Gedele, als sie auf der Albe des Rautbauern gesennt hat, vor Übermüdung nicht ruhig schlafen konnte. Aufgeschrien hat sie in ihrer Kammer und aufdurch ist sie mitten in der Nacht. Erst draußen vor der Kaser ist sie aufgewacht. Und doch hat sie jeden Sommer wieder mit Freuden gesagt: „Auf der Albe als Sennerin, das ist ein lustigs Leben!“ Sie ist für sich und kann die Arbeit einteilen, wie sie will. Für einen Dienstboten, der immer tun muß, wie die Schafferleut sagen, ist das ein wenig von der persönlichen Freiheit, nach der sich jeder Mensch sehnt, auch eine Bergbauerndirn. Es könnt' eins auch viel verschwenden, als Sennerin. Gute Schafferleut sagen ihr, Butter mag sie essen, so viel sie will. Sie tut es decht nit, es kam' ihr so herrisch für.

Bei den Unterwalder-Kasern ist es, seit die ältesten Leute denken, immer so gewesen: Die Sennerin geht am Abend vom Bauernhaus zu der Kaser hinauf. Das ist eine Stunde steiler Bergweg. Dort tut sie das Vieche melken, schlagen (buttern) und alles Geschirr reiben. Vor 10 Uhr zschnachts kommt sie nie zu schlafen. Mitternacht kann es an strengen Tagen auch leicht werden, wenn das Kaserl gespüelet wird. Zmorgens wär recht, um vier aufstehen. Oder noch ein wenig früher. Recht wär's wohl, guit ist es nicht immer. Gar, wenn sie in der Nacht nicht zum richtigen Schlafen gekommen ist. Weil eine Kuieh immer schreit oder ein Wetter niedergeht oder ein narrischer Bui vor dem Fenster ist, vielleicht auch näher herbei. An strengen Tagen ist sie oft so müde, daß sie gar nicht ins Bett geht. Vor der Kaser setzt sie sich ein wenig auf das Bankele und schläft sitzend ein. Guit oder nicht guit, aufstehen heißt es zmorgens. 's Vieche melken, die Milch wegstellen, am Schlaka (Rührfaß) stehen, Kase machen. Und dann so schleunig, wie es nur geht, hinunter zum Bauernhof, zur Tagesarbeit. Die Milch für die Leute im Bauernhof nimmt sie mit. „Ruckekandl oder eine Kraxe auf dem Buckl, links eine Kandl, rechts eine Kandl, so bin ich geridn (gegangen). Bald wär i å'agewålgñ über die Knottñ (Felsen).“

Um achte soll jede Sennerin unten beim Haus sein, auf das Feld zu gehen. Sonst gibt es Reden, ganz wilde letz. „'s Trojer Nannele ist schon a lange Weile beim Kornschneiden, und du hast nicht dermacht. Bist wohl gar nimmer aufderstanden heut, gelt? Was hasche denn in der Nacht getun, daß du nicht fürderbringst mit Arbeiten?“ So wilde Reden sind der Sennerin schon ein rechter Ärger. Wo sie sich eh geschleint (beeilt) hat! 's Trojer Nannele kann leicht früher da sein, die braucht nicht auf der Albe zu schlagen, die braucht lei die Milch herunter zu tragen zum Haus.

's ist wohl eine Schinderei, so eine doppelte Arbeit. Die Sennerin hätte immer a Leckekele zi tian (ein wenig zu tun), auch wenn sie die ganze Zeit oben bei der Kaser bliebe. Holz machen, Strewe holen, das könn't viel ordentlicher geschehen. So macht sie alles schnell, schnell, aber mein, was willsche machen? 's ischt immer so gewesen und soll deswegen immer so bleiben. Und wenn es zehnmal das Gescheitere wär', es wär' doch nicht das Rechte, wenn es anders wär', als wie man es gewohnt ischt.

Die wenigen freien Stunden hat man gern eine Unterhaltung auf der Albe. Von den benachbarten Kasern kommen die Sennen und Hirten zusammen, Weibisch und Mannisch. Da wird erzählt, gesungen, mit der Flaut'n¹¹⁾ oder der Monika¹²⁾ Musik gemacht

¹¹⁾ Mundharmonika.

¹²⁾ Ziehharmonika.

und getanz. In klaren Nächten vor der Hütte, sonst drinnen, rund um den Herd. Die Buibn rauchen ihre Pfeifen mit einem Stückchen Kohle vom Herd an. „Haß, Toifl“, schreit dann einmal der eine oder der andere, der sich dabei die Finger verbrennt. Sonst aber ist es friedlich. Sehr friedlich sogar. Bis in der Früh geht es so in geselligem Zusammensein. Oder auch im zweisamen Liebesspiel. Soviel linde ist es auf der Albe, die Luft und alles!

Nicht nur das freie Beisammensein von Buibn und Gitschen macht das Leben auf der Albe schön. Viele Ursachen hat es, daß jedes versichert: „Na, i han mi anderscht gefreuden, in die Kaser au'a zi giahn (gehen)!“

Frisch schön ischt es auf der Hochalbe! „Die Berge schauen“ tun sie alle soviel gern, die Bergbauernleute. Gar wenn es nach einem Regen recht „hell“ (deutlich) ist! Und die Seen! Und wenn im Juni alle Halden rot sind von den blühenden „Zetn“, den Almrosen. „Na, Schöneres gibt's nette, wo mir umawärt (rundum) hüatn, all's Almrosen, all's einzig!“

Gegen Abend sitzen sie auf dem „Stüehle“ vor der Kasertür auf dem Solder. Am nettesten haben es dann die bei der Hofilate-Kaser. Dorthin kommen nämlich auch die Sennerinnen von den Nachbarkasern, dann sind fünf Gitschen beieinander, die singen können. Das Martele, der Hirt, stellt sich auch gern dazu. Und was man das ganze Jahr über im Tale drunten nie hören kann — hier heroben gibt es Villgrater, die singen! Sell ischt gar eppes Hetziges! Sie können ihn nicht in Worte fassen, den Almfrieden: vor der Kaser die ragenden Berge, unter dem Solder der plätschernde Brunnen und dann steil hinunter der Abhang, stundenweit bis ins Dorf im Tal. Die letzten Wipfel des Hochwaldes schauen grad noch über den steilen Hang herauf. Manchmal liat eine Kuih und glöckelt ein Nuidele (Kalb). Reden können sie von dem Bergfrieden nicht, aber spüren tun sie ihn auf der Albe!

Man tut auch eins das andere mehr tücken auf der Albe als unten im Tal. Trägt da einer einen Buckelkorb zur Kaser. Heimlich tut ihm ein anderer Steine hinein. Der Träger merkt es nicht und plagt sich mit seinem Korb. Das Gesicht aber, wie er den Korb dann oben in der Kaser ausräumt! Scheinheilig fragt ihn der andere bei der nächsten Begegnung, was er denn hat, daß er Steine auf die Albe trage. Dort gebe es so schon genug!

Auf der Hainkor-Albe hat das Thresele mit 15 Jahren gesennt. Für den Bauern von der Glinze. Ihrer drei Freundinnen sind in dem Jahr dort auf der Albe in den Kasern gewesen. Ein Hirte von der Nachbaralbe ist gern zu den dreien gekommen. Einmal bringt er einen Doppelliter Wein mit. „Wasche“, sagt's Thresele, „ohne

Zucker trink ich keinen Wein.“ Darauf sagt er ihr alles gut an von seiner Hütten, wo er den Zucker hat. Das Thresele geht hin, Zucker zu holen. Da steht auf dem Tisch Gaßemilch und die Tschitte (Kautabak) liegt daneben. Tut ihm 's Thresele die Tschitte in die Gaßemilch. — Das werschtt eppes gewesen sein, bald er zsmorgens Kaffee hat gekocht! Richtig fluichn haben ihn die drei Gitschn hören, daß es über die ganze Albe her ghüllert hat. Darauf geht 's Thresele, die spitzbüabische Gitsche, aus der Hütten und tut einen Jukser. Da hat er gach zu fluichn aufgehört. Aber wie die vier wieder zsammeckemmen sind, sagt er zum Thresele: „Teigl, di laß i nimmer in mei Hüttn!“

Der Melkstuhl auf der Albe ist höher, mit höheren Stecken. Sonst ist er vierfüßig, wie der im Bauernhaus. Da hat einmal eine Sennin auf der Raut-Albe dem Gedele, das auch dort gesennt hat, den Melkstuhl gestohlen. Sie hat gemeint, das Gedele müßt jetzt auf die Stalltschokln zu der Kuiu zuawiknian. Aber das Gedele hat noch einen zweiten Melkstuhl gehabt. „Hasche gemant, mich zu tückn! Den Stuhl magsche von mir aus den ganzen Munat haben“, sagte sie lachend, als sie mit der Sennin wieder zusammentraf.

Bevor sie im Herbescht von der Albe gehen, tut die Sennerin „Auskaser kochn“, etwas Besseres, Krapfen vielleicht. Der Küahbui hat schon lang einen Hunger darauf. Ein paar der besten Kühe putzt die Sennerin mit Tasn (Fichten- und Lärchenzweigen) und Blumen. Nur, wenn alles Vieh wieder gesund von der Albe kommt. Zwischen den Äckern tut man 's Vieche der Zäune nach übern Troje (Viehsteig zwischen Zäunen) ächntreibn, daß es „nicht zertritt“. Die Troje führt man gern längs einer Bachrinne oder Steinriese, wo nichts wachsen kann.

Der Galthirt mit dem Galtvieche und der Schafler sind ganz hoch oben, wo das letzte spärliche Gras sich an das Gefelse klammert. Stall hat das Galtvieche auf den Almen keinen. Höchstens einen „Gartn“, oft ohne Dach, daß man es hineintreibt, bald ein Wetter kommt. Die Schafe haben auf der Albe gar nichts zum Schutz. Sie stehen unter eine Plattn (Fels), wenn es gar zu arg wettert. Das Vieche hat sein Lager draußen im Freien. Da läßt man es in der Nacht allein. Am Abend und in der Früh geht es der Hirt suchen, daß es sich nicht „derwalget“ (abstürzt).

Der Hirt hat eine kleine Hütte. Aus Holz muß sie sein. Aus Stein geht es nicht, da wäre alles schimmelig und naß, besonders das Brot, und soviel kalt. Nur Unterstände für das Galtvieh, ganz oben auf den Hochalmen, sind aus großen Steinen aufgeschichtet. In der Nähe der Hütte ist eine Quelle oder ein klares Bächlein.

Viel ist nicht drinnen in einer solchen Hirtenhütte. Ein kleiner Herd, aus Steinen aufgerichtet, rohe Bänke rundherum, Brennholz aufgeschichtet, die Holzhacke fehlt nie, ein paar Pfannen an der Wand (fast immer rein ausgeputzt), auf einem Wandbrett die Säcke voll Leck für das Vieh, Tabak und Zündhölzer. An der einen Wand eine rohe Bettstatt mit Heu. Bekleidet liegen diese Hirten, es sind immer Mannische, im Heu. Nur die Bluse legen sie ab. Oft müssen sie zmittelst der Nacht auf und zum Vieche hinaus, bald ein rechtes Wetter kommt. Da haben sie nicht Zeit, „unzulegen“. „Für an Hirtn ischt alles gut!“, so sagte ein Galthirt auf der Gabesitten. Ein wenig kamoter (bequemer), wenn er sichs richten könnte, wär manchem recht. Wenigstens wie in einer Kaser.

Die Hirten haben für die einzelnen Gegenden auf den Hochalmen eigene Namen. Das ist gut, wenn sich das Vieh verläuft und einer dem anderen die Gegend nennen kann, wo es gesucht werden soll¹³⁾. Die Hirten tun gern „baschtln“ in den vielen freien Stunden. Sie schnitzen aus Wurzeln Pfeifenköpfe. Sie schneiden mit dem Messer aus geraden Asten in einfachem Kerbschnitt „Knoppaleischn“ (knotige Leisten) und nageln sie zu Taflruhen (Bilderrahmen) zusammen. Die Spantaube in der Stube des Hollbrucker Wirtes hat ein Hirt gemacht.

Auf den Hochalmen, an Plätzen, wo man weit aussieht, errichten die Hirten „Stanmandl“. Das sind drei bis vier Meter hohe Steinhäufen, oben etwas schmaler werdend. Jedes Jahr bessert man sie aus, da sie durch den Schneedruck leiden. Weithin sichtbar sind diese Stanmandl und gute Sichtpunkte für den Hirten beim Vieh-

¹³⁾ Unerschöpflich sind die Bergbauern im Bilden von Flurnamen. Nur ein Beispiel: Im Brandalbl, einem „Platze“ (ebene Stelle im Gebirge), die man in einer halben Stunde leicht durchgegangen hat, gibt es folgende Flurnamen: Staners (Steinernes), Ecke, Handras-Leite (Abhang), Kertlinger, Koslawe, Kaserraschte, Handras Gunke (Hügel), bei Weinbründlan, Möserbödn (sumpfige Fläche), Obergupf, Klangipfl (kleiner Gipfel), Mittergupf, Awatn Bödn, Wölfersberg Ebn, Pechbachgrantl, Götschla, Hirtnbründl, Kaschkarl, Kaschkampe (Kamm), hohes Häusl, Althaus, Lochbödn, Grianbödn, Fuchsnmaure. Das alles sind Namen vom Brandalbl!

Oder die Rennerweide. Das ist gar nur ein ungefähr viertelstundenweiter Streifen am Talhang hinauf. Dort heißt es: Hinterrennbrucke, Außerrennbrucke, Hinterplatz, Außerplatz, ober der Säge, ober der Knappnstube (alter Stolleneingang), beim Platzl, 's Hansnbrandl, die Sunnawendriese, der Sunnawendgränd, der unter Hochkoflabrand, der ober Hochkoflabrand, kalter Brunn, ins Anger oben, Rennlaß, Mitterplatz, Brucknwald, Unterschwammbödn, Oberschwammbödn, bei der Lackn (a bissel a Wasser rinnt her fürs Vieche), untern Knottn (Felsen), aufn Knottn.

Für jeden Acker gibt es einen eigenen Namen. „Fascht jeder Stan hat sein Numme“ (Namen) in der Heimat der Bergbauern.

suchen, aber auch für die herrischen Bergwanderer. Vom Stanmandl auf der Gabesitten sieht man Lahnberg, Hollbruck, Inner- und Außervillgraten. Und dahinter die Dolomiten im Süden, die Tauern im Norden. Neben diesem Stanmandl ist eine Zisterne, mit Steinen eingefaßt. Weil es auf dieser Seite des Berges keine Quelle, aber doch Gras für das Vieh gibt.

An den höchsten Feiertagen schickt der Bauer eine Aushilfe für die Hirten auf die Hochalmen. Will der Hirt einmal sonst unter der Zeit herunter, muß er sich einen „Zuapot“ bestellen, der für ihn die Arbeit tut.

Die Omat'n

Über den Bauernhäusern am Hang stehen hoch oben auf der Südseite noch die „Zuahamat'n“ oder „Omat'n“ (Zuhause oder Un-, Einmahden). Im Langes (Frühling), bal es apert (taut), werd ausgeht, das Vieche kommt aus dem Stalle. Zuerst auf die Zuahamat hinauf. Im Juni kommt es dann auf die Hochalm. Die Kühe bleiben bei den Kasern, die Kalben und das Mannvieche, das galte Vieche ist ganz hoch oben.

Die Wiesen bei den Omat'n werden gemäht, und das Heu bleibt oben. Denn dort oben ist auch Dung, und es gibt ein gutes Heu. Im Oktober kommt das Vieche von der Albe wieder in die Zuahoamat'n und bleibt dort bis auf Neujahr. Erst dann kommt es herunter in das Bauernhaus, wo man das Heu verfüttert, das man von den Wiesen herunter beim Haus gewonnen hat.

Ein wenig Getreide baut man bei den Omat'n auch, meist Hafer. Manche dieser Häuser sind gleichzeitig die Kaser. Nur das Galtvieche und die Schafe sind dann noch höher oben. In den Omat'n sind die Leute gern, wie auf den Alben. Die Milch und die Luft sind da oben soviel gut.

's Roß

„Hunde und Rösser“, sagt man, „haben nach den Menschen den meisten Verstand.“ Überhaupt, a Vieche ischt nit a so dumm!

Roß' gibt es in Villgraten nicht viele. Einen „Rosser“ (Roßknecht) brauchen nur die wenigen Reichen. Die machen Botenfuhren, bringen das Holz zu den Sägen und dann zum Bahnhof nach Sillian. „Mit'n Sattel fahn“ (reiten) ist bei den Bergbauern nicht Brauch. Die Rösser täten es auf den steilen Bergwegen auch nicht dermachen. Maultiere wären sicherlich brauchbar. Die kennt man aber in dieser Alpengegend nicht. Die eingespannten Rösser werden nach rechts mit „wießt“, nach links mit „hott“ gelenkt. Auf „wieh“ sollen sie laufen, auf „öha“ halten.

Die Villgrater zügeln auch Rösser auf, haben selber eine bescheidene Roßzucht. Kaufen sie aber, dann erstehen sie am liebsten Rösser aus Tilliach, wo die Pferdezucht wegen vieler geeigneter Weideplätze im Schwunge ist ¹⁴).

Füchsl, Brauner, Tiger, Braun, Schimmel, Matze, Mohrele, Hans, Helga, Mieze sind Villgrater Pferdenamen. Mannaroß (Hengst) ist im ganzen Tale nur eines. Über den Sommer sind die Ross' und die Filder (Füllen) auf der Albe. Auf den Thurntaler tun sie mehrere zusammen unter der Aufsicht eines Roßhirten. Hier heroben werden sie auch weniger von den „Bremen“ gestochen.

Nanele, das beim Bodenbauern diesen Sommer gesennt hat, wär' es beinahe schlecht gegangen:

„Das Roß, das wir jetzt haben, hätt mich bald dertreten. Grad daß i's no aus bin derwihn, sischt hätt es mi wohl dertreten. Es ist auf der Albe grad eini in die Miate (frischgemähtes Grünfutter). Ich mit dem Rechen auf das Roß los. Das hat es nicht dertragen. Vorerst ist es durch. Dann kehrt es um und von hinten auf mich her. Ganz aufgestanden, Schädel und die vorderen Haxen in der Höhe und geschlagen! Da bin jetzt ich durch und hintergangen gschwind a no! Von an Weibermenschen la't sa si nix gfalln. Na, auf das Roß hun i gar ka Kurasche mehr, das hat es mir ganz a'gekaft.“

Ziegen, Schafe, Schweine

„Gadl, süa, süa, süa heßja!“, ruft die Hirtin das Gaßvieche an. Das antwortet darauf durch helles Meckerne. Gaße, Bock und Kitz sind im Sommer auf der Albe, wo sie an dem Strauchwerk der Baumgrenze und unter den Albenschmelchen (Gräsern) ihr Futter naschen. Wenn sie den Rack (Baumbart ¹⁵) erreichen können, fressen sie davon.

Besonders vorsichtig muß das Winterfutter für die Ziegen ausgewählt sein. Birchnbüsche ¹⁶) werden im Sommer von armen Leuten

¹⁴) Vgl. „Osttirol“. Festschrift. Lienz 1925, 14.

¹⁵) Wenn gegen das Frühjahr zu im Paznaun die Futterstadel „licht“ zu werden beginnen, gehen Männer und Burschen „ins Mies“, in die Bergwälder, und sammeln Baumbart von den Zirbelkiefern. Dieser wird als Mischung mit Heu zum Füttern verwendet (Tiroler Heimatblätter 1930, S. 112). *Usnea* ist weder lateinisch noch griechisch, sondern arabisch: *u š n a h*, *u š n e h* Moos auf Bäumen, Felsen u.a. Vgl. L. Glaser, Taschenwörterbuch für Botaniker, Leipzig 1885, S. 359. Bei *Avicenna* *Oschnah*. Der wissenschaftliche Terminus *Usnea longissima* wurde vom schwedischen Botaniker Acharius, † 1819, in seiner *Lichographia* eingeführt (K. Bertsch, Flechtenflora von Südwestdeutschland. Stuttgart 1955, S. 11).

¹⁶) Niedrige Birken.

mit Ruten zusammengebunden, damit das Laub nicht abfällt. Im Herbst schneidet man die Büsche ab und gibt sie dem Gaßvieche.

Auch in Villgraten sind die „Gaße“ des Schneiders Leibvieche.

„Der Schneider sitzt sich auf die Geiß.

Die Geiß, die springt herum.

Der Schneider betet Reu und Leid,

er meint, sie bringt ihn um.“

Oder in der Villgrater Mundart:

Gasegagelen, Bockesgigelen ¹⁷⁾

Sein den Schneida seine Hozetnigelen ¹⁸⁾.

„Wutscha, leeeck, leeeeck, leeeeck!“ Nicht oft braucht der Schafler auf den Hochalben die Schafe so zu locken. Sie kommen von selber herbei, wenn sich der Mensch ihnen nähert. Salz! Das ist ihr ständiger Wunsch. „Möselengras“ (moosiges Gras) ist noch auf 2600 m zu finden. Und damit auch die Bergschafe. Es ist oft kaum zu verstehen, daß die Tiere von dem Wenigen leben können, was ihnen der felsige Boden in diesen Höhen bietet. In großen Herden sind sie ein paar Hirten anvertraut. Den ganzen Sommer leben sie ohne Stall und Unterstand im Freien. Bei jeder Witterung. Grad einmal unter eine Steinplatte stellen sie sich von selber, wenn es gar zu grob gewittert. Schafe und Widder ziehen im Langes hinauf, und im Herbst kommen die Lamplan auch mit herunter, die dort oben im wilden Gestein das Licht der Welt erblickt haben. Jeden Morgen werden die Tiere vom Hirten gegen die hohen Bergkämme hinaufgetrieben. Kletternd suchen sie sich das spärliche Gras zusammen. Gegen Abend treibt sie der Hirt gegen ebenere Plätze zu, wo sie die Nacht ungefährdeter verbringen. „Hapl“ nennen die Bergbauern die Schafe. Ein mittlerer Bauer treibt jedes Jahr seine acht, zehn Hamplan auf die Albe. Im Herbst nimmt er ihnen die Wolle. In der Labè (Vorhaus) hängt die Wollscher an der Wand, in eine wollene „Schade“ (Scheide) gesteckt. Die Wolle wird fast immer in der natürlichen Farbe verwendet: weiß, schwarz. $\frac{2}{3}$ weiße, $\frac{1}{3}$ schwarze Wolle, beim Kartatschn zusammengemischt, gibt grau, die Farbe der Lodengewandung für die Mannerleut. Elba Schafe (rötliche Felle) geben Stümpfegarn (Strümpfegarn). Ein paar von den fettern Haplan werden zu Festtagen geschlachtet. Den Schafen und Ziegen geben die Bergbauern im Winter Heu, Leck, Kleie (mit Wasser verrührt). Im Langes, wenn recht Not an Futter ist, Tasn,

¹⁷⁾ Ziegenkot.

¹⁸⁾ Hochzeitnigelen, eine Mehlspeise (M. Lang-Reitstätter, Villgrater Bergbauernkost, Wr. Z. f. V. XXXVIII. S. 57).

Zweige der Feichten. Die Gaßstrauben¹⁹⁾ (isländisches Moos, *Cetraria islandica*²⁰⁾ werden als Ziegen- und Schweinefutter verwendet. In vielen Gegenden bleiben sie leider unbenutzt.

Sie wären auch ein Nahrungsmittel für Menschen, wenn es einmal gelänge, sie zu entbittern. Das isländische Moos enthält nämlich einen Bitterstoff, das Cetrarin oder Pikro-Lichenin *Cetrariae*, eine Säure (Cetrarsäure). Durch bloßes Abkochen ist bis jetzt noch nicht eine völlige Entbitterung erreicht worden. Trotzdem soll diese Pflanze besonders in den hochnordischen Gegenden zur Nahrung dienen²¹⁾. Sie enthält eine genügende Menge von Stärke (Lichenin) und Fett, so daß sie tatsächlich als Nahrungsmittel verwendet werden sollte. In Villgraten werden die Gaßstrauben gekocht, nach dem Auskühlen mit Kleien vermischt und dann den Ziegen und Schafen vorgesetzt. Häufig gibt man sie auch den Kühen, die abgekalbt haben. In Kärnten werden die „Graupn“ (Gaßstrauben) ebenfalls in das Schweinefutter gemengt. Die gesottenen Graupn²²⁾ sind schmierig, fettig²³⁾. Davon, sagt man, sollen die Schweine fett werden. Aus Krain berichtet Hacquet: „Das islän-

¹⁹⁾ „Auch auf das zackige Renntiermoos verwies ich als ein treffliches Schweinefutter, wenn ihm vorher durch heißes Wasser der Bitterstoff entzogen sei.“ [A. Pichler, Allerlei Geschichten aus Tirol, München 1908 (= Ges. Werke Bd. IV), S. 286.] — Zu beachten ist, daß mit „Goaßstrauben“ in anderen Gegenden Osttirols und in Salzburg die Alpenwaldrebe (*Clematis alpina* — *Atragene alpina*) bezeichnet wird. (K. W. v. Dalla Torre, Die Alpenpflanzen im Wissensschatze der deutschen Alpenbewohner. Bamberg 1905, 26 f.; F. Storch, Skizzen zu einer naturhist. Topographie Salzburgs. Salzburg 1857, 124.)

²⁰⁾ Die Benennung „isländisches Moos“ ist in zweifacher Hinsicht nicht richtig!

1. Die Pflanze ist kein Moos, sondern eine Flechte und gehört zur Gruppe der Parmeliaceen.

2. Sie kommt nicht in Island vor. „Die Flechte kommt massenhaft in den Ebenen der arktischen und antarktischen Länder (jedoch nicht in Island!) in der gemäßigten Zone vornehmlich in lichten Gebirgswäldern vor“ (J. v. Wiesner, Die Rohstoffe des Pflanzenreiches. Leipzig 1927, II., 1902). Demnach ist Piepers Behauptung „dient in Island als Nahrungsmittel“ nicht zutreffend. (R. Pieper, Volksbotanik, Gumbinnen 1897, 593.)

²¹⁾ H. F. Link, Grundriß der Kräuterkunde. Berlin 1833, III., 178 f. — B. Auerswald u. E. A. Roßmähler, Botanische Unterhaltungen. Leipzig 1858, 473. — P. Kummer, Der Führer durch die Flechtenkunde. Berlin 1874, 38. — A. Engler, Die natürlichen Pflanzenfamilien. Leipzig 1926, 8, 238. — J. v. Wiesner, Die Rohstoffe des Pflanzenreiches. Leipzig 1927, I., 123 f., u. II., 1902.

²²⁾ Auch „Berggraupn“ genannt (G. A. Zwanziger, Verzeichnis der in Kärnten volkstümlichen Pflanzennamen. Jahrbuch des naturhistor. Landesmuseums von Kärnten. Klagenfurt 1888, 36, 58).

²³⁾ Infolge des Lichenin (Flechtenstärke), das ein gallertbildendes Kohlehydrat ist.

dische Moos und die Blätter der krainerischen Distel (*Cirsium Carniolium Scopoli*) wird hier den Schweinen gefüttert, welche recht gut davon gedeihen²⁴⁾.

Vielleicht kommt einmal die Zeit, in der die praktische Küchenchemie so weit fortgeschritten ist, daß auch die Menschen diese in unseren Alpen so häufige Pflanze ohne Bittergeschmack genießen können.

In Villgraten werden die Gaßtrauben auch als Heilmittel benutzt. Sie werden getrocknet und mit oder auch ohne Zusatz von „Süßwurzeln“ (*Engelsüß*, *Polypodium vulgare*) daraus ein Tee gegen Verschleimung und für Lungenkranke bereitet²⁵⁾.

* * *

„Notscha, su, su“ ist der Lockruf für die Schweine. Sie sind „seltsam“ bei den Bergbauern. Die mittleren Bauern füttern eines den Sommer über auf der Albe. Daß es grad recht werd auf Weihnachten zu schlachtigen. Zwei Schweine zu haben ist ein Zeichen von Wohlstand. Im Winter werden für die Fahn die letzern (schlechteren) Erdäpfel gekocht, zerstampft und mit schwarzem Leck verührt, zuletzt etwas Milch zugesetzt, wenn genug da ist. Im Sommer

²⁴⁾ H a c q u e t, Physikalisch-polit. Reise. Leipzig 1785, I., 86.

²⁵⁾ „Saugraupentee“ in Steiermark (V. F o s s e l, Volksmedizin und Medizin. Aberglaube in Steiermark. Graz 1885, 97). — „Lichen islandicus L. Kramperl = oder Kreberltee; wegen seiner krausen, vogelkrallenartigen Gestalt so genannt, dient zu Brusttee“ (Duftschmid, Obderennische Hausmittel. Oesterr. botan. Wochenblatt, Wien 1852, II., 402. A. P f e i f f e r, Einige oberösterreichische Trivialnamen der Pflanzen. Verhandl. der zool.-botan. Ges. Wien 1895, XCIV., 40). — Im Montafon heißt diese Flechte „Massigga“ und wird gegen Verschleimung der Luftwege gebraucht (H. B a r b i s c h, Vandans. Innsbruck 1922, 320). — Daher heißt sie in vielen Gegenden Tirols und Salzburgs „Lungenkraut“ oder „Lungkraut“. Im oberen Lechtale und um Nauders wird sie „Muschigga“ genannt, ein Ausdruck, der aus dem Romanischen stammt und dürres, trockenes Moos (italienisch musco secco) bedeutet. In Häselsgehr heißt sie „Jochlusitt“ (J. F a i s t e n b e r g e r, Volkstümliche Pflanzennamen aus dem Bezirke Reutte. Tiroler Heimatblätter 15, 275). — In Niederösterreich und Wien ist diese Heilpflanze als Kramperltee bekannt und kam früher sogar auf der Türkenschanze vor. (A. S c h m i d l, Wiens Umgebungen. Wien 1835, I., 82; vgl. Währing. Heimatbuch. Wien 1923, 168.) — Im Zillertal gebraucht man dafür den lautmalenden Ausdruck Rispal-Raspal, Rispal-Raspal, Rispal-Raspal (F. v. P. S c h r a n k, Naturhistorische Briefe. Salzburg 1785, II., 360, u. J. B. S c h ö p f, Tirolisches Idiotikon. Innsbruck 1866, 535, 558). Im Passeier dafür „Isere, Misere“, im Untental Iserear (Schöpf 288 f. u. 439). M o r o s o f f empfiehlt das isländische Moos als harnabtreibendes Mittel (Diureticum) bei chronischen Nierenkrankheiten (Wiener klinische Rundschau. Wien 1899, 13, 259). Die heilkundliche Erforschung dieser Flechte ist keineswegs schon abgeschlossen.

werden fleißig Brennesseln gesammelt, klein gehackt, gekocht und mit schwarzem oder weißem Leck gemischt als Futter gegeben.

Bei schönem Sommerwetter läßt man die Schweine vernünftigerweise im Freien umlaufen, was ihnen sehr gut tut. Daß sie nicht gar zu arg in der Erde „wuihln“, gibt man ihnen einen eisernen Ring an den „Rüaschl“. Da heben sie besser stille. Ihre Aufzucht und Fütterung ist Frauensache. Deshalb bildet der Bericht über ihr Gedeihen und das „bekanntere“ Schweine einen beliebten Gesprächsstoff weiblicher Besucherinnen.

„Wia schware habn sie zu Durrach 'n Fake geha't?“

„Viel schware! Und dös?“

„Nit arg. Sell muß i di wohl schaugn lassen!“

„Bull, bull“, ruft man die Hennen herbei. „Kusl, geh he'“, die Kühe. „Gedl (Gadl), geh he'“, die Ziegen. „Wutscha, se, se“, lockt man die Schafe. „Marsch“, treibt man das Vieche weg.

Hund und Katze

Viele Hunde gibt es bei den Bergbauern nicht. Von den wenigen heißen neun bis zehn Kranz oder Kranzele. Du kannst getrost jeden Köter mit „Kranzele“ anrufen, fast immer wedelt er freundlich mit dem Schweif und hört darauf. Den Bergbauern fällt die Häufigkeit dieses Hundenamens gar nicht auf. „Heißt der Hund eppa gar Kranz?“, fragst du aufs Geratewohl. „Netta a so haßt er!“, ist die erfreute Antwort. Walde, Wolf, Karo kommt daneben auch noch vor. Aber selten.

Diese Bauernhunde sind oft recht klug. Der beim „Inneroberegger“ hat immer das kleine Büabele gehütet. Oder man schickte ihn mit einem Brieflein zu den Leuten auf das Feld oder gar stundenweit bis in die Albe. „Laß es dir wegtun und bring Antwort!“, sagte man zu ihm, wenn man ihm das Brieflein ans Halsband hängte. Er ließ es sich nehmen, die Antwort wieder daraufgeben und brachte sie richtig heim. Von einem Fremden ließ er sich den Zettel nicht abnehmen, nicht mit Schmeicheln und nicht mit Drohen. Einen guten Briefträger hat er abgegeben. Wenn er auf dem Solder lag, getraute sich niemand darüber zu steigen, auch wenn er ruhig liegen blieb. So böse schaute er „fremde Leut“ an. Wenn jemand Fremder in der Stube neben der Bäuerin saß, setzte sich der Hund immer auf den Boden zwischen hinein. So paßte er auf, daß nichts geschieht.

In der „Lahne“ erzählt die Tochter des Bauern von einem Hund, den sie vor einigen Jahren hatten. Ein mittelgrößerer weiberner

Hund ist es gewesen. Ganz drinnen im Winkeltal, ein mannischer Hund, der ist immer zu dem Weibes hergelaufen. Dabei war es ein größerer Hund, wie ein Kalb. „Wie die getun haben, es ischt decht nit zu glaubn.“ Und ganz versteckt sind sie irgendwohin gegangen. „Niemand haben sie zuschaugn lassen, niemals nit. Wie decht a Hund gschamig sein kann, völlig den Leuten zum Beispiel“, sagt die junge Rosa anerkennend. So ist auch der Hund „Gaßl gang“.

Wie das Weibchen dann Junge bekam, hat die Bäuerin dem Hund sogar einen Kaffee gekocht! Die Leute sind recht gut zu den Tieren. Sie schlagen sie nie. Oft reden sie mit ihnen ganz wie mit Menschen. Auch mit den Kühen. Und die Tiere gehen (folgen) auf das Reden.

„A schön Mandl machn“ können die Hunde auch bei den Bergbauern. Aber Zucker bekommen sie nie dafür, der ist zu toire.

Manche Bergbauern haben einen Hund deshalb, weil er die Hühner vor dem Habicht schützt. Er bellt und rearscht (weint) und winselt und springt so wütend auf den Raubvogel los, daß der von den Hühnern abläßt.

In jedem Bergbauernhaus sind Katzen, die Mäuse zu fächn (fangen) im Haus und auf dem Feld. Die Spitzmäuse fächn sie auch, aber fressen tun sie s' itte (nicht). A männaner Katze (Kater) gibt sich nicht viel mit den Leuten ab. Die ist mehr außen. Weiberne Katzen und Mitzelan (junge) läßt man gern in die Stube. Jungen Katzen spielen zuschauen, ist den Bergbauern unterhaltlich. Man gibt ihnen ein paar „Schnitze“ (Späne) aus der Schnitzkische. „Na schau lei, so a lappigs (liebes) Vieche!“ „Hörsches (hörst du es), die alte Katze pocht (brummt)!“ „Jetzt hat gar das klan Katzele der alten a Bußl geben, inna ins Fötzl!“ Sheckele, Mimili, Mizele sind die gewöhnlichen Katzennamen. Die Katze wird mit „Miezl swie!“ herbeigelockt.

Im Winter in der warmen Stube hat der Hund sein bestimmtes Platzele. Gewöhnlich auf der Ofenbank. Die Katze sitzt gern bei den Leuten, auf den Knien, „auf der Schoß“. „Schau, wie nutz!“ ruft man vor Bewunderung, wenn sie sich recht possierlich und zierlich hinlegt. „Tu sie nit schind'n“, wehrt man das wilde Büable ab, das die Katze beim Schwanz packt. „Na, so mit an Vieche zian (tun)!“

Der Huhne und die Hennen

„Bullele, bullele“, so tut man die Hühner locken.

Bei den Hennen hat man gern einen weißen Hahn. Die Männer brauchen weiße Schützenfedern. Im übrigen ist es gleich, was für eine Farbe der Huhne hat. Es tut jeder „die Hennen tret'n“.

„Heut' hat die Henne gescherft“, sagt man, wenn sie ein Ei ohne Schale (= „Schirpfe“) gelegt hat. Legt die Henne einmal ein ganz kleines Ei, dann sagt man: „Das hat sie zu v'lor (verlor) gelegt.“ Denn ein solches kleines Ei kann man nicht essen. Man bekommt „Bauchweh“ davon. Die Eier ohne Schirpfe sind genießbar. In der Stalltür und am Hoftor unten ist ein viereckiger Ausschnitt für die Hühner zum Durchschloifn. Den Sommer über ist die Hennensteige stets im Kuhstall. Während des Winters kommt sie in die Küche neben oder auf den Herd. Kannst dir denken, den Gschmachn (Geruch)! Um Stroh zu sparen, gibt man auch etwas Mias (Moos) in die Hühnersteige.

Geflügel ißt man selber sehr selten bei den Bergbauern. Man tut es lieber verkaufen. Das bringt ein Leckele Bargeld ins Haus.

Mit langgedehntem „Hiahn, Hiahn“ kreisen die Hühnergeier über den Bergbauernhöfen. Keck holen sie sich die Hennen. Das ist ein fortwährender Schrecken für die Gluckhennen mit den Buselen, den Hiahndlan (Küchlein). Der kleine gelbe Hund zu Oberbreitenbach fährt mit wütendem Gebell auf die „jungen Geire“ und die Stechgeire (Habichte und Sperber) los. Einmal hatte ein solcher schon eine Henne gepackt. Der Hund fuhr ihn an, erschrocken floh der Stoßvogel davon und ließ die Henne los, der nichts geschehen war. Zu den Menschen ist der kleine Hund sehr freundlich und sanft.

Die Habichte fliegen ganz nahe bei den Leuten auf der Straße vorüber. Man kann sie beobachten, wie sie den Bachstelzen nachstellen. Lämmergeier mit 2 m Flügelspannweite fliegen so dicht an die Felsen heran, daß sie ein Schaf mit den Flügeln herunterstreifen. Unten holen sie sich dann das verunglückte Tier.

Die Beien

Recht wenige Bergbauern haben „Beien“ (Bienen). Der Winter dauert lang, und das Füttern der Bienen mit Zucker kommt zu „toire“. Nur die tätigesten und betriebsamsten versuchen sich auch in diesem Zweig der Landwirtschaft. Für die Bienenstöcke basteln sie sich ein eigenes Bienenhaus. In Inner- und Außervillgraten haben die ganz fleißigen bemalte Stirnbretter an den Bienenstöcken. Das „Lickl“ dieser Stirnbretter hat ein Schiebetürchen. Ein Weihbrunnkrüagl hängt am Bienenhaus. Ein Spruch wird auf den Giebel gemalt: „Willst du fleißige Arbeit sehen, mußt du zu den Bienen gehen.“

Wo es Bienen im Hause gibt, wartet man einem Besuch mit einem Schüssele „Hönig“ auf.

Almsagen

Auf den Almen im Winkeltal haben sie eine große Poppin (Puppe) wie ein Fatschnkind (Wickelkind) angezogen. Eine große Hudernpoppin ist es gewesen, ganz von Schnazn (Flecken) zusammengemacht. Und dann haben sie ihr zu essen vorgestellt. So haben sie es damit getrieben, allen Spott und soviel wilde, bis die Poppin auf einmal einen richtigen Mund hat gehabt und angefangen, Muis zu essen, und nimmer hat aufgehört. O mein, da haben sie aber gebetet! Einer hat das Vaterunser von hinten nach vorn aufsagen können, das war gut. Da ist es dann wieder die Poppin geworden.

In Volkzein ist eine alte Zischka ²⁶⁾ gewesen. Die Burschen sind in die Alben gegangen tanzen. Sie ist immer mitgegangen. Einmal sagten die Burschen: „Heut ist keine Musik da.“ Darauf die Zischka: „Musik werd ich schon holen. Tuit dös lei 's Weihbrunnkrügele weg und die Heiligentafeln umkehrn.“ Sie ist weggegangen und hat gehext. Einen Stecken hat sie in den Boden gestoßen. Da ist ein Mannele gekommen, blau gekleidet, mit Bockfüß. Das hat die ganze Nacht auf der Flautn gespielt. Alle haben dazu getanzt. Morgens sind alle heimgegangen, und es war wie früher. Aber die Zischka sieht man noch jetzt am Berg ganz oben, weit herumgehen.

Das ist geschehen, wie ich ein Kind bin gewesen: Eine Sennerin hat immer alle Sonntag gewaschen und alle Feiertag. Die Leute haben ihr gesagt, sie soll in die Kirche gehen, nicht arbeiten, „sischt kimmt das Mandl“. — „So mags kemmen, 's Mandl.“ — Am nächsten Sonntage ist ein Mandl mit Hörndl beim Brunnen, auf dem Brunnentrog drauf. Da ist sie wohl derklupft (erschrocken). Und gewaschen hat sie nimmer, sondern ist in die Kirche gegangen.

* *
*

Wir haben uns in der Nacht völlig nimmer schlafen getraut, soviel Geschichten haben uns die Leut derzählt.

In einer Albe im Winkeltal war eine Schmalzhexe. Wenn die anderen beim Butterrühren waren, hat sie sich das meiste in ihre Schlaka (Rührfaß) gehext. Der hat man immer mit einer glühenden Mistgabel die Fingernägel ausbrennen gemüßt. Solang sie die wunden Finger hat gehabt, wars nicht (nichts) mit dem Hexen. Sind die Finger wieder verheilt gewesen, hat sie die Hexerei wieder ungehebt (angefangen).

²⁶⁾ Franziska.

Wenn es geschauert hat, haben die Leut die Boll (Hagelkörner) auseinandergeklaubt und auseinandergeschlagen. Da drinnen sind oft Menschenhaar oder Viehhaar. Das ist eppes Natürliches. Der Wind hat es zusammengetragen, dann ist es eingefroren. Man hat aber gesagt, das hätten die Hexen getun.

Da hat man in die Lüfte geschossen mit der Büchse, wenn eine Wetterwolke war. Man hat geglaubt, jetzt hat man die Hexen erschossen, die das Wetter machen.

Gegen eine scheinbar problemlose Feldforschung

Kritische Überlegungen am Beispiel des „Wolfau-Berichts“

Von Wolf Dieter Zupfer

„Es gibt keine reinen Beobachtungen: sie sind von Theorien durchsetzt und werden von Problemen und von Theorien geleitet.“

(Karl Raimund Popper, Logik der Forschung, 3. Auflage, Tübingen 1969, Seite 76.)

Die Wichtigkeit und Bedeutsamkeit der Feldforschung für die Volkskunde wurde und wird immer wieder betont. Häufig gilt sie als der wichtigste Zugang zu den Quellen volkskundlicher Erkenntnis. Von den Studenten wird oft eine Feldforschungsarbeit als eine Art Gesellenstück verlangt. „Eine ähnliche vielseitige und prägende Schule am Lebendigen ist kaum durch eine andere Methode zu erzielen. Den jungen Menschen erschließen sich nicht nur Wissenschaftsprobleme, sondern auch solche unserer Heimat, unseres Volkes und des Lebens, wie es ist“ (S. 8) ¹⁾.

Angesichts dieser starken Hervorhebung der Feldforschung muß es doch etwas sonderbar erscheinen, daß sie kaum zum Gegenstand umfassenderer volkskundlicher Reflexion gemacht wurde. Helmut Möller wies darauf hin, daß man eine Methode „haben und handhaben kann, ohne daß sie zugleich theoretisch durchsichtig wäre“ ²⁾. Eben deshalb will ich versuchen zur Klärung etwas beizutragen ³⁾.

Zur folgenden Kritik habe ich vor allem eine Arbeit, die aus dem Institut für Volkskunde an der Universität Wien hervor-

¹⁾ Die im Text in Klammer gesetzten Seitenzahlen beziehen sich auf den meiner Kritik vor allem zugrunde liegenden „Wolfau-Bericht“ (vgl. Anm. 5).

²⁾ Nach einer Bemerkung von N. Hartmann bei Helmut Möller, Untersuchungen zum Funktionalismus in der Volkskunde, Diss., Göttingen 1954, S. 120.

³⁾ Vgl. Richard Weiss, Volkskunde der Schweiz, Erlenbach-Zürich (1946), S. 16: Der wissenschaftlichen Geisteshaltung „höchstes Gesetz ist es, grundsätzlich an allem zu zweifeln und nichts zu glauben, weil es früher auch geglaubt worden ist“.

gegangen ist, herangezogen. Eine solche Beschränkung erschien mir vorteilhaft, besonders im Hinblick auf den skizzenhaften Charakter meiner Untersuchung. Diese Auswahl nahm ich vor, weil man sich gerade am Wiener Institut seit Jahren mit Feldforschungsarbeit beschäftigte. Es ist dies eine Tradition, die bis zur frühen Sprachinselforschung zurückgeht. „Die Feldforschung in ihren verschiedenen Formen gehört daher von Anbeginn zu den ständigen Zielen des Wiener Institutes“ (S. 8), schreibt der nunmehr emeritierte Ordinarius.

Vor wenigen Jahren erschien ein Feldforschungsbericht, der sich einleitend auch mit theoretischen Fragen beschäftigte. Diese Veröffentlichung fand viel Anerkennung und wurde teilweise auch vom Österreichischen Rundfunk gesendet; gerade deshalb muß es wohl unser Bestreben sein, sie kritisch zu durchleuchten. Je bedeutender die Leistungen der Forschung sind, um so strenger müssen sie überprüft werden.

Damit kein Mißverständnis entsteht: Nicht technische oder strategische Fragen der Feldforschung will ich hier untersuchen, sondern vor allem die angebliche Voraussetzungslosigkeit und Objektivität⁴⁾. Es geht mir weder darum, irgend etwas schlecht machen zu wollen, noch das eigene Nest zu beschmutzen, sondern darum, auf Probleme aufmerksam zu machen. (Probleme müssen erst gesehen werden, bevor man ihre Lösung versuchen kann.)

Der mehr als vierhundert Seiten starke Band betitelt sich: „Wolfau. Bericht über die Feldforschung 1965/66. Durchgeführt mit Studenten des Institutes für Volkskunde an der Universität Wien unter der Leitung von Károly G á l“⁵⁾. Den Großteil dieses Buches füllen zehn Beiträge, die im wesentlichen deskriptiv sind und die von den studentischen Feldforschungsteilnehmern verfaßt wurden. Das Vorwort steuerte Richard W o l f r a m bei. Und ein „Bericht“ von Károly G á l beschreibt Strategie, Technik und Entstehungsgeschichte der Feldarbeit, bringt aber auch Ansätze von methodologischen Reflexionen. Daher wird sich mein kritisches Interesse besonders auf diesen Bericht richten.

Der bekannte Soziologe René K ö n i g machte einmal darauf aufmerksam, „daß die methodologische und forschungstechnisch relevante Literatur außerordentlich weit streut, indem sich eigentlich in allen Forschungsberichten eingehende Diskussionen der Art

⁴⁾ Vgl. Gunnar Myrdal, Objektivität in der Sozialforschung (Frankfurt am Main 1971) (= edition suhrkamp 508), besonders S. 9.

⁵⁾ In: Wissenschaftliche Arbeiten aus dem Burgenland, Heft 42 (Kulturwissenschaften, H. 15), Eisenstadt 1969; in meinem Text meist als „Wolfau-Bericht“ bezeichnet.

und Weise finden, wie diese Ergebnisse erreicht wurden“⁶⁾. Wenn er daran anschließend meint, „das unterscheidet ja in wesentlicher Weise die empirische Soziologie von der Volkskunde (. . .), welche gerade diese elementare Regel der Forschung nicht zu berücksichtigen pflegt“⁷⁾, so bildet der Wolfau-Bericht immehin eine Ausnahme. Károly Gaál nimmt Stellung zu methodischen Fragen, dennoch übersieht er die eigentlichen theoretischen Vorfragen. Er schränkt im großen und ganzen auf forschungstechnische Themen ein.

Das Verhältnis von Theorie und Empirie wird erst gar nicht als Problem erkannt und anerkannt. Das verwundert weniger, wenn man bedenkt, daß Gaál einerseits die (auch sonst in der Volkskunde oft geübte) Theoriefeindlichkeit⁸⁾ regelrecht als Ziel setzt: Er will, daß Feldforschung die daran Beteiligten dazu führt, daß sie ihr Objekt „frei von theoretischen Vorurteilen objektiv überschauen können“ (S. 23). Andererseits glaubt er paradoxerweise, daß sich den Beteiligten bei der Feldarbeit „eine Gelegenheit bot, ihr vor allem theoretisches Wissen in der Praxis zu erproben und ihre Fachkenntnisse zu erweitern“ (S. 15). Ich darf vermuten, daß hier doch wohl an Stelle von „Praxis“ „Empirie“ stehen sollte, und zwar nicht nur, weil „theoretisches Wissen“ üblicherweise in der sozialwissenschaftlichen Forschung an der Empirie geprüft wird, sondern vielmehr, weil es Gaál ja offensichtlich gar nicht darum ging, auf die Realität Einfluß zu nehmen oder Bestehendes zu verändern (was eben „Praxis“ bedeuten würde).

Was aber nun eigentlich Absicht der Feldarbeit unter der Leitung Károly Gaáes war, formuliert Richard Wolfram gleich am Beginn seines Vorworts: „Mit diesem Buch wird das Ergebnis eines für unser Land neuen Versuches vorgelegt. Er diene einem pädagogischen Zweck, indem er eine Form für die praktische Ausbildung der Studenten des Faches Volkskunde erprobte, die meines Wissens in Österreich und auch im Ausland in dieser Art noch nicht

⁶⁾ René König (Hg.), *Beobachtung und Experiment in der Sozialforschung* (Köln 1956) (= *Praktische Sozialforschung II*), S. 338.

⁷⁾ Ebd.

⁸⁾ Vgl. z. B. Richard Weiss, *Volkskunde der Schweiz* (wie Anm. 3), S. 6 f., der meint, die Volkskunde habe „im Gegensatz zu neueren Wissenschaften erfreulich wenig Zeit und Kraft an theoretische Konstruktionen und bloße Gerüstbauten verloren“.

Vergleiche auch als neueres Beispiel Werner Galler, der im Vorwort zu seiner Dissertation meint, „eine so ‚traditionelle‘ Aufgabe der Volkskunde, wie es die Jungmännnergemeinschaften sind, bedarf nicht allzu vieler Interpretation und Theorie, sondern neuen Materials“ (Werner Galler, *Die Burschenschaften des östlichen und mittleren Weinviertels*. Ihre Erscheinung im 20. Jahrhundert, Diss. Wien 1971).

angewandt wurde. Gleichzeitig ist er auch methodisch für die Volkskunde als Wissenschaft von Interesse als ein Mittel zur Stoffgewinnung, das ergänzend zu den üblichen tritt: längerdauernde Gruppenarbeit an einem einzigen Objekt unter besonderen Bedingungen und Zielsetzungen“ (S. 5). — Da wir hier nicht die studentische Fachausbildung zu untersuchen haben, können wir vom pädagogischen Zweck absehen. Als wissenschaftlicher Zweck der Feldforschung bliebe dann noch die „Stoffgewinnung“; allerdings stehen damit sogleich — will man nicht irgendwelche zufälligen Daten registrieren, sondern sinnvoll forschen — jeweils Fragen offen: (a) welcher „Stoff“ soll (b) wozu gewonnen werden?

Schon die Frage⁹⁾ (a) nach der „Stoff“-Wahl zeigt, ob wir es wahrhaben wollen oder nicht, ob wir uns dessen bewußt sind oder nicht, daß eine Forschung „frei von theoretischen Vorurteilen“ (S. 23) gar nicht möglich ist, denn irgendein Kriterium der Auswahl muß vorgängig vorhanden sein. „In keinem Stadium der wissenschaftlichen Entwicklung beginnen wir unsere Forschungsarbeit, ohne daß wir so etwas wie eine Theorie haben, etwa eine Hypothese oder ein Vorurteil oder ein Problem, das auf irgendeine Weise unsere Beobachtungen leitet und uns dabei hilft, unter den unzähligen Objekten der Beobachtung die auszuwählen, die von Interesse sein können“¹⁰⁾.

In seinem Vorwort gibt uns Richard Wolfram auch auf die Frage (b) nach dem Ziel der „Stoffgewinnung“ eine Antwort. Die Feldforschung in Wolfau sollte dazu führen, „ein Bild vom volkskulturellen Gesamtbestand eines einzigen Ortes zu erlangen. Ein Bild, das alle Lebensbezüge der Erscheinungen zu erfassen trachtet; das ganze vielfältige Gewebe von Gewordenem, Werdendem, Vergehendem; das Wechselspiel von Einzelmensch und Gruppe; Umweltbedingung und Auswirkung geschichtlicher Schicksale. Ein solches Vollbild kann repräsentativ für ein größeres Gebiet sein oder auch nur eine Sonderstellung deutlich machen“ (S. 7).

⁹⁾ „Questions must be asked before answers can be given. The questions are an expression of our interest in the world, they are at bottom valuation“ (Man muß Fragen stellen, bevor man sie beantworten kann. Alle Fragen sind Ausdruck unseres Interesses an der Welt; sie sind im Grunde Wertungen): Gunnar Myrdal, *The Political Element in the Development of Economic Theory*, London (1953) (= *International Library of Sociology and Social Reconstruction*), S. VII (Preface to the english edition).

¹⁰⁾ Karl Raimund Popper, *Das Elend des Historizismus*, 2. Aufl. Tübingen 1969 (= *Die Einheit der Gesellschaftswissenschaften*, Band 3), S. 106; in Anm. 91 verweist K. R. Popper auf ein „überraschendes Beispiel dafür, wie sogar botanische Beobachtungen durch die Theorie geleitet werden (und wie sie sogar durch Vorurteile beeinflusst werden können)“.

Dieses angestrebte „Vollbild“¹¹⁾ des Dorfes Wolfau mußte freilich Stückwerk bleiben. Gaál führt das auf Organisationschwierigkeiten zurück: „Einige Themen, die unter Umständen wichtig gewesen wären, fehlen, so Volksglaube, Sammelwirtschaft, Möbel, Heilkunde, Viehzucht, Tracht usw. Möbel und Volksglaube hatte ich selbst schon aufgenommen und veröffentlicht, eine sich in Äußerlichkeiten zeigende Volkstracht gibt es nicht; die anderen Themen sind teils für Anfänger zu schwierig, teils konnte ich sie im Programm nicht mehr unterbringen“ (S. 17). Liegt es wirklich nur an den angeführten widrigen Umständen, daß das Gesamtbild nicht vollendet werden konnte? Kann man nicht in jedem Fall immer noch auf weitere Aspekte hinweisen, die sicherlich in bestimmten Hinsichten sehr wichtig wären, die aber nicht berücksichtigt wurden? (Die Abkürzung „usw.“ im oben zitierten Text deutet das an.)

Weil wir eine unabsehbare (unendliche) Anzahl von Gesichtspunkten beachten müßten, halten wir eine wissenschaftliche Beschreibung einer konkreten Situation als Ganzes (im holistischen Sinn) für ausgeschlossen. „Wenn wir eine Sache studieren wollen, müssen wir stets bestimmte Aspekte an ihr auswählen. Es ist uns nicht möglich, ein ganzes Stück der Welt oder ein ganzes Stück der Natur zu beschreiben, denn jede Beschreibung ist notwendig selektiv“¹²⁾. Holistische Versuche bringen bloß ein totalitäres Weltbild zum Ausdruck, wie Karl Raimund P o p p e r zeigt¹³⁾. Wir sind also gezwungen eine Entscheidung zu treffen, eben dieses und nichts anderes zu behandeln: wir wählen aus. Eine Selektion wird stets vorgenommen, gleichgültig wie sie begründet wird oder ob sie überhaupt begründet wird.

Hermann Bausinger weist in einem Aufsatz „Zur Problematik historischer Volkskunde“ darauf hin, daß die jeder Untersuchung vorgängige Wahl des Gegenstands nicht gleichgültig sein kann, „nur unstrukturierte Fragen in einer unstrukturierten Wirklichkeit wären völlig neutral, sie wären aber nicht wissenschaftlich, und sie sind nicht einmal denkbar“¹⁴⁾. Anders formuliert Gunnar Myrdal: „Facts do not organize themselves into concepts and theories just by being looked at; indeed, except within the frame-

¹¹⁾ Vgl. Wolfau-Bericht (wie Anm. 5), S. 17: „Die Studenten sollten so in die Lage gesetzt werden, (...) ihre eigene Aufgabe als einen Sektor des großen Ganzen zu betrachten.“

¹²⁾ P o p p e r, Das Elend des Historizismus (wie Anm. 10), S. 61 f.

¹³⁾ Ebd., S. 63.

¹⁴⁾ Hermann Bausinger, Zur Problematik historischer Volkskunde, in: Abschied vom Volksleben, Tübingen (1970) (= Untersuchungen des Ludwig-Uhland-Instituts der Universität Tübingen, 27. Band), S. 159.

work of concepts and theories, there are no scientific facts but only chaos. There is an inescapable a priori element in all scientific work“¹⁵).

Eine wissenschaftliche Volkskunde kann daher auf keinen Fall mit Befragungen oder Beobachtungen, also mit Feldforschung als „Mittel zur Stoffgewinnung“ beginnen. Bevor wir „Stoff“ gewinnen können, muß unser Interesse für einen bestimmten „Stoff“ geweckt sein: „das Problem kommt stets zuerst“¹⁶). Károly Gaál beschreibt sein Anliegen als den Versuch, „eine Dorfgemeinschaft, in der das konservative Alte und das plötzlich auftretende Neue ohne inneren Bruch aufeinandertreffen, zu untersuchen“ (S. 14). Eine genauere Formulierung seines Problems gibt er nicht. Er entscheidet sich für ein bestimmtes Objekt, sagt uns aber nicht, welches Interesse er an diesem Objekt hat, warum er es gewählt hat; kurz: welches Problem er einer Klärung (Lösung) zuführen will.

Eine Problematik soll umgangen werden, indem „Forschungsthemen“ gewählt werden, wie z. B. Haus und Hof, Küche und Kochen, Kinderleben, Jahres- und Lebensbrauchtum, Wald- und Holzarbeiten, Transport- und Anbaugeräte, etc. (S. 16). Die zehn studentischen Beiträge zu diesen „Themen“ zeigen am besten die scheinbare Problemlosigkeit. Hier wird deutlich, daß der volkskundliche Kanon eben doch nicht mehr als ein Theoriesurrogat ist. „Wer keine Theorie hat, hat doch den Kanon, den er für Theorie hält“¹⁷).

Für die angeblich vorurteilslose, neutrale Forschung mag das Ergebnis der Wolfau-Arbeit bezeichnend sein: „Es ist uns gelungen, im Rahmen einer Arbeitsgemeinschaft eine Grundaufnahme von zehn Teileinheiten des Volkslebens in Wolfau durchzuführen“ (S. 23). Dieses theoretische Gerüst („zehn Teileinheiten“) könnte nur rein zufällig etwas mit der Wirklichkeit zu tun haben, denn es wurde nirgends der Versuch gemacht es empirisch zu überprüfen (d. h. zu falsifizieren). So steht es für unkontrollierte ideologische Vorurteile offen. Es kann keineswegs zielführend sein, bei den Befragungen „Gespräche über Politik und Religion (zu verbieten)“ (S. 18), um eine ideologische Lenkung des Erkenntnisprozesses zu unterbinden

¹⁵ Myrdal, *The Political Element in the Development of Economic* (wie Anm. 9); Deutsch bei Myrdal, *Objektivität in der Sozialforschung* (wie Anm. 4), S. 13 f.: „Tatsachen verwandeln sich nicht unversehens in Begriffe und Theorien; außerhalb des Systems von Begriffen und Theorien gibt es keine wissenschaftlichen Tatsachen, nur Chaos. Ein unabdingbares apriorisches Element findet sich in aller wissenschaftlichen Arbeit.“

¹⁶ Popper, *Das Elend des Historizismus* (wie Anm. 10), S. 96.

¹⁷ Martin Scharfe, *Kritik des Kanons*, in: *Abschied vom Volksleben* (wie Anm. 14), S. 74–84, s. S. 84.

oder zu verhindern. Dies zeigt bloß die Angst¹⁸⁾ davor, daß sich die üblichen volkskundlichen Vorurteile nicht bestätigen könnten.

Das neuerdings öfter kritisierte gebrochene Verhältnis der Volkskundler zur Empirie wird hier deutlich. Gaál sagt sogar selbst, daß die Wolfauer Feldforschung für ihn eigentlich nur eine Verifizierung seiner Vorurteile bedeutete, wenn er (auf S. 20) betont, daß er ja schon vorher wußte, „mit welchen Feldforschungsergebnissen (er) ungefähr rechnen konnte“. Martin Scharfe spricht in ähnlichem Zusammenhang von der „heillosen Verifizierungs-krankheit“¹⁹⁾ mancher Volkskundler, weil sie kaum jemals versuchten, ihre Sätze empirisch zu falsifizieren.

Bei der Wolfauer Studie ging es darum, „die Gemeinschaft und die Erscheinungen vollkommen neutral betrachten“ (S. 19) und „frei von theoretischen Vorurteilen objektiv überschauen“ (S. 23) zu können. Objektivität und Neutralität wird immer wieder hervorgehoben (vgl. z. B. auch S. 12), die Bedeutung solcher Objektivität wird nicht bedacht: „Objektivität‘ bedeutet Belassen, Nichtanrühren, Nichtverändern. Die angeblich anti-ideologische Objektivität der Volkskundler ist also Gegen-Aufklärung“²⁰⁾. Objektivität kann niemals Neutralität oder Vorurteilslosigkeit sein. Im Gegenteil, wenn man sich der Objektivität seiner Forschungen versichern will, so heißt das: „die Werturteile, die unsere Forschung in Theorie und Praxis bestimmen, sollen klar zum Bewußtsein gebracht werden“²¹⁾. Jede Verschleierung und Tarnung von Vorurteilen und Wertungen ist höchst gefährlich, denn alle Konsequenzen müssen undurchsichtig und unkontrollierbar bleiben.

So werden zum Beispiel im Wolfau-Bericht absolute historische Gesetzmäßigkeiten stillschweigend vorausgesetzt. Wie das folgende Zitat zeigt, gilt jede soziale Änderung als schicksalshaft (wird daher auch nicht als Problem gesehen), sie ist eben nur hinzunehmen und nicht beeinflussbar; die Volkskunde sollte Hilfsdienste für die jeweils bestehende Ordnung leisten (so wie sie es z. B. im allgemeinen im

¹⁸⁾ Vgl. dazu Wolfau-Bericht (wie Anm. 5), S. 15: „... alle hatten vor den ihnen bevorstehenden Aufgaben eine gewisse Angst.“

¹⁹⁾ Scharfe, Kritik des Kanons (wie Anm. 17), S. 78: „Manche (und vermutlich nicht einmal wenige) Volkskundler gehören demnach zu den treuesten Erfüllungsgehilfen der Gegenaufklärung; sie reproduzieren sich ihr Volk, wie sie's brauchen, stets aufs neue, indem sie ihre Vorurteile ständig nur bestätigt sehen.“

²⁰⁾ Weiteres siehe bei Martin Scharfe, Thesen zur Kritik des Kanons (Arbeitspapier auf der Wissenschaftlichen Arbeitstagung der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde in Detmold 1969), S. 3. Zum Folgenden vgl. auch Utz Jeggle, Wertbedingungen der Volkskunde, in: Abschied vom Volksleben (wie Anm. 14), S. 11–36.

²¹⁾ Myrdal, Objektivität in der Sozialforschung (wie Anm. 4), S. 9.

Dritten Reich tat). Solche Dienste sollen mit öffentlichen Geldmitteln ermöglicht werden, denn sonst „kann die Volkskunde als historische Wissenschaft der Gegenwartsforschung weder für die Nachbarwissenschaften (...) noch für den Staat, der sich in der Ausübung seiner Funktionen an die sich ändernde Lebensform anzupassen hat (Schulwesen, Volksbildung, Fernsehen und Rundfunk, Wirtschafts- und Raumplanung usw.) nach der vollen Bedeutung ihrer Forschungsergebnisse eine Hilfe sein“ (S. 23 f.).

Solche eindeutige Aussagen zum Verhältnis von wissenschaftlicher Volkskunde und Öffentlichkeit führen — wie ich hoffe — die eminente politische Gefährlichkeit dieser unkritischen Praxis erschreckend deutlich vor Augen. Es ist dies die einzige Stelle im Wolfau-Bericht, die einen Hinweis gibt, wozu die „Stoffsammlung“ dienen soll: nämlich als Anpassungshilfe an die „sich ändernde Lebensform“ (S. 23). Diese Änderung wird nicht weiter problematisiert. Es wird nicht der geringste Versuch gemacht, die Änderung unter Kontrolle zu bringen (d. h. zuerst einmal, ihren Gründen und Bedingungen nachzuforschen).

In einer solchen Wissenschaft kann es dann freilich auch keine verbessernde Praxis geben; Praxis bedeutet hier Anpassung an (sich ändernde) Normen, d. h. Schicksalsergebenheit oder kritiklose Untertänigkeit. Die Volkskunde soll also dazu dienen, die Unzulänglichkeiten des Bestehenden zu verdecken, ähnlich wie Wilhelm Heinrich Riehl vor mehr als hundert Jahren forderte: „Der höchste Triumph der inneren Verwaltungskunst würde dann darin bestehen, jeden polizeilichen Akt so sicher der Natur des Volkes anzupassen, daß es auch bei den lästigsten Dingen glaubte, die Polizei habe doch eigentlich nur ihm aus der Seele heraus verfügt und gehandelt“²²⁾. Wäre es nun nicht endlich an der Zeit, solch folgenschwere Sätze genau zu überdenken?

Wolfau. Bericht über die Feldforschung 1965/66. Durchgeführt mit Studenten des Institutes für Volkskunde an der Universität Wien unter der Leitung von Károly G a á l (= Wissenschaftliche Arbeiten aus dem Burgenland, Heft 42; Kulturwissenschaften, Heft 15). Eisenstadt, hrsg. vom Burgenländischen Landesmuseum/Amt der Bgld. Landesregierung, Abt. XII/3, 1969. 415 Seiten, Abb. im Text und 30 Tafeln.

Inhaltsverzeichnis:

Vorwort von Univ.-Prof. Dr. Richard Wolfram (S. 5—9);
Johann Schaden zum Gedenken von Dr. Károly G a á l (S. 10—12);
Bericht von Dr. Károly G a á l (S. 13—24).

²²⁾ Die Volkskunde als Wissenschaft, in: Wilhelm Heinrich Riehl, *Culturstudien aus drei Jahrhunderten*, Stuttgart 1862, S. 205—229, hier S. 225.

Beiträge:

- Rudolf K r o p f, Die Sozialstruktur (S. 25—102, 18 Abb. i. T.);
Helmut S c h ö b i t z, Das Haus (S. 103—142, Abb. 1—38 auf Taf.);
Erika P a u l y, Die Küche und das Kochen (S. 143—186, Abb. 39—49 auf Taf.);
Irene K o h l, Die Flachsarbeit — Vom Säen bis zum Weben (S. 187—211, Abb. 50—58 auf Taf.);
Elisabeth H a m m e r, Erntearbeiten in Wolfau (S. 212—230, Abb. 59—67 auf Taf.);
Edith K l e n k, Das Kinderleben (S. 231—290);
Adalbert P u t z, Lebens- und Jahresbrauchtum (S. 291—319);
Helmut S c h ö b i t z, Waldarbeit und Holzgeräte (S. 320—346, 14 Abb. i. T. und Abb. 68—88 auf Taf.);
Heinz-Christian D o s e d l a, Stroh- und Flechtarbeiten (S. 347—381, Abb. 89—150 auf Taf.);
Olaf B o c k h o r n, Transport- und Anbaugeräte (S. 382—415, 20 Abb. i. T., Abb. 151—209 auf Taf.).

Chronik der Volkskunde

Zum 75. Jahrgang der Zeitschrift

Mit diesem Heft beginnt der 26. Jahrgang der Neuen Serie unserer Zeitschrift, der gleichzeitig der 75. der Gesamtreihe ist. Die Zeitschrift hat also seit ihrer Gründung durch Michael Haberlandt den Widerwärtigkeiten der Zeit recht gut standgehalten. Sie hat sogar nach den beiden Weltkriegen nur je ein Jahr pausieren müssen, und ist das erste mal als „Wiener Zeitschrift für Volkskunde“, das zweitemal unter dem jetzigen Titel wieder erschienen. Im Grunde war sie immer das gleiche Organ der österreichischen Volkskunde, von unserem Verein für Volkskunde getragen, und an unserem Museum in der Laudongasse redigiert.

Die dritte Folge, die nunmehr abgeschlossenen fünfundsiebenzig Jahrgänge von 1947 bis 1971, hat die Nachkriegsjahre mit allen ihren inneren und äußeren Wandlungen miterlebt. Wir haben ziemlich klein anfangen müssen, die ersten Versuche, einen größeren Leserkreis zu finden, konnten noch keine rechten Erfolge erzielen. Dennoch haben wir es nach dem zehnten Jahrgang der Neuen Serie im Jahr 1957 gewagt, von dem bisher geübten Brauch, zwei Hefte im Jahr herauszubringen, abzugehen und es mit vier Heften zu versuchen. Allen mißgünstigen Voraussagen zum Trotz ist der Versuch relativ leicht geglückt, unsere Bezieher haben für die doppelte Leistung den doppelten Preis bezahlt, der ja freilich zumindest für die Mitglieder nie sehr hoch war. Mit der Neueinführung war nicht nur der größere Umfang für die Veröffentlichung von Beiträgen und Mitteilungen geschaffen. Es war vor allem dafür gesorgt, daß in der „Chronik“ rascher über alle das Fach interessierenden Ereignisse in Österreich berichtet werden konnte, und daß in der „Literatur“ die Buchbesprechungen schneller als bisher den Neuerscheinungen folgten. Das hat dem Blatt ein gewisses Ansehen verschafft, der Hauptzweck, die volkskundlich interessierten Leser, die nicht in großen Instituten saßen, wo diese Neuerscheinungen angeschafft wurden, konnten sich wenigstens einigermaßen darüber orientieren. Daß so manche Buchbesprechung den jeweils rezensierten Autoren nicht ganz paßte, mußte in Kauf genommen werden. Daß einmal Zeiten kommen würden, wo man diese Besprechungen zwar nicht lesen oder gar verstehen, dafür aber statistisch erfassen würde, konnte man nicht voraussehen. Jedenfalls haben wir versucht, die Besprechungen viele Jahrgänge hindurch noch durch die „Anzeigen“ zu ergänzen, welche wenigstens bibliographisch andeuten sollten, was in unserer Vereins- und Museumsbibliothek einlief. Daß all das im wesentlichen in einer veritablen Ein-Mann-Arbeit gemacht werden mußte, brauchte niemand zu wissen und bleibt auch weiterhin kaum von Interesse. Der Berg war da und mußte abgeschaufelt werden, mehr läßt sich dazu nicht sagen.

Nach fünfundsiebenzig Jahren freilich darf man vielleicht das Gefühl haben, nun nicht mehr so ganz allein auch noch die nächsten bevor-

stehenden Berge durchgraben zu müssen. Ich spreche in diesem Ausnahmefall pro domo: Im sechzigsten Lebensjahr muß man sich umsehen, wie diese Kernangelegenheit des Faches bei uns weiterbetrieben werden soll. Ich habe daher im Einvernehmen mit dem Vorstand des Vereines meinen langjährigen Mitarbeiter im Verein und am Museum, Herrn Wissenschaftlichen Rat Dr. Klaus Beitzl, gebeten, die Redaktion der Zeitschrift künftighin mit mir gemeinsam zu führen. Er wird dementsprechend in Zukunft auch die Verantwortung für die Redaktion mit mir gemeinsam tragen. Ich hoffe, daß neue, jüngere Mitarbeiter sich einfinden werden, die in den nächsten Jahren mit uns gemeinsam das Gesicht der Zeitschrift weitergestalten werden, in einem allmählichen Ablösevorgang der Generationen, wie dies im Wissenschaftsbetrieb vielleicht doch am sinnvollsten erscheint.

Leopold Schmidt

Volkskunde an den österreichischen Hochschulen

Universität Graz

Der Bundesminister für Wissenschaft und Forschung hat den Beschluß des Professorenkollegiums der philosophischen Fakultät der Universität Graz auf Verleihung der Lehrbefugnis als Honorarprofessor für Volkskunde an den Leiter des Landschaftsmuseums Trautenfels am Steiermärkischen Landesmuseum Joanneum Dr. phil. Karl Haiding genehmigt.

(Wiener Zeitung Nr. 204 vom 3. September 1971, S. 3)

Emeritierung Univ.-Prof. Dr. Hanns Koren

Mit Ende des Wintersemesters 1971/72 ließ sich nach Vollendung seines 65. Lebensjahres o. Prof. Dr. Hanns Koren, seit 1955 Vorstand des Institutes für Volkskunde an der Universität Graz, aus gesundheitlichen Gründen emeritieren. Sein Nachfolger ist o. Prof. Dr. Oskar Moser, der mit Beginn des Sommersemesters 1972 die Leitung übernimmt. Prof. Koren beabsichtigt, auch als Emeritus — neben den Lehrbeauftragten des Institutes, Honorar-Prof. Dr. Karl Haiding (Volks-erzählforschung) und Dr. Anni Gameraith (Volksnahrung) — pro Semester eine zweistündige Vorlesung zu halten. Am Institut arbeiten weiterhin Dr. Alois Hergouth als Hochschulassistent sowie Eva Maller und Hans Frühwald als halbtägig verpflichtete wissenschaftliche Hilfskräfte.

Karl Lugmayer †

Am Sonntag den 16. April 1972 ist Karl Lugmayer im eben erreichten 81. Lebensjahr gestorben. Der Vizepräsident unseres Vereines für Volkskunde, den wir betrauern, war ein bedeutender Politiker, der von seinem ursprünglichen Beruf als Mittelschulprofessor zur Volksbildung gekommen war. Als christlicher Sozialpolitiker hatte er das Linzer Parteiprogramm für seine Partei verfaßt, war in der ersten Regierung Renner nach dem ersten Weltkrieg Unterstaatssekretär geworden, dann viele Jahre hindurch Volksbildungsreferent für Niederösterreich gewesen.

Es waren die Jahre zwischen 1924 und 1934, in denen er den sachlichen und persönlichen Anschluß an die Volkskunde, vor allem an die Volkslied- und Volkstanzforschung vollzog. 1934 wurde er Volksbildungsreferent für Wien; 1938 von seinem Posten entfernt mußte er bis 1945 in unfreiwilliger Muße verharren. Er hat die Zeit zur Vertiefung seiner sprachlichen Kenntnisse und seiner historischen und philosophischen Bildung verwendet. 1945 wurde er sofort in die neue Regierung Renner berufen, wiederum als Unterstaatssekretär. Als die provisorische Regierung dann abgelöst wurde, verblieb er als Ministerialrat, als Leiter der Abteilung Volksbildung im Unterrichtsministerium, übernahm dann noch eine Professur an der Hochschule für Bodenkultur, und ging schließlich mit Erreichung der Altersgrenze in Pension. Er war als Politiker inzwischen Bundesrat geworden und wie alle die Jahre hindurch Vizepräsident des Österreichischen Arbeiter- und Angestelltenbundes.

Der längst in Wien eingewurzelte Beamte, Politiker und Gelehrte war eigentlich „vom Lande“, aus Ebensee in Oberösterreich, und seine Mutter stammte aus Bayern. Diese bayerisch-bäuerliche Herkunft war dem hochgewachsenen Mann mit der sonoren Stimme und dem äußerlich beinahe rauen Wesen immer bewußt. Er hatte eine angeborene Liebe zur Volksüberlieferung, bei einem ausgeprägten sozialen Verständnis und einer völlig selbstverständlichen religiösen Vertiefung aller menschlichen Verhältnisse. Wesentlich waren für ihn die persönlichen Verbindungen. Er hatte das Archiv des Österreichischen Volksliedunternehmens für Niederösterreich und Wien bei sich, in seine Kanzlei im Niederösterreichischen Landesschulrat aufgenommen, als es eine Zeitlang keine räumliche Unterbringung finden konnte. Gerade damals ging Raimund Zoder in den Ruhestand und übernahm die Leitung dieses Archives. Und von da an mußte jeder, der zu Lugmayer als Volksbildungsreferent wollte, bei Zoder als dem Leiter des Volksliedarchives vorübergehen: Eine Verbindung, die sich für beide Teile segensreich auswirkte. Zoder lernte die vielen Menschen aus dem Lande Niederösterreich kennen, die als eventuelle Sammler und Aufzeichner des Volksliedes in Betracht kommen mochten, und Lugmayer begann seine Besucher unter anderem auch danach einzuschätzen, wie sie sich zum Volkslied verhielten und mit Zoder verstanden. Die Verbundenheit zwischen Lugmayer und Zoder war es, die beide dann 1946 bewog, das Volksliedunternehmen unter dem neuen, von Lugmayer vorgeschlagenen Namen „Volksliedwerk“ wieder in die Wege zu leiten. Lugmayer hat dann zwanzig Jahre als Präsident dieses Volksliedwerkes segensreich gewirkt. Von seiner großzügigen Art, die Sitzungen zu leiten, haben alle Teilnehmer gelernt, sein Sich-einsetzen für die Volksliedforschung als Wissenschaft hat dem Volksliedwerk und seinem Jahrbuch das Rückgrat gestiftet.

Lugmayer war im allgemeinen ein zurückhaltender, oft ganz in Schweigen versinkender Mensch, ein Denker, der seine eigenen Wege ging, aber für die vielen an ihn herangetragenen Vorschläge und Bitten nicht taub war. So hat er sich auch dem Verein für Volkskunde bald nach 1945 als Vizepräsident zur Verfügung gestellt, und der Vereinsleitung in manchen schwierigen Situationen treulich geholfen. Er verfolgte aufmerksam und kritisch die Veröffentlichungen, nicht zuletzt die Zeitschrift, und unterstrich die von ihm besonders geschätzten historisch-volkskundlichen Züge gern durch Anfragen und briefliche Nachträge. In der Hauptsache blieb er freilich seinem ihm eigentüm-

lichen Philosophieren treu, seinem Meditieren über Weltprobleme aus christlicher Schau. Daraus entstand ja auch sein philosophisches Hauptwerk, die „Philosophie der Persönlichkeit“, das vom Titel an das Wesen dieses eigenwüchsigen Mannes widerspiegelt.

Solange Lugmayer in Amt und Würden stand, hat er die ihm zustehenden Titel und Würden, Orden und Ehrenzeichen in reicher Fülle erhalten. Nachher ist er allmählich vergessen worden. Wer in der Volkskunde, in der Volksliedforschung mit ihm zu tun gehabt hatte, blieb ihm dagegen verbunden, was ihn bis zuletzt noch gefreut haben dürfte. So bleibt uns die Verpflichtung, seiner in ehrfürchtiger Dankbarkeit weiterhin zu gedenken.

Leopold Schmidt

Literatur der Volkskunde

Felix Freiherr von Lipowsky, **National-Costüme des Königreiches Bayern.** (Neudruck) Mit einem Geleitwort herausgegeben von Paul Ernst Rattelmüller. Großformat, unpag. 49 Farbtafeln. München 1971, Süddeutscher Verlag. DM 225,—.

Unser Zeitalter ist nicht nur ein lexikalisches, es ist, wie sich auch auf unserem Gebiet immer wieder zeigt, nunmehr auch zu einem bibliophilen geworden. Während man vor etwa fünfzehn Jahren noch um den Weiterbestand der alten Bibliophilen-Gesellschaften bangen mußte, ist es heute schon ganz klar, daß es neue Bibliophilen gibt. Und für diese vor allem stellen so manche Verlage gegenwärtig auch teure Neudrucke her. Da die frühen Ausgaben so mancher volkskundlicher Werke längst rar geworden sind, und da vor allem die Institute für Volkskunde an den Universitäten zumeist noch ziemlich jung sind und kaum ältere Bücherbestände besitzen können, sind solche Neudrucke eigentlich allen Fachinteressenten willkommen. Das heißt zumindest bei uns zulande: sie wären willkommen, wenn man sie bezahlen könnte. Leider setzen die Neudrucker ihre Preise meist so hoch an, daß die tatsächlichen Interessenten wieder nicht an diese Ausgaben herankommen können.

Aber davon abgesehen soll die vorliegende Neuausgabe des berühmtesten Werkes über die bayerischen Trachten nun doch sehr begrüßt werden. Einen „Lipowsky“ hat kaum ein Sammler hierzulande besessen, und auch die älteren, gewichtigeren Museumsbibliotheken können über ihn nicht verfügen. Sie müssen sich also diese Neuausgabe anschaffen, schon um zu der alten, vorzüglichen Arbeit von Hans Karlinger über die bairischen Bauerntrachten das erforderliche Bildmaterial zur Hand zu haben. Der Freiherr von Lipowsky hat um 1827 diese zwölf Hefte mit zusammen 48 Farbtafeln (Lithographie) erscheinen lassen. Die Bilder sind künstlerisch von keiner besonderen Qualität, übrigens auch nicht signiert, so daß sie den verschiedensten Münchner Künstlern der Zeit Ludwigs I. zugeschrieben werden. Aber sachlich sind sie doch recht gut. Gewiß, die oberbayerischen Trachten herrschen auch hier wie in allen bayerischen Trachtenwerken vor. Aber Lipowsky hat sich sichtlich bemüht, auch erst unter König Max I. zu Bayern gekommene schwäbische und fränkische Landesteile zu berücksichtigen. Man kann bei jeder Lieferung sehen, wie zu den Blättern mit Trachtendarstellungen aus München, aus der Jachenau, aus Lenggries usw. auch solche mit Trachtenbildern aus Oberndorf in Franken, aus Gochsheim bei Würzburg, aus Mistelgau bei Bayreuth usw. dazutreten. Auch die alten Reichsstädte Nürnberg, Augsburg und Regensburg erscheinen berücksichtigt. Und um die direkten Trachtendarstellungen etwas aufzulockern, hat Lipowsky auch noch Bilder von einem Kirchweihfest in Oberndorf, vom Brunnenpringen der Metzger zu München, vom Vogelschießen zu Regensburg wie vom Münchner Oktoberfest usw. dazugestellt. Der Text Lipowskys bezeichnet sich mit einem gewissen Recht als „historisch“, denn der Verfasser ist von der klassischen Archäologie angeregt worden, und hat diverse Einzelheiten aus der bayerischen Geschichte in seine Beschreibung der Blätter einzuflechten versucht.

Das hat gewiß damals noch keine Trachtenkunde im wissenschaftlichen Sinn ergeben können. Aber es war ein beträchtliches Grundmaterial, und Karlinger hat sich bei seiner analytischen Darstellung darauf noch einigermaßen stützen können. Rattelmüller hat sich nicht in dieser Richtung mit dem gebotenen Bildmaterial weiterbeschäftigt. Seine Einleitung versucht vielmehr im Sinn einer Geschichte der bayerischen Volkskunde die Entstehung dieses Trachtenwerkes verständlich zu machen. Da es zu dieser gutgemeinten Einleitung kein Literaturverzeichnis gibt, soll hier doch darauf hingewiesen werden, wieviel diese paar Seiten den Arbeiten von Hans Moser, vor allem seinen Ausführungen über Lorenz Westenrieder, verdanken. Die Beziehungen zur Gegenwart, die Rattelmüller herzustellen versucht, erscheinen mir dagegen einigermaßen gezwungen. Man kann die damaligen Bestrebungen kaum mit dem „Folklorismus“ unserer Jahre vergleichen.

Dem Buch fehlt ein Literaturverzeichnis, es fehlt ihm aber auch ein Sachregister. Das wäre bei einem Trachtenwerk, das so viele Details abbildet und namhaft macht, sehr von Nutzen gewesen. Bei dem sehr hohen Preis hätten die Benützer darauf wohl Anspruch gehabt. Aber sonst wüßte man, wie gesagt, für den vorzüglich ausgeführten Neudruck sicher dankbar sein.

Leopold Schmidt

Robert Löbl und Franz Braumann, Oberösterreich in Farben.
Ein Bildband mit 72 Farbbild- und 120 Textseiten mit mehrsprachiger Einführung und mehrsprachigen Bilderläuterungen. Schriftleitung Franz Braumann. Innsbruck-Wien-München Tyrolia-Verlag, 1971. S 360,—.

Ein stattlicher großformatiger Band, in der Anlage den Landschaftsbänden des Forum-Verlages verwandt, von denen bisher die Bände „Wienerwald“, „Salzburg“ und „Niederösterreich“ erschienen sind. Aber der Band Oberösterreich ist doch schon ganz auf das Farbfoto abgestellt, die Zeit schreitet eben auch auf diesem Gebiet immer weiter fort. Die herrlichen Aufnahmen von Löbl, auf dessen Bildbände hier schon oft hinzuweisen war, sind auch sehr gut reproduziert. Daß sie „abfallend“ gedruckt sind, ist zwar „modern“, stört aber doch manchmal beim Zusammenstoßen zweier Bilder empfindlich.

Für uns sind einige von den vielen Bildern direkt von Interesse, so bei S. 32: Vierkanthöfe im Kremstal; bei S. 53: Altar in der Wallfahrtskirche Christkindl; bei S. 60: Blick auf St. Nikola; bei S. 66: Ansicht von St. Thomas am Blasenstein mit mächtigem Bildstock; bei S. 67: Ein Sandler Genoveva-Hinterglasbild; bei S. 76: Brunnendenkmal Dietmar des Anhängers in Ried; bei S. 77: Geburtshaus Franz Stelzhamers in Piesenham; bei S. 94: Traunseefischer; bei S. 98: Mondseer Rauchhaus; bei S. 109: Hallstätter Knappenkapelle.

Diese ausgesucht schönen Bilder werden von knappen Ausschnittbeiträgen erörtert. Von volkskundlicher Seite ist besonders auf den Überblick von Franz Lipp über das Bauernhaus in Oberösterreich hinzuweisen. Von Beiträgen längst dahingegangener Autoren soll die eindrucksvolle Schilderung „Die Reiterwallfahrt“ von Richard Billinger erwähnt sein. Daß der biedermeierliche Schriftsteller Julius von der Traun einst über „Der Maultrommel zauberischen Ton“ geschrieben hat, dürfte nicht einmal allen Volksmusikforschern geläufig sein. Ein Buch, das man also nicht nur der „schönen Schau“, sondern auch der qualitätvollen Textbeiträge halber gern zur Hand nehmen wird.

Leopold Schmidt

Helmut Prasch, Waldglas aus Oberkärnten 1621—1879. Großformat, 35 Seiten, mit 96 Abb. Spittal an der Drau, 1971, Bezirksheimatmuseum.

Wie schon anlässlich der Ankündigung der Glas-Ausstellung im Bezirksheimatmuseum Spittal mitgeteilt wurde, hat Helmut Prasch, der immer rührige Museumsleiter, eine Art von Monographie über die einzige alte Glashütte Kärntens zusammengestellt, und konnte sie nunmehr zum Jahreswechsel vorlegen. Prasch hat die vom Museum Spittal aus im Gebiet des Weißensees durchgeführten Grabungen von Tscherniheim/Stockenboi nicht nur nach den materiellen Ergebnissen, sondern auch nach allen mündlichen Überlieferungen darzustellen und zu erläutern versucht. Er gibt in den knappen, neben den Bildleuten herlaufenden Texten also eine Geschichte der Hütte von Tscherniheim, eingebaut in eine Gesichte der Landschaft im Nockgebiet zwischen Villach und Hermagor, eine Geschichte der Glaserzeugung, und eine auf kleinsten örtlichen Mitteilungen beruhende Geschichte dieses Unternehmens, dessen Werkanlagen seit dreiviertel Jahrhunderten in den Almboden zurückgekehrt sind. Es haben sich aber die verschiedensten in Tscherniheim erzeugten Glaswaren erhalten, und ein nicht unbeträchtlicher Bestand an Arbeitsgeräten. Die Bilder davon stellen eine wirklich beachtliche Dokumentation dar, wenn auch manche Aufnahme natürlich wirklich nur lokale Bedeutung besitzt. Aber auch in solchen Fällen handelt es sich eigentlich um das gute Recht eines ganz bewußt landschaftsgebundenen Museums, das hinter allen Gegenständen die tragenden Menschen festhalten und kenntlich machen will.

In den Text haben sich manche Unachtsamkeiten eingeschlichen. So haben die Felsritzungen in der „Hundskirche“ sicher nichts mit dem großen Jesuiten Petrus de Hondt (Canisius) zu tun, der hier noch dazu zum „Prädikanten“ gemacht wird. Was S. 15 von dem „berühmten Münchner Maler Max Liebermann“ berichtet wird, muß auf einem Mißverständnis beruhen, da Liebermann bekanntlich Berliner war, und zumindest meines Wissens niemals in Stockenboi. Für den Namen Tscherniheim wird einmal (S. 12) eine Erklärung aus dem Tschechischen, dann aber (S. 16) eine aus dem Gotischen angeboten — in solchen Fällen sollte man ruhig Zuständige fragen, bevor man einen Text veröffentlicht. Aber die Initiative von Prasch bleibt doch auch in diesem Fall wieder sehr anerkennenswert.

Leopold Schmidt

Johannes Grießmair, Knecht und Magd in Südtirol, dargestellt am Beispiel der bäuerlichen Dienstboten im Pustertal (Volkskundliche Forschungen, Innsbrucker Beiträge zur Europäischen Ethnologie, geleitet von Karl Ilg. 1. Bd.) (= Veröffentlichungen der Universität Innsbruck, 30. Bd.), Österreichische Kommissionsbuchhandlung, Innsbruck 1970, 127 Seiten.

K. Ilg eröffnet mit dem hier anzuzeigenden Buch eine Schriftenreihe „Volkskundliche Forschungen“, die den etwas weitausgreifenden Untertitel „Innsbrucker Beiträge zur Europäischen Ethnologie“ führt. Die Einbeziehung der Völkerkunde überrascht bei einem Vertreter der Innsbrucker volkskundlichen Schule, denn bei Ilgs Lehrer, dem aus dem Archivarberuf hervorgegangenen H. Wopfner (dessen Namen man in Ilgs Vorwort vermißt), spielte die Ethnologie keine Rolle! Die Völker-

kunde ist zudem in Innsbruck durch keine Lehrkanzel vertreten. Viel eher würde man etwa bei einem Schüler von Arthur Haberlandt völkercundliche Aspekte erwarten.

Die vorliegende, in der Hauptsache begrüßenswerte Schrift ist aus einer von Ilg betreuten Innsbrucker phil. Diss. hervorgegangen. Im I. Teil (S. 4—64) werden „Geschichte und Entwicklung des Dienstbotenstandes, insbesondere im Pustertal“ untersucht. Die Einleitungshistorie entspricht freilich nicht dem gegenwärtigen Stande der Wissenschaft; wenn man schon über „die Unfreien nach der Lex Bajuvariorum“ S. 17 f. zu berichten den Ehrgeiz hat, sollte man doch Spindlers Handbuch der bayer. Geschichte 1. Bd. (1967) heranziehen! Heinrich Brunners klassische Deutsche Rechtsgeschichte ist zweibändig und hat sogar zwei Auflagen erlebt, deshalb wäre stets Auflage und Bandangabe erforderlich; S. 13 A. 65 wird dieses Werk plötzlich dem Hamburger Wirtschaftshistoriker Otto Brunner zugeschrieben. Auch bei Lamprechts Wirtschaftsleben und bei Grimms Rechtsaltertümern sollte der Seitenzitiierung eine Bandangabe vorangehen! Die Neureformierte Tiroler Landesordnung (S. 20 A. 17) stammt von 1573, nicht von 1603; in diesem Jahre wurde sie nur neu gedruckt. Ulmers „Schwabenkinder“ erschienen nicht 1938 (so S. 28 A. 148), sondern 1943, Ulmers Bergbauernfrage (S. 66 A. 3) wäre nicht in der 1. Aufl. (1942), sondern in der 2., neubearb. Aufl. von 1958 zu zitieren. Janssens Gesch. d. dt. Volkes benützt man in der verbesserten, von Pastor besorgten Ausgabe, Auflageangabe wäre bei einem Werk, dessen Bände 1—3 sogar 20 Auflagen erfuhren, kein Luxus! Bei den „Span. Forschungen“ (S. 35 A. 165) würde Bandangabe das Auffinden erleichtern. Laut Ilgs Vorwort hielt dieser schon 1949 seine „erste Vorlesung zur Arbeitervolkskunde“, nach S. 2 A. 9 allerdings „bereits 1952“! Man sieht also, daß Wopfners Nachfolger Ilg, der selbst in Geschichte promoviert hatte, bei seiner ethnologischen (näherhin vor allem wohl anthropogeographischen) Ausweitung der Folklore auf peinliche Berücksichtigung der historisch-philologischen Methode keinen besonderen Wert mehr legt, auch bei einem Historiker nicht, denn Griefsmair hat als Nebenfach Geschichte studiert.

Ein viel erfreulicheres Bild ergeben dagegen bereits Griefsmairs der jüngsten Vergangenheit geltende Ausführungen über „die Lebensweise der bäuerlichen Dienstboten vor etwa 50 Jahren“ (S. 40 ff.) und dann vor allem der II. Teil (S. 65—119), der in zum Teil geradezu vortrefflicher Weise „die gegenwärtigen Verhältnisse des Dienstbotenstandes im Pustertal“ behandelt. Hier werden zunächst Herkunft, Alter, Dienstzeit, Postenwechsel, Eheproblem wie wirtschaftliche Verhältnisse der Dienstboten, dann deren rechtliche Stellung, Standesbewußtsein, das Leben am Bauernhof, Religion, „Privatleben“, Bauernkost und sogar das Almleben behandelt. Diese vornehmlich der Gegenwartsvolkskunde zugewendeten Partien des 2. Hauptteiles sind meist ganz ausgezeichnet gelungen. Griefsmair konnte hier vielfach aus eigenem Erleben berichten, wobei jede Phrasenhaftigkeit vermieden ist. Diese auf gründlicher Kenntnis der Verhältnisse beruhenden gediegenen Ausführungen des 2. Teiles stellen sogar eine wertvolle Bereicherung unseres Wissensstandes dar, was hier gerne anerkannt sei. Wir hoffen, dem Verfasser, der inzwischen aus den Händen des hochverdienten Kanonikus Dr. Wolfsgruber die Schriftleitung der angesehenen Südtiroler Zeitschrift „Der Schlern“ übernommen hat, vor allem auf dem Gebiet volkskundlicher Feldforschung bald wiederum zu begegnen.

Nikolaus G r a s s

Alpenländische Weihnacht. Texte aus Oberbayern, Österreich, Schwaben, Schweiz und Südtirol. Herausgegeben von Günter Goepfert. Querformat, 200 Seiten mit 24 eingeklebten farbigen Krippenbildern und 20 Stichornamenten. München 1971. Süddeutscher Verlag. DM 19,80.

Ein sehr gut gemachtes Weihnachtsbuch, mit Bildern zum Anschauen und Texten zum Lesen oder Vorlesen. Gewiß kein wissenschaftliches Buch, aber eine reiche Anthologie, die der Volkskunde des letzten Halbjahrhunderts viel zu verdanken hat.

Wir Österreicher mustern mit einigem Stolz die bunte Reihe der Beiträge, von denen nicht wenige von Landsleuten stammen: Leifhelm, Hupfauf, Oberkofler, Kloepfer, Hörtnagl, Waggerl, Peternell, Rosegger, Billinger, Trakl, Weinheber, Stifter, Mohr, Greinz, Grillparzer, Mozart (er schrieb seinem Vater noch zum Neuen Jahr, nicht zu Weihnachten!), Springenschmid, Mönch von Salzburg, Mell und Perkonig, und so manches der anonymen Weihnachtslieder stammt auch aus unseren Landen. Dazu die schönen Krippenbilder: Von den 24 Farbbildern stellen nicht weniger als 10 Krippen oder Krippenfiguren aus Tirol und Salzburg dar. Es handelt sich bei allen Krippen um Stücke aus der Sammlung des Bayerischen Nationalmuseums, und so mag es verständlich sein, daß auch das Bild einer Neuerwerbung, der Papierfigurenkrippe aus Trebitsch enthalten ist, obgleich Trebitsch wahrhaft nicht in den Alpenländern liegt. Aber Lenz Kriss-Rettenbeck hat vor kurzem über seine bemerkenswerte Neuerwerbung gearbeitet ¹⁾, und so kann man die Aufnahme des Bildes hier einigermassen verstehen.

Leopold Schmidt

Bayerische Sagen. Sagen aus Altbayern, Schwaben und Franken. Herausgegeben von Günther Kapfhammer. 332 Seiten, mit zahlreichen Abbildungen im Text und auf Tafeln. Düsseldorf 1971, Eugen Diederichs Verlag.

Es ist fast genau 100 Jahre her, daß ein umfassendes Werk erschien, das die Sagen aus allen Teilen des damaligen Königreiches Bayern umfaßte: Alexander Schöppner, Sagenbuch der Bayerischen Lande. 3 Bände, München 1874. Das längst sehr selten gewordene Werk gehört einer vorwissenschaftlichen Epoche der Volkskunde an, und ist überdies außerhalb Bayerns nie besonders bekannt geworden. Es hat auch nicht den Rang des der Absicht nach gleichrangigen Werkes für Preußen, das knapp vorher erschienen war: J. G. Th. Graesse, Sagenbuch des Preußischen Staates. 2 Bände, Glogau 1868/71. Immerhin, man mußte bisher eben doch auf den Schöppner zurückgreifen. Denn in dem Jahrhundert danach erschienen doch hauptsächlich Sagensammlungen für einzelne Landschaften. Die Zwischenkriegszeit versuchte bekanntlich, „Stammeskunden“ zu erstellen, die eigentlich Sagensammlungen waren. Dies war ja das Anliegen der von Paul Zaunert im Hause Diederichs geleiteten Reihe. Für Bayern nahm man Friedrich Lüers als Herausgeber; seine Bayerische Stammeskunde erschien 1933 in dieser Reihe, und blieb merkwürdigerweise recht unbekannt. Man hat sich im Haus Diederichs, das so viele dieser stammheitlich geordneten Sagensamm-

¹⁾ Lenz Kriss-Rettenbeck, Materielle und spirituelle Perspektive und Tiefenraum in volkstümlichen Krippen des 19. und 20. Jahrhunderts (Bayerisches Jahrbuch für Volkskunde 1969. Erschienen 1970. S. 192 ff.).

lungen nunmehr wieder aufgelegt hat, nicht entschließen können, den Band von Lüers auch einfach neu zu drucken. Man beauftragte vielmehr den Mitarbeiter an der Bayerischen Landesstelle für Volkskunde in München, der sich durch seine Dissertation „St. Englmar. Eine volkskundliche Ortsmonographie“, München 1964, als Sammler ausgewiesen hatte.

Kapfhammer ging sozusagen vor Lüers zurück. Er versuchte keine textverbindende Sagedarstellung, sondern nahm die Sagen wieder aus den alten Aufzeichnungen¹⁾, vermehrte sie um jüngere, darunter natürlich auch um seine eigenen aus Englmar, und ordnete sie nach Landschaften an. Von München ausgehend behandelt er zunächst das Bayerische Oberland, dann den Allgäu, dann Augsburg, Lechrain und Lechfeld, dann die Donaustädte, geht von der Donau auf den Bayerischen und Oberpfälzer Wald über, greift bis ins Stiftland und ins Fichtelgebirge aus, von wo seit der Renaissance Aufzeichnungen vorliegen, legt dann die Sagen aus den fränkischen Reichsstädten, den Residenzen und Bischofssitzen im Maingebiet vor, erfaßt noch den äußersten Norden des heutigen Freistaates Bayern mit Spessart und Rhön, und schließt die Sagen der Mainstädte an. Durchaus keine stammheitliche Gliederung also; selbst das sagenreiche Niederbayern, dem man wohl eine eigene Position hätte geben können, ist nicht eigens berücksichtigt, steht nicht neben Oberbayern.

Es sind hunderte von Sagen, aber sie sind nicht nummeriert, und in den Anmerkungen stehen nur ganz knappe Quellenangaben. Als ob der Herausgeber alle weitere Arbeit einfach dem Leser hätte überlassen wollen. Freilich distanziert er sich von vornherein von den wichtigsten bisherigen Richtungen der Sagenforschung überhaupt. Mit etwas zu zeitgenössisch-journalistischen Phrasen, wie mir scheinen will; etwa so: „Die Wissenschaftler der Grimm-Ära waren aus unserer Sicht falsch vorprogrammiert“ (S. 9). Vielleicht sachlich richtig, aber kann man das wirklich so sagen? Mancher modernistische Satz ist kaum mehr verständlich, wie beispielsweise: „Der Numinalraum, der zu Grimms Zeiten noch bestand, wurde durch die wissenschaftlich-aufklärerische Beschäftigung der Volkskunde und Germanistik mit diesem Sujet nach und nach säkularisiert“ (S. 10). Das sind Vorbehalte, die für die eigentliche Beschäftigung mit den Sagen, die in diesem Band vorgelegt werden, nichts ergeben.

Dem hätte eine gewisse Kommentierung vielleicht abhelfen können. Aber, wie gesagt, von Kommentierung gar keine Spur, der Leser wird auf trockenste Herkunftsnachweise eingestellt. Da tauchen dann Zweifel auf, ob Kapfhammer die notwendige Literatur zu den einzelnen Sagen auch tatsächlich gelesen hat. Ein prüfender Blick auf die Untersbergsage: Wieder einmal wird (S. 45 u. ö.) als Aufzeichner im 16. Jahrhundert

¹⁾ Die Abdrucke aus den älteren Veröffentlichungen scheinen ganz unkritisch erfolgt zu sein. Ein besonders arger Fall bei der Sage vom „Großen Pferd von Lauingen“, S. 125 f., abgedruckt aus Ludwig Mittermaier, Das Sagenbuch der Städte Gundelfingen, Lauingen, Dillingen, Höchstädt und Donauwörth. Dillingen 1849, S. 32 f. Mittermaier hat damals, in der Zeit der Spätromantik in die Sage von dem Riesenroß, das in Notfällen sogar über die Stadtmauer springen konnte, den ihm vermutlich stimmungsbildend erscheinenden Lenoren-Vers von Bürger „Und hurre, hurre, hopp, hopp, hopp . . .“ eingeschmuggelt. Daß Kapfhammer diesen weiß Gott nicht aus Lauinger Überlieferung stammenden Vers 1971 noch mitabdruckt, stimmt doch bedenklich.

ein „Lazarus Aigner“ genannt. Die Anmerkung erweist, daß Kapfhammer nur die Maßmannsche Ausgabe dieser Quelle von 1831 (!) kennt. Keine Spur der Benützung der kritischen Textausgabe durch Wilhelm Herzog (Graz 1936), aus der deutlich wird, daß dieser „Aigner“ eben doch „Gitzner“ geheißen hat. Ähnlich wird es öfter gehen.

Es ist nicht unsere Sache, den starken Band nun Sage um Sage durchzuarbeiten. Das würde vermutlich einen Kommentarteil ergeben, zu dem wir nicht verpflichtet sind. Wir nehmen die Aufzeichnungen, soweit sie gut scheinen, gern quellenmäßig zur Kenntnis. Vielleicht ergibt sich hin und wieder auch ein Hinweis auf österreichische Sagentradition. So steht da S. 138 f., bei der „Regensburger Donaubrücke“, nach Anton Wilhelm Ertl, Relationes Curiosae Bavaricae. Augsburg 1685: „Ich erinnere mich, daß die Donau-Brucken zu Wien / wann ein großer Last- und schwerer Wagen hinüber fährt / merklich zu zittern pflegte: Dann der Baumeister wegen einer gewisser Ursach erzürnet / hat einen einigen Nagel an einem verborgenen Ort herausgerissen / wodurch dieses Zittern causirt worden / und kann solchen Fehler niemand mehr verbessern.“ Eine der Wiener Sagenforschung meines Wissens bisher verborgen gebliebene Wiener Brücken- und Baumeistersage, die aller Beachtung wert erscheint. Für solche Hinweise wollen wir also doch auch dankbar sein.

Leopold Schmidt

Rainer Schepfer, Kleine Lektion über westfälischen Humor, für Anfänger und Fortgeschrittene. 72 Seiten, mit Randzeichnungen von Jörg Drühl. Münster in Westfalen 1971, Verlag Regensburg. DM 7,50.

Eine kleine, nette Sammlung von humorvollen Anekdoten, Schwänken, Wellerismen, in westfälischer Art und Mundart erzählt. Eingestimmt auf das Thema durch das bekannte Buch von Heinrich Lützele über die Philosophie des Kölner Humors hat der Verfasser allmählich Material gesammelt, hat Vorträge darüber gehalten, dadurch wieder Beiträge bekommen, nicht zuletzt in der Art von „Kindermund“, und schließlich all das in seinem lesbaren Büchlein zusammengestellt.

Wenn man sich daran nicht nur erheitern will, sondern, aus Veranlagung oder wissenschaftlichem Pflichtgefühl heraus, die vielen Wanderschwänke usw. sich kenntlich machen wollte, müßte man die breiten Seitenränder mit vergleichenden Anmerkungen vollschreiben. Es wäre nicht uninteressant, nach einiger Zeit nachzusehen, wie weit man damit kommen kann. Wer es nicht für sich tun mag, wird hoffen, daß ein Volks-erzählarchiv ihm die Arbeit abnimmt. In Münster fehlt es nicht an bewährten volkskundlichen Einrichtungen, vielleicht besorgt man es dort also gleich an Ort und Stelle.

Leopold Schmidt

Nils-Arvid Bringéus (Hg.), Arbete och redskap. Materiell folk-kultur pa svensk landsbygd före industrialismen. 398 Seiten, mit zahlreichen Abb., Skizzen und Karten im Text. Lund 1971, CWK Gleerup Bokförlag. Kr 44,75.

Nils Arvid Bringéus und Mats Rennberg geben eine neue Schriftenreihe „Handböcker i Etnologi“ heraus. Es sind übersichtlich gestaltete Handbücher zur schwedischen Volkskunde, wenn ich recht sehe. Als 3. Band dieser Reihe liegt nun dieses schicke Buch vor, das im wesentlichen die „Sachkultur“ im Rahmen der schwedischen Volkskultur umfaßt. Die Sachkultur der vorindustriellen Zeit, wie der Untertitel auch angibt.

Die im allgemeinen bekanntesten Fachleute der betreffenden Gebiete haben jeweils ihren Beitrag beige-steuert. Bringéus selbst behandelt, nach einer abgrenzenden Einleitung die landwirtschaftliche Arbeit und die dabei verwendeten Geräte, vom Säekorb bis zur Windmühle. Matyas Szabo stellt die Viehhaltung vor, bis zum Melken und Schweineschlachten. Gösta Berg gibt einen Überblick über die Jagd, einschließlich Netzjagd, Fallentypen usw. Nils Nilsson beschäftigt sich mit der Fischerei, vom Fischspeer bis zum Zugnetz. Die Waldarbeit einschließlich der Köhlererei wird von Göran Rosander behandelt. Einen Überblick über das alte Handwerk gibt Phebe Fellström, wobei Erscheinungen am Rande des Handwerks wie die Korbflechterei miteinbezogen erscheinen. Gertrud Grenander-Nyberg behandelt die Textilien, von der Flachsfasergewinnung bis zur Klöppelspitze und zur Teppichwirkerei. Die Kleider selbst werden von Anna-Maya Nylen behandelt, mit Heranziehung alter schwedischer Trachtenbilder. Den bäuerlichen Hausbau hat Bringéus übernommen, vom bäuerlichen Blockbau bis zum auch aus Holz erstellten Gutshof. Kärtchen und Grundrisse erläutern die Darstellung. Die Inneneinrichtung des Hauses schildert Maj Nodermann-Hedquist, wobei die ganzen Stubeneinrichtungen wie die einzelnen Möbel behandelt erscheinen. Die immer wiederkehrenden Schmuckmotive auch in der schwedischen Volkskunst werden im Abschnitt „Ornament und Dekor“ von Sigfrid Svensson dargetan. Eine knappe Zusammenfassung, über die sonst eingehaltenen Fach- und Funktionsbereiche hinaus, wie dies eben bei der bildenden Volkskunst nun einmal kaum anders möglich ist. In seinem dritten Beitrag in diesem Band behandelt Bringéus Essen und Trinken und die dabei verwendeten Geräte. Das ist ein sonst zu wenig ausgeschöpftes Gebiet, man wird sich ihm sicherlich auch anderwärts noch zu widmen haben. Mit den Transportgeräten zu Land beschäftigt sich Jonas Frykman, wobei Schneereifen, Schleifen und Schlitten nicht zu kurz kommen. Und Nils Nilsson endlich hat die Boote als Transportgeräte zu Wasser dargestellt.

Man sieht, es sind wohlbekannte Gebiete der schwedischen Volkskunde, und ältere Meister des Faches wie Sigfrid Svensson oder Gösta Berg, die auch an diesem Band noch mitarbeiten, haben über so manches Teilgebiet bereits größere Arbeiten vorgelegt. Der Band kann, mit seinen instruktiven Bildern, seinen Verbreitungskärtchen, seinen zu jedem Abschnitt eigens beigegebenen Literaturverzeichnissen, als ein knappes Handbuch über dieses Gebiet gelten.

Leopold Schmidt

Gerd Heinz-Mohr, **Lexikon der Symbole**. Bilder und Zeichen der christlichen Kunst. 320 Seiten. Düsseldorf 1971, Eugen Diederichs Verlag. DM 29,—.

Bücher wie das vorliegende nimmt man, wenn kein bekannter Autorenname das Unternehmen deckt, mit einem gewissen Bangen in die Hand. Es ist beinahe Mode geworden, daß jeder größere Verlag ein ikonographisches Handbuch herausbringt, da kann es der Diederichs Verlag natürlich auch nicht lassen. Er hat übrigens vor mehr als einem halben Jahrhundert auch ein ähnliches Büchlein, M. Liefmann, Kunst und Heilige, Ein ikonographisches Handbuch zur Erklärung der Werke der Kunst (1912), herausgebracht, und es war leider keines von denen, die ihren Wert behalten hätten.

Das vorliegende Buch hat vom Autor aus sicherlich nur den Untertitel als Buchtitel zugebracht bekommen. Über die „Bilder und Zeichen der christlichen Kunst“ informiert es nämlich sehr zureichend, es finden sich sogar Stichwörter, die man sonst nicht dargeboten erhält. Aber es fehlt jeder Literaturhinweis, ein knappes Literaturverzeichnis vermag dafür nicht zu entschädigen. Immerhin: Man schlägt, was die christlich-ikonographischen Gegenstände betrifft, in dem Buch nicht umsonst nach. Es gibt durchaus vielseitig Auskunft und nennt Beispiele in großer Zahl. Als „Lexikon der Symbole“ dagegen hätte es der Verlag nicht bezeichnen sollen. Gewiß, es sind Symbole darin behandelt, aber das ist doch eigentlich ein ganz anderes Gebiet, auch von anderen Autoren längst gut behandelt, soweit sich das schwierige Gebiet überhaupt gut behandeln läßt. Immerhin, vor allem für den interessierten Laien nützlich, für jeden Kirchenwanderer beispielsweise durchaus verwendbar.

Leopold Schmid t

Marija Makarovič, Slovenska ljudska noša (Slovenische Volkstrachten). Centralni zavod na napredok gospodinjstva, Ljubljana (Poljanska 6), 1971. 109 Seiten, 63 Schwarzweißbilder, 50 Farbbilder, 18 Schnittmusterbogen.

Der durch die beigelegten Schnittmusterbogen umfangreich gewordene Band über die slowenischen Volkstrachten des 19. und 20. Jahrhunderts soll neben der Beschreibung überlieferter Bekleidungsformen der bäuerlichen Welt vor allem die Möglichkeit zum Nacharbeiten dieser historischen Gewänder schaffen, die heute in Slowenien eigentlich nur mehr von Folklore-Gruppen getragen werden. Dazu bieten sowohl die Schnittmusterbogen, die sehr übersichtlich und genau gezeichnet sind, als auch die gute Qualität der zahlreichen Abbildungen die nötige Grundlage. Es handelt sich aber dabei nicht um das, was wir als Trachtenerneuerung verstehen, sondern um historische Trachten, die aus allen slowenischen Landesteilen und aus Südkärnten vorgestellt werden.

Die einleitende Übersicht über die slowenische Volkstracht ist auch in englischer und französischer Sprache abgedruckt; warum nicht auch in deutscher, ist unerfindlich! Es ist ja kaum anzunehmen, daß im englischen und französischen Sprachbereich mehr Interesse für das Buch bestehen wird, als im deutschsprachigen.

Text und Abbildungen über das 16. und 17. Jahrhundert sind nur kurz gefaßt. Die späteren Bildquellen sind von verschiedenem Wert. Neben den Aquarellen von Russ und Kurz von Goldenstein etwa sind solche, die historische Trachten nachträglich darstellen. Inwieweit da die Überlieferung noch stimmt, läßt sich im einzelnen schwer sagen. Sicher sind in ihrem Aussagewert wieder die Fotografien.

Die Vorlagen für die Schnittmuster wurden aus dem Ethnographischen Museum in Laibach und aus dem Museum in Koper genommen. Die Schnitte sind daher auch für die vergleichende Trachtenforschung von Wichtigkeit, zumal daran eben nichts verändert wurde. Unter den einzelnen Kleidungsstücken finden sich nicht nur die Überkleider, sondern z. B. auch die Unterröcke.

Auf den Schnittmusterbogen sind folgende Trachten wiedergegeben: Bogen 1 und 2: Oberkrainer Frauentrachten; Bogen 3: Oberkrainer Männertracht; Bogen 4: Gailtaler Frauenfesttracht; Bogen 5: Frauen-Feiertagstracht aus St. Jakob im Rosental; Bogen 6: Frauen-Feiertagstracht aus dem Sanntal; Bogen 7, 10, 11: Frauen-Feiertagstracht aus der

Umgebung von Triest; Bogen 8: Hochzeitstracht aus dem Görzer Gebiet; Bogen 9: Männertracht aus der Umgebung von Triest; Bogen 12: Männer-Alltagstracht aus Prekmurje; Bogen 13: Frauen-Alltagstracht aus Prekmurje; Bogen 14: Männertrachten aus Weißkrain; Bogen 15, 16, 17 und 18: Frauentrachten aus Weißkrain.

Am beigegebenen Mundartvokabular vermissen wir in Einzelfällen nähere Hinweise; die Wörter sind nach Bedeutungsgruppen zusammengestellt, dem Wort ist jeweils ein Verbreitungshinweis beigegeben. Dem Bildverzeichnis sind kurze Herkunftsnachweise angefügt. Das Buch ist im Drucktechnischen und Optischen gut gelungen und wird seinen Zweck sicher gut erfüllen.

Maria Kundegraber

Neli Niklsbacher-Bregar und Marija Makarovič, **Ljudske veznine na Slovenskem**. Centralni zavod za napredek gospodinjstva, Ljubljana (Poljanska 6), 1970. 177 Seiten, zahlr. Abb. im Text, 26 Zeichenmusterbögen.

Wie der angekündigte Band der slowenischen Bauerntrachten von Marija Makarovič soll auch dieser Band über die „Volksstickereien in Slowenien“ nicht nur eine Dokumentation über vorhandene Stickereien bieten, sondern auch die Möglichkeit schaffen, alte Stücke nachzuarbeiten. Daher wird nicht nur auf die Muster, sondern auch auf das Handwerkliche eingegangen; dazu dienen eine Reihe von in den Text eingestreute Werkzeichnungen.

Das Material ist in folgende Abschnitte gegliedert:

1. Buntstickereien nach Vorlagen (dazu die Stickmusterbögen 1—8 mit 81 Mustern);
2. Pelzmäntel mit bunten gestickten Verzierungen (dazu die Stickmusterbögen 9—15 mit 40 Mustern);
3. Gestickte Frauen-Kopfbedeckung;
4. Weißstickereien (dazu die Stickmusterbögen 16—24 mit 134 Mustern);
5. Goldstickereien (dazu die Stickmusterbögen 25 und 26 mit 32 Mustern).

Ein abschließendes Kapitel faßt die Dokumentation (Herkunft, Größe, Material, Farbe und Sticktechnik) und die Anmerkungen zusammen. Hervorragend ist die Bildauswahl und die Bildqualität; auch hier vermißt man ein deutsches Resümee neben den kroatischen, englischen und französischen, die vorhanden sind.

Die Buntstickereien fanden sich vor allem auf Decken, Altartüchern, einem Handtuch. Sowohl Frauen- als auch Männerpelze waren gestickt, und zwar in bunten Farben, vor allem mit Wolle. Die Weißstickereien sind in den Vorlagen ausschließlich von den weißen Kopftüchern (peče) genommen, während im Text auch auf Hemden und Haubentücher hingewiesen wird. Die Goldstickereien wieder werden an den Laibacher Hauben und den Südkärntner Bodenhäubchen dargestellt. Die Originale sind zum überwiegenden Teil im Ethnographischen Museum in Laibach aufbewahrt.

Bei vergleichenden Arbeiten mit Stickereien benachbarter Landschaften, etwa Friaul, Kärnten, Steiermark, wird sich manches gemeinsame Motiv finden, was weiter nicht verwunderlich ist, wenn man weiß, daß die Stickvorlagen immer wieder weitergegeben und abgezeichnet wurden.

Maria Kundegraber

Pantschatantra. Das Fabelbuch des Pandit Wischnu Scharma. Aus dem Sanskrit neu übersetzt von G. L. Chandiramani. 264 Seiten. Düsseldorf 1971, Eugen Diederichs Verlag. DM 20,—.

Das um 300 n. Chr. in Kaschmir entstandene Werk ist im Verlauf der Forschungsgeschichte zum Haupt- und Schlüsselwerk der Märchenforschung geworden. Die berühmte Übersetzung von Theodor Benfey (1859) behauptet nach wie vor ihren Platz. Die vorliegende, durchwegs von Indern geschaffene Übersetzung soll das Werk von Benfey nicht ersetzen, sondern verweist im Nachwort eigens und respektvoll darauf. Aber es stellt eine von dem Sanskritisten S. B. Hudlikar in Bombay leicht geraffte Fassung dar, die dennoch alle wesentlichen Erzählungen enthält, und sie nur durch kleine Kürzungen und straffere Stilisierung lesbarer machen will. Ein löbliches Unterfangen. Der Band stellt eine willkommene Ergänzung der im gleichen Verlag erscheinenden berühmten, nunmehr schon 50 Bände umfassenden Reihe „Märchen der Weltliteratur“ dar.

Leopold Schmidt

Anzeigen / Einlauf 1969 — 1971

Aus Museen und Sammlungen von volkskundlicher Bedeutung

Siawoch Azadi, Turkmenische Teppiche und die ethnographische Bedeutung ihrer Ornamente. Katalog der Ausstellung, Hamburg, Museum für Völkerkunde 1970. 68 Seiten, 30 Farbtafeln, unpag. Anhang, 1 Karte.
21.716 FM-A

Elfriede Baum, Katalog des Museums mittelalterlicher österreichischer Kunst (= Österreichische Galerie, Wien, Katalog I) Wien und München 1971. 380 Seiten, XIV Farbtafeln, 214 Abb. auf Tafeln.
21.625 FM-Ö

Vilem Benda und Josef Hrasaky, Kunstschatze. Staatliches jüdisches Museum Prag. Ausstellung im Museum für Völkerkunde, Wien. Wien 1970. 88 Seiten, 32 Bildtafeln.
21.247 FM-Ö

Friedrich Berg, Burg- und Schloßmuseen in Österreich. Wien o. J. (1971). 36 Seiten.
21.688

Günter Böhm, Puppentheater. Figuren und Dokumente aus der Puppentheater-Sammlung der Stadt München (= Schriften des Münchner Stadtmuseums). München 1969. 156 Seiten, 155 Abb. auf Tafeln.
21.085 FM-A

Walter Borchers und Horst Klassen, Kreismuseum Bersenbrück. Bersenbrück 1970. 46 Seiten, 46 Abb. auf Tafeln.
21.661 FM-A

Valeriu Butura, Muzeul etnografic al Transilvaniei. Sectia in aer liber. Cluj (Klausenburg) 1968. 111 Seiten, 58 Abb. im Text, 1 Karte im Anhang.
21.248 FM-A

Jahresbericht 1968 des Rätischen Museums in Chur. Chur o. J. (1969). 31 Seiten, 41 Abb. auf Tafeln.
21.344 SA

Cibinium. Studi si materiale privind Muzeul tehnici populare din Dumbrava Sibiului. Studien und Mitteilungen aus dem Hermannstädter Freilichtmuseum der bäuerlichen Technik. Sibiu-Hermannstadt 1969.
21.036 Z

(Wilhelm Deutschmann), Wiener Theater. Bilddokumente 1660 bis 1900 aus der Theatersammlung des Historischen Museums der Stadt Wien (= Kataloge der gleichnamigen Sonderausstellung des Historischen Museums, Nr. 30). Wien 1971. 86 Seiten, 16 Abb. auf Tafeln.
21.690 FM-Ö

(Karl Dielmann), Museen in Hessen. Ein Handbuch der öffentlich zugänglichen Museen und Sammlungen im Lande Hessen. Kassel 1970. 415 Seiten, zahlreiche Abb. auf Tafeln.
21.681 FM-A

- Albrecht Dürer 1471—1971. Ausstellung des Germanischen Nationalmuseums Nürnberg, 21. Mai bis 1. August 1971. Katalog. München 1971, 414 Seiten, zahlreiche Abb. im Text und auf Tafeln. 21.598 FM-A
- Anne Duprel, *Projet d'organisation d'un musée d'ethnographie européenne*. (Aus: Centre d'études d'arts, traditions et parlers populaires. Institut de Sociologie, Université libre de Bruxelles. Document de travail Nr. II/2. Brüssel 1968, Oktober, S. 14—45. Hektographiert, mit 6 Abb.) 21.468 SA
- Rupert Feuchtmüller, *Niederösterreichisches Landesmuseum. Romantik, Gotik, Renaissance (= Kunstabteilung, Hauptkatalog I)*. Wien 1971. 40 Seiten, 41 Abb. auf Tafeln, davon 12 farbig. 21.691 FM-Ö
- Hermann Fillitz, *Katalog der weltlichen und der geistlichen Schatzkammer*. Wien 1971, Kunsthistorisches Museum. 5. Aufl., besorgt von Erwin Neumann. 89 Seiten, 32 Abb. aus Tafeln. 21.688 FM-Ö
- Walter Frodl, Manfred Koller, Ernst Bacher, *Mittelalterliche Wandmalerei in Österreich. Originale, Kopien, Dokumentation. Ausstellung im Oberen Belvedere (= 64. Wechselausstellung der Österreichischen Galerie)*. Wien 1970. 135 Seiten, 81 Abb. in Tafeln. 21.331 FM-Ö
- (Jan Geryk), *Sprievodca po muzere (Führer durch das Museum 7)*. Martin 1957, Slovenske narodne muzeum. 32 Seiten, Abb. im Text. 21.233 FM-A
- Clara Hahmann, *Fahnen und Textilien. Restaurierungs- und Konservierungsarbeiten. Katalog des Stadtmuseums Linz in der Neuen Galerie der Stadt Linz*. Linz 1970. 69 Seiten, 16 Tafeln.
- Roger Henninger, *Quelques acquisition et dons recente au Musée Alsacien de Strasbourg*. (Aus: Art populaire de la France de l'est. Strasbourg 1969. S. 247—253, mit 7 Abb. im Text.) 21.110 SA
- (Johanna von Herzogenberg, hg.), *Johannes von Nepomuk. Ausstellung anlässlich der 250. Wiederkehr der Seligsprechung*. Passau 1971. 208 Seiten, VIII Farbtafeln, 128 Abb. 21.612 FM-A
- (Hans Hochenegg), *Biedermeier in Hall. Solbad Hall, Katalog der Galerie St. Barbara, Juli-August 1970*. Unpag., 2 Abb. 21.706
- Alfred Höck und Dieter Kramer, *Verzeichnis der volkskundlichen und kulturgeschichtlichen Bestände der hessischen Museen. Zusammengestellt. Marburg an der Lahn 1970, Institut für mitteleuropäische Volksforschung (nicht im Buchhandel)*. 372 Seiten (Rotaprint), mehrere Abb. auf Tafeln. 21.706
- Stadt- und Heimatmuseum Hollabrunn. *Miszellen*. 1970, 67. Jahr. Text von Hubert Adolf-Paburg. 4 Seiten, 3 Abb. Wien 1970. 21.692
- Kurt Holter, Professor Dr. Gilbert Trathnigg (1911—1970). (Aus: 16. Jahrbuch des Museumsvereines Wels, 1969/70, 1 Portr., S. 9—16.) 21.693 SA
- (Cornel Irimie), *Hinterglasmalerei aus Rumänien. Staatliche Kunstsammlungen Dresden, Museum für Volkskunst (Dresden 1970)*. Querformat, 22 Seiten, Abb. im Text. 21.334 FM-A

Kärntner Kunst des Mittelalters aus dem Diözesanmuseum Klagenfurt. Katalog der gleichnamigen Ausstellung im Oberen Belvedere. Katalog von Elfriede Baum, Dora Heinz, Franz Windisch-Graetz. Beiträge von Max Ebernigg, Otto Demus und Leopold Schmidt. Wien, Österreichische Galerie, 1971. 142 S., 33 Abb. 21.551 FM-Ö

(Erika Karasek), Pfefferkuchen-Masken-Pyramiden. Weihnachtliche Volkskunst. Berlin, Staatliche Museen. Museum für Volkskunde (1969). Unpag., 16 Abb. 21.173 FM-A

Erika Karasek, Bauernschmuck aus dem Berliner Museum für Volkskunde. I (allgemein), II (Knöpfe und Schließen) (Aus: Uhren und Schmuck, Jg. 8, Berlin 1971, H. 3, S. 77—80, mit 8 Abb.; ebendort H. 5, S. 134—136, mit Abb.). 21.714 SA

(A. J. Bernet Kempers), Gids voor de kruidentuin van het Nederlands Openluchtmuseum. Arnhem 1966. 39 Seiten. 21.292 FM-A

(A. J. Bernet Kempers), Vriendenboek voor A. J. Bernet Kempers, aangeboden door de „Vereniging Vrienden van het Nederlands Openluchtmuseum“ ter Gelegenheit van zijn Afscheid van het Museum. Redaktion P. J. Meertens und Hermann W. M. Plettenburg. Arnhem 1971. 155 Seiten, mit 1 Portr. und zahlr. Abb. im Text. 21.718

A. J. Bernet Kempers, Terugblik op veertien jaar Nederlands Openluchtmuseum (in: Bijdragen en Mededelingen van het Rijksmuseum voor Volkskunde. 34. Jg., Arnhem 1970, Nr. 2, S. 33—54, mit mehreren Abb.). Z

Reidar Kjellberg, Et halvt arhundre Norsk Folkemuseum 1894 bis 1944. Oslo 1945. VIII und 160 Seiten, Abb. im Text, 1 Karte im Anhang. 21.293 N

(Georges Klein), Exposition La Nativité Crèches anciennes et sujets de Noel. Catalogue. Straßburg 1970/71, Musée Alsacien. Rotaprint. 12 Seiten. 21.720 FM-A

(Gudrun B. Kloster, hg.), Handbuch der Museen. Deutschland BRD, DDR, Österreich, Schweiz. Bd. 1: Bundesrepublik Deutschland. 640 Seiten. Bd. II: DDR, Österreich, Schweiz. Register. XVI und 660 Seiten. Berlin 1971. 21.557/1—2

(Friedrich Knaipp), Katalog der Hinterglasbilder-Ausstellung vom 9. Mai bis 18. Oktober 1970 in Stift Geras, Niederösterreich. 6 Seiten hektographiert. 21.440 FM-Ö

Das Kunstgewerbemuseum der Stadt Köln. Erich Köllmann zum 65. Geburtstag. Schriftleitung Peter Volk. Köln 1971, Kunstgewerbemuseum. 77 Seiten, 104 Tafeln. 21.712

Mitteilungen der Museen des Komitats Komárom (Komorn). Tata 1968 ff. 21.660 Z

(Albrecht Kippenberger), Zum achtzigsten Geburtstag Albrecht Kippenbergers. Glückwunschartikel und Bibliographie. 1 Portr. unpag. (Kassel 1970). 21.711 SA

Erika Kroppenstedt und Detlef Hoffmann, Inventar-Katalog der Spielkarten-Sammlung des Stadtmuseums Linz. Ausstellung des

Deutschen Spielkarten-Museums in Bielefeld, 7. Sept.—15. Dez. 1969.
Bielefeld 1969. Bielefeld 1969. 86 Seiten, Abb. im Text. 21.070 FM-Ö

(Harry Kühnel hg.), Ausstellung 1000 Jahre Kunst in Krems.
28. Mai—24. Oktober 1971, Dominikanerkloster Krems, Niederösterreich.
Krems 1971. XXVIII und 566 Seiten, 16 Farbtafeln, 121 Abb. auf Tafeln,
Karten. 21.596 FM-Ö

André Lagrange, Musée du vins de Bourgogne a Beaune. Sailes
des travaux de la vigne et du vin et des métiers auxiliaires. Catalogue.
Avec le concours de divers membres du Musée des arts et traditions
populaires (= Arts et traditions populaires, Bd. XIII, 1965, H. 2). Paris
1965. S. 105—216, 12 Tafeln, Skizzen im Text. 21.049 FM-A

Irena Lechow a, Przewodnik wystawa etnograficzna (Führer durch
die ethnographische Ausstellung) (= Biblioteka Muzeum arch. i etnogr.
w Lodzi, Nr. 6). Lodz 1968. Unpag., mit Abb. 21.196 FM-A

Franz Lipp und Karlheinz Hattinger, Oberösterreichisches Glas.
Volkstümliches Hohlglas aus erloschenen Hütten. 17.—20. Jahrhundert.
Linz, Oberösterreichisches Landesmuseum 1971. 48 Seiten, zahlr. Abb.,
zum Teil farbig. 21.655 FM-Ö

Arnold Lühnig (Hg.), Schleswig-Holseinsche Museen und Samm-
lungen. Im Auftrag der Arbeitsgemeinschaft schleswig-holsteinischer Mu-
seen herausgegeben. Flensburg 1970. 206 Seiten, mit Abb. im Text.
21.705

Adolf Mais, Osteuropäische Volkskunst. Sonderausstellung der
Sammlung osteuropäischer Volkskulturen des Österreichischen Museums
für Volkskunde. Wien, Museum des 20. Jahrhunderts, 1970. 40 Seiten, Abb.
21.277 FM-Ö

Rumänische Teppiche und rumänische angewandte Kunst der Gegen-
wart. Ausstellung im Wiener Künstlerhaus. Wissenschaftliche Bearbei-
tung Adolf Mais, Gestaltung Hartwig Preuschl. Wien 1970. 30 Seiten,
13 Abb. auf Tafeln. 21.475 FM-Ö

Franz Metzler und Elmar Vonbank, Walser Museum. Führer
durch die Schausammlung. Mittelberg, Kleines Walsertal (= Führer
durch Vorarlberger Heimatmuseen 3). Riezlern 1969. 133 Seiten, Abb. im
Text. 21.244 FM-Ö

Mirja Mohtaschemi, Einführung in die Finnische Volkskunde
(= Wegweiser zur Völkerkunde, H. 10). Hamburg 1970. Hamburgisches
Museum für Völkerkunde. 54 Seiten mit 10 Tafeln und 17 Abb. im Text.
21.717

Oskar Moser, Das Kärntner Freilichtmuseum in Maria Saal. Mu-
seumsführer. Klagenfurt 1970. 29 Seiten, 9 Abb., 7 Pläne und Grundrisse,
4 Zeichnungen. 21.452

dasselbe, 2. erweiterte Auflage. Klagenfurt 1971. 32 Seiten.
21.697

Museen und Kunstdenkmäler in Österreich. Hg. Österreichische
Fremdenverkehrswerbung. Wien o. J. (1971). 88 Seiten mit Abb. im Text.
21.687 a

- Odense Bys Museer 1860—1960. Odense 1960. Unpag. Mit Abb.
21.234 SA
- Hans Pauer, Länder und Menschen vor der Jahrhundertwende. Eine Dokumentation Alt-Österreichs. Erstaussstellung von Originalarbeiten zeitgenössischer Künstler. Wien 1969, Österreichische Nationalbibliothek. 75 Seiten, 16 Abb. auf Tafeln.
21.200 FM-Ö
- Ingwer Petersen, Das Eiderstedter Heimatmuseum in St. Peter-Ording. Eiderstedt o. J. (1968). Unpag. (32 Seiten), mit Abb.
21.491 FM-A
- (Alberto Del Piero, hg.), Figure presepiali Napoletane dal sec. XIV. als sec. XVIII. Neapel 1971. Unpag., mit zahlreichen Abb.
21.621 FM-A
- Irena Pisutova, Ludove malby na skle (Volkstümliche Hinterglasmalerei) (= Edicia fontes Slovenskeho narodneho muzea Etnografickeho ustava v Martine, zv. VI). Martin 1969, Slovakisches Nationalmuseum. 141 Seiten, 244 Abb. auf Tafeln.
21.174 N
- Penzinger Museumsblätter, Herausgegeben vom Museumsverein Penzing (Wien XIV). Wien 1969 ff.
21.982 Z
- Il „Pitrè“. Bolletino del Museo Etnografia Siciliano „G. Pitrè“ e annessa Biblioteca. Palermo 1969 ff.
21.481 Z
- Helmut Prasch, Der alpine Mensch und sein Zeug. Inventar des Bezirksheimatmuseums Spittal an der Drau im Schloß Ortenburg-Porcia. Spittal, Kärnten 1970. 140 Seiten, Abb. im Text.
21.283
- Lothar Pretzell, Das volkskundliche Museum als Schau populärer Leistungen (aus: Zeitschrift für Volkskunde, 1971, S. 38—50).
21.713 SA
- Friederike Prodingler, Mini-Theater. Internationale Marionetten, Puppen et cetera (Katalog der 56. Sonderausstellung des Salzburger Museums Carolino Augusteum). Salzburg 1970. Unpag., mit Abb.
21.420 FM-Ö
- Friederike Prodingler und Udo Dammert, Malerei hinter Glas. Katalog der gleichnamigen 60. Sonderausstellung des Salzburger Museums Carolino-Augusteum. Salzburg 1971. 68 Seiten, mit zahlr. Abb. und 10 Farbtafeln.
21.694
- Gernot Prunner, Ostasiatische Spielkarten. Katalog der Ausstellung im Hamburgischen Museum für Völkerkunde 1969/70. Bielefeld 1969, Deutsches Spielkartenmuseum. 149 Seiten, mit zahlr. Abb.
21.715
- Steinzeug. Katalog des Kunstgewerbemuseums der Stadt Köln. Bearbeitet von Gisela Reineking von Bock (= Kataloge des Kunstgewerbemuseums Köln, Bd. IV). Köln 1871. 94 Seiten, 874 Abb. im Text, 36 Tafeln, Farbtafel.
21.672 FM-A
- Karl Veit Riedel, Museen in Ostdeutschland. Phänomene und Probleme (aus: Museumskunde, Bd. 8. Berlin 1967. S. 143—157).
21.034 SA
- Karl Sälzle, Deutsches Jagdmuseum München. Eröffnungskatalog 1966. München 1966. 272 Seiten, Abb. im Text.
21.169

Josef Schepers, Führer durch das Bauernhofmuseum Bielefeld.
Bielefeld o. J. (1969). 26 Seiten, 1 Plan, Abb. 20.994 FM-A

Leopold Schmidt, Die dritten 25 Jahre des österreichischen
Museums für Volkskunde (aus: Österr. Hochschulzeitung, Jg. XXII.
Wien 1970. Nr. 6, S. 5, mit 3 Abb.). 21.267 SA

derselbe, Schloßmuseum Gobelsburg. Ausstellung Barocke Volks-
frömmigkeit. Andachtsgraphik, Votivbilder, Zeugnisse der Volksver-
ehrung des hl. Johann von Nepomuk. Wien, Österr. Museum für Volks-
kunde 1971. 84 Seiten, 16 Abb. auf Tafeln. 21.651 FM-Ö

derselbe, Volk und Schrift. Geschriebene Gebet- und Gesangbücher
und andere ABC-Volkskunst vom 1. bis zum 19. Jahrhundert. Katalog
der gleichnamigen Ausstellung. Wien 1971, Österr. Museum für Volks-
kunde. 40 Seiten. 21.698 FM-Ö

derselbe, Häuser und Menschen des Burgenlandes in der zeitgenös-
sischen Graphik und Malerei. Katalog der gleichnamigen Ausstellung.
Wien 1971, Österr. Museum für Volkskunde. Vervielfältigt. 10 Seiten,
1 Xero-Abb. 21.699 FM-Ö

derselbe, Kleine Nußknackersuite im Österreichischen Museum für
Volkskunde (aus: Österr. Ärztezeitung, Jg. 26, Nr. 10, Wien 1971, 25. Mai.
S. 1047/1048, mit 4 Abb.). 21.700 SA

derselbe, Die Reise nach Bethlehem. Zur Aufstellung der Seiten-
szenen der Rinner-Krippe im Österr. Museum für Volkskunde (aus:
Österr. Ärztezeitung, Jg. 26, Nr. 23, Wien 1971, 20. XII. S. 219/220, mit
2 Abb.). 21.701 SA

derselbe, Seit Adam und Eva. Neuaufstellung im Österr. Museum
für Volkskunde (aus: Österr. Hochschulzeitung, Jg. 23, Nr. 2 vom 15. 1.
1971, S. 27 f., mit 2 Abb.). 21.702 SA

derselbe, Barocke Volksfrömmigkeit in Österreich. Zur neuen Aus-
stellung im Schloßmuseum Gobelsburg (aus: Österr. Hochschulzeitung,
Jg. 23, Nr. 12 vom 15. 6. 1971, S. 6 f., mit 1 Abb.). 21.703 SA

derselbe, Der Seressaner in der Weihnachtskrippe (aus: Österr. Hoch-
schulzeitung, Jg. 23, Nr. 21 vom 15. 12. 1971, S. 4, mit 1 Abb.).
21.704 SA

Johann Schmitz, Museum der Stadt Siegburg. Ohne Ort und
Jahr (Siegburg ca. 1968). 39 Seiten mit AAb. 20.996 FM-A

M. Scholten-Nees, Kinderwelt. Spielzeug und Spiele aus zwei
Jahrhunderten. Katalog der gleichnamigen Ausstellung des Museums für
niederrheinische Volkskunde. Kevelaer 1971. 36 Seiten, mit Abb. im Text.
21.707 FM-A

derselbe, Bauern-Töpferei am Niederrhein, 17.—19. Jahrhundert.
Katalog der gleichnamigen Ausstellung des Museums für nieder-
rheinische Volkskunde. Kevelaer 1970. 32 Seiten, mit mehreren Abb.
im Text. 21.708 FM-A

Das steirische Handwerk. Meisterschaft als Träger von Kultur und
Wirtschaft des Landes. Katalog zur 5. Landesausstellung 1970. Gesamt-

leitung Gertrud Smola. Graz, Steiermärkisches Landesmuseum Joanneum 1970. I. Teil: Handbuch. Redaktion Friedrich Waidacher. 623 Seiten, 148 Abb., 1 Karte. II. Teil: Nummernverzeichnis. 206 Seiten.
21.476 FM-Ö

(Gertrud Smola), Steirische Schmiedekunst in der Sammlung des Joanneums (= Katalog der gleichnamigen Sonderausstellung im Steirischen Landesmuseum Joanneum). Querformat 64 Seiten, mit zahlreichen Abb. im Text. Graz. 1971.
21.695 FM-Ö

Hermann Steininger, Niederösterreichische Museen. Ihre Bedeutung für die Wirtschaft und Geschichte Niederösterreichs (in: Universum, Monatsschrift, 25. Jg., H. 12, Wien 1970, S. 496—499, mit 4 Abb.).
21.549 SA

Ulrich Steinmann, Museum für Volkskunde (aus: Forschungen und Berichte, Bd. XI, Berlin 1968, S. 170—173).
21.238 SA

derselbe, Some Notes on James Simon (aus: Year Book XIII of the Leo Baeck Institute, London 1968, S. 277—282).
21.239 SA

Fritz Stüber, Das Heimathaus Fahringer auf der Pürgg (aus: Eckartbote, 1969, Folge 10, S. 8/9, mit Abb.).
21.025 SA

Eugen Thurnher, Armin Wirthensohn, Franz Michel Willam, Hans Nagele, Franz Michael Felder zum 100. Todestag 26. April 1969. Katalog der Ausstellung des Vorarlberger Landesmuseums. Bregenz 1969. 57 Seiten, mit Abb.
21.242 FM-Ö

Städtisches Museum Trier: Simeonsstift. Bildheft, unpag., mit 14 Abb. Trier o. J.
21.710 FM-A

W. F. Tschudin, Sammlung Feuer und Licht. Kurzgefaßte Geschichte der Feuererzeugung und künstlichen Beleuchtung. Vortrag anlässlich der Eröffnung der neuen Abteilung im Historischen Museum in Olten. Olten 1968. 40 Seiten, mit 17 Abb.
21.719 FM-A

E. Ullmann und H. Wolter (hg.), Beiträge zur sowjetischen Museumskunde. Auszüge aus: Grundlagen der sowjetischen Museumskunde (= Fachlich-methodische Anleitung für die Arbeit in den Heimatmuseen, Heft 1). Halle an der Saale 1960, Fachstelle für Heimatmuseen beim Ministerium für Kultur, Berlin. 95 Seiten.
21.296

Andreas Uzsocki (hg.), A Györi Xantus János muzeum es kiállításai. Das Xantus János-Museum in Raab und seine Ausstellungen (= A Györi Xantus János muzeum közleményei, 2). Győr, Ungarn, 1965. 48 Seiten, Abb. im Text.
21.431 FM-A

Dagmar Visnovska und Jiri Spet (hg.), Bibliographical Selection of Museological Literature per 1968 Year. Bratislava-Preßburg 1970. 127 Seiten.
21.531

Elmar Vonbank, 750 Jahre Stadt Feldkirch 1218—1968. Katalog der gleichnamigen Ausstellung. Feldkirch, Vorarlberg, 1968. 84 Seiten, Abb. im Text.
21.243 FM-Ö

(Sepp Walter), Stajerski lectarij in svecarij (Steirische Lebzelter und Wachszieher). (Katalog der gleichnamigen Ausstellung des Steirischen Volkskundemuseums im Slovenischen Ethnographischen Museum.) Ljubljana-Laibach 1971. Unpag. (18 Seiten), mit 9 Abb. Vorwort von Boris Kuhar.
21.696

(Ralf W e n d t), Museumshof Schwerin-Mueß. 20 Seiten mit 20 Abb.
Historisches Museum Schwerin (1971). 21.709 FM-A

Karl W o l f s g r u b e r, Führer durch das Krippenmuseum Brixen.
(Brixen, o. O. und Jahr). 14 Seiten. 21.336 FM-A

Maria Z n a m i e r o w s k a - P r ü f f e r o w a, und andere, Muzeum
Etnograficzne w Torunin w Roku 1967. Przewodnik. Ethnographisches
Museum in Thorn im Jahre 1967. Führer. Thorn 1968. 96 Seiten, 38 Abb.
auf Tafeln. 21.423 FM-A

Franz Z a b u s c h und Josef Franz A u m a n n, Festschrift 200 Jahre
Kalvarienberg-Kirche in Hernals. Führer durch die Ausstellungen „Kal-
varienberg und Kirchen in Hernals“, „So war's einmal draußen an der
Als“ und „Christliche Briefmarkenmotive“. Wien 1969, Hernalser Heimat-
museum. 64 Seiten Rotaprint, Abb. im Text. 21.058 FM-Ö

Selbstverlag des Vereines für Volkskunde
Alle Rechte vorbehalten
Druck: Holzwarth & Berger, Wien I
Wien 1972

zu Kutzelnigg, Brente

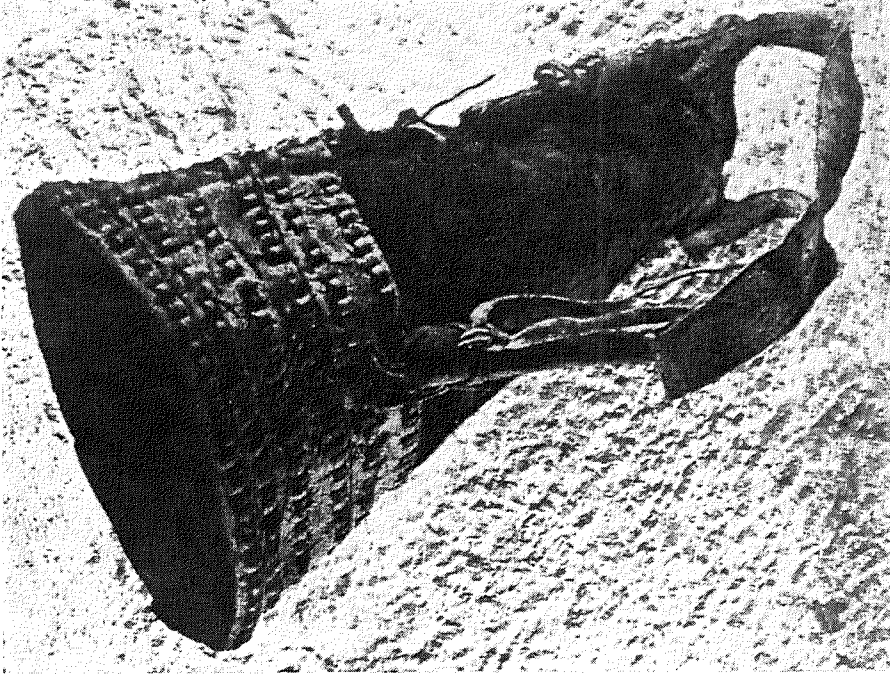


Abb. 6
Vorgeschichtlicher Salztragkorb 21)

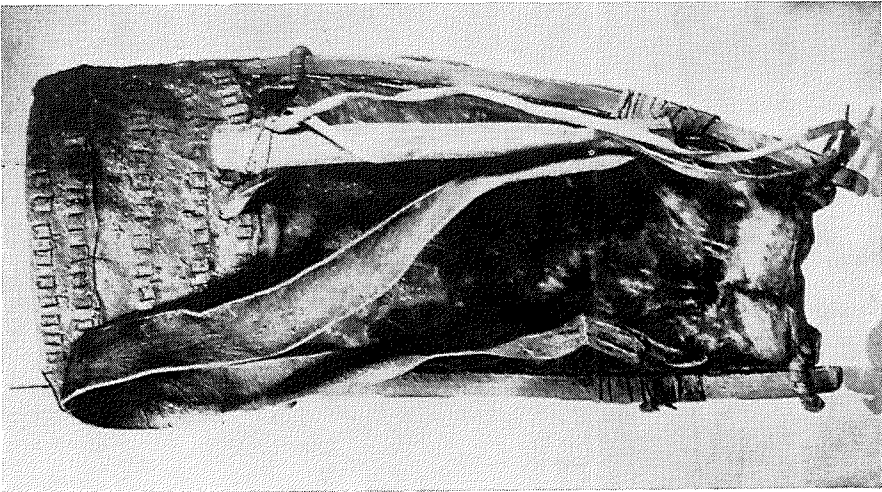


Abb. 5
Vorgeschichtlicher Salztragkorb 21)

zu Kutzelnigg, Brente

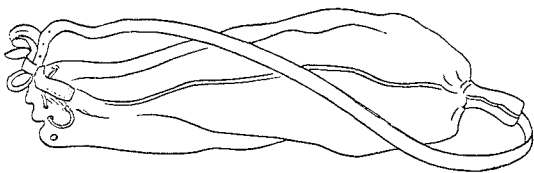


Abb. 8
Lederner Ranzen ²³⁾
(Aussee)

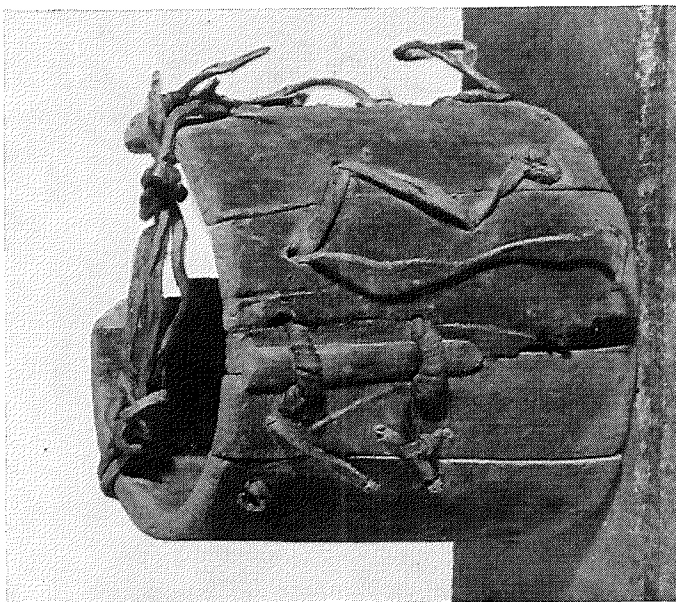


Abb. 7
Vorgeschichtliches Holzgefäß aus Hallstatt ²²⁾

Die Burschenschaften im Burgenland

Von Bertl Petrei, Wien

Die volkskundliche Fragebogenaktion des ORF im Burgenland hat nicht nur für die Praxis der volks- und heimatkundlichen Sendungen in Hörfunk und Fernsehen, sondern auch für die Wissenschaft wichtige Ergebnisse gebracht. Weil sie sich angesichts der früheren Befragungen (Klier¹⁾ und vor allem Leopold Schmidt²⁾) ganz auf das lebendige Brauchtum beschränken konnte (ähnlich wie in den Fragen nach Volkslied und -musik, nach Erzählern und Sachgütern), hat sie eine aufschlußreiche „Momentaufnahme“ (für 1970/71) erbracht. Aus der karteimäßigen Auswertung der Antworten aus allen burgenländischen Gemeinden und aus der derzeit erfolgenden in Form von Fernseh- und Tonbandaufnahmen von Jahresbräuchen und Interviews mit den rund 400 durch die Fragebögen gewonnenen Gewährsleuten erstet das Bild eines Volkslebens, das wesentlich intakter als das anderer Bundesländer ist; das neu erwachte Interesse an den Gütern und Begehungen der Volkskultur findet im Burgenland kein Museum, sondern eine lebenerfüllte Landschaft vor.

Das ist nicht zuletzt dem Wirken der dörflichen Burschenschaften zu danken.

Ein Blick in die Literatur ließe vermuten, daß es sich um Geschichte, bestenfalls aber um kümmerliche Reste dieser gesellschaftlich und kulturell so bedeutsamen Jungmännerbünde handelt. Wie wir sehen werden, hat die Forschung vielfach zeitbedingte Unterbrechung (1. und 2. Weltkrieg, Krise der dreißiger Jahre) für „Untergang“ gehalten. Wir haben im Gegenteil eine wissenschaftlich ergiebige Situation vor uns: einen breiten Fächer von Ausformungen, vom festen, voll funktionsfähigen Gefüge bis zu Rest-, aber auch zu Vor-, zu Hybrid- und zu anderen ganz neuen Formen.

¹⁾ Karl M. Klier, Allgemeine Bibliographie des Burgenlandes, V. Teil: Volkskunde. Eisenstadt 1965.

²⁾ Leopold Schmidt, Veröffentlichungen aus der Arbeit am Atlas der Burgenländischen Volkskunde, 1951—1961 (Österreichische Zeitschrift für Volkskunde, Bd. XV/64, 1961, S. 118 ff.; derselbe, Aus der Arbeit am Atlas der burgenländischen Volkskunde (Rheinisches Jahrbuch für Volkskunde, Bd. 17/18, Bonn 1967, S. 185 ff.).

Der Vergleich dieser verschiedenen Ausprägungen untereinander und mit historischen Berichten erlaubt uns, Zeit- und zeitlose Funktionen, aktuelle Bedingtheiten und Grundstrukturen zu erkennen und auseinanderzuhalten und so Modelle zur Untersuchung der sozialen Beziehungen zu erhalten.

Die folgende Arbeit ist die Vorstufe zu einer umfangreicheren Untersuchung der Burschenschaften des Burgenlandes. Dort wird dann auch mehr Raum gegeben sein für die allgemeine historische Grundlage, für den Vergleich mit gesamteuropäischen, insbesondere aber alpenländischen und ostösterreichischen Erscheinungen. Diesmal müssen wir uns auf kurze Zitate und auf Hinweise auf die Arbeiten von Haberlandt, Weiser, Wolfram und auf die neueren von Burgstaller, Johannessen und Bracke begnügen³⁾.

Was Erika Bracke allgemein feststellt, gilt für das Burgenland in besonderem Maße: „In vielen Dörfern gibt es die Burschenschaften bis in die neueste Zeit ... Ursprünglich hat es sie vielleicht in allen Dörfern gegeben.“

Daß es sie seit dem klassischen Altertum überall in Europa gegeben hat, hatten uns schon Ende der zwanziger Jahre Michael und Arthur Haberlandt nachgewiesen: Herodot berichtet von den Skythen, daß sie für jede Altersstufe eine Klassenbezeichnung und Organisation hatten (in Lutzmannsburg funktionieren noch heute die „Bandln“, die Gemeinschaften der Gleichaltrigen); in Sparta gab es Burschenverbände; aber auch sonst finden wir im klassischen Altertum die geschlossenen Jungmannschaften: in Italien, in Germanien, in Noricum, in Pannonien, in Dalmatien; später sind sie bei den Kelten Britanniens feststellbar; in der Neuzeit haben wir Belege aus Albanien, Portugal, Südfrankreich, vom Balkan, aus den Alpenländern und aus Skandinavien. Lily Weiser berichtet von der irischen „Fianna“: „Kein Mädchen durfte verheiratet werden, ohne die Anfrage, ob sie nicht einen Liebhaber in der Fianna habe, und wenn dies der Fall war, mußte erst eine Steuer gezahlt werden, ehe sie heiraten durfte.“ Diese „Steuer“ heben die Burschen heute noch beim Mautmachen, Sperren oder Vorziehen ein, wenn ein Mädchen aus dem Dorf wegheiratet. Christine Johannessen: „... bei den Germanen ... wird die Gesellschaft nicht nur nach Familien und Sippen, sondern auch nach Alter und Geschlecht geteilt. Solcherart sind die bäuerlichen Organisationen, wo besonders die Klasse der unverheirateten jungen Männer fester zusammengefügt erscheint.“ Und weiter: „Reste solcher Burschenschaften finden wir ... im bayrisch-österreichischen Raum, ... in der Schweiz, in

³⁾ Vgl. das angeschlossene Literaturverzeichnis, am Ende dieses Aufsatzes.

Deutschland bis hinauf nach Schleswig-Holstein, in den Niederlanden und auch in Skandinavien.“ Und Ernst Burgstaller nennt „die Zechen, diese festgefügtten Kameradschaftsbünde unserer bäuerlichen Jugend“ „die treuesten Bewahrer des alten Brauchtums.“

Das gilt, wie gesagt, ganz besonders auch für die Burschenschaften des Burgenlandes. Adalbert Riedl — obwohl als junger Lehrer selbst an der Wiedererrichtung der Burschenschaft in Markt St. Martin maßgeblich beteiligt — hat sich vor allem mit der Geschichte der Jungmännerbünde beschäftigt und ist dadurch ebenso wie Josef Klampfer zu der betrubten Feststellung gekommen, es sei mit ihnen „einige Jahre nach dem ersten Weltkrieg zu Ende“ gegangen. Riedl hat uns die Satzungen von Neustift bei Schlaining von 1867 und deren Ergänzung vom Jahre 1919 überliefert.

Bei den Kroaten des Burgenlandes weist die Reiherfeder und der Hochzeitsbrauch des „Federabnehmens“ auf frühere bündische Organisation hin — die Fragebogen enthalten allerdings keine Hinweise auf aktuelle Gemeinschaften. Früher, schreibt Bela Schneider, „hat die ältere Jugend feierlich die Feder einem Jungen übergeben, wenn er in den Stand der Jugend aufgenommen wurde. Wenn dann der Bursch heiratete, wurde ihm die Feder, das Zeichen der Unverheirateten, wieder abgenommen. Dabei wurde auch gesungen. Heute nimmt man die Feder nicht mehr ab; aber die Burschen singen nach altem Brauch dem Kameraden die ‚Federabnahme‘, um sich von ihm zu verabschieden...“ „In alten Büchern“, heißt es weiter, „nennt man die Reiherfeder ‚die Feder der Jugend‘.“ — Valvasor berichtet 1687: „In Kroatien... durfte niemand die Reiherfeder tragen, der nicht einen Türken erschlagen hatte.“

Zahlreich sind in den Fragebogen und in den Gesprächen mit Gewährsleuten die Hinweise auf „Wiedergründungen“ nach dem ersten oder nach dem zweiten Weltkrieg — wobei immer auf die Feststellung Wert gelegt wird, „vorher“ habe es die Burschenschaft „natürlich schon seit jeher“ gegeben. In Kobersdorf wurden „ungefähr um 1920 beide Burschenschaften wieder gegründet“; hier sind heute noch beide Gemeinschaften in Funktion, eine evangelische und eine katholische, eine Erscheinung, die wir auch noch in einigen anderen gemischt-konfessionellen Orten finden — ein Zeichen für die starke kultische Bindung und religiöse Funktion. In Markt St. Martin erzählte man uns von einer „Unterbrechung durch die dreißiger Jahre und durch den zweiten Weltkrieg“. Die Neugründung erfolgte zuerst „ohne jede Gesetzmäßigkeit“, wie

uns Frau Lehrer Gertrude Mittermann berichtete, „eigentlich nur, um Wein zu besorgen“. Die eigentliche Burschenschaft entstand dann um 1950 aus einer Jugendgruppe, die Spiel und Singen pflegte — dadurch kam man „auf die Geselligkeit in der alten Form“. Unterlagen waren — zum Unterschied von 1920 — nicht vorhanden, auch das Zeichen der Gemeinschaft, der Burschenstock, fehlte; er wurde dann auf dem Dachboden des ersten Burschengasthofes gefunden; der erste Burschenvater wurde nicht gewählt, sondern der älteste Bursch übernahm diese Funktion. Obwohl „niemand von den alten Mitgliedern dabei war“, fand man wieder zu den früheren Formen und Begehungen.

In Lutzmannsburg versichert Direktor Sepp Ritter, es handle sich um eine „seit hunderten von Jahren gleiche Form“. Erst in letzter Zeit zeige sich eine gewisse Lockerung — vor allem der Altersstufung nach Jahrgängen („Bandln“) durch Abwanderung, Pendlerwesen und starke Ungleichmäßigkeit der Geburtsjahrgänge. In Lutzmannsburg ist die Bezeichnung „Burschenschaft“ nicht üblich, es heißt nur — wie auch sonst vielerorts — „die Burschen“; wobei eigentlich damit nur „das mittlere Bandl“ gemeint ist.

Wie gesagt: In vielen Orten treten „die Burschen“ noch bei mancherlei Gegebenheiten gemeinschaftlich auf, ohne sonst eine ausdrückliche Gemeinschaft zu bilden. — Andernorts finden wir jenes „Abwandern zu den Kindern“, von dem Lily Weiser spricht: In Neumarkt im Tauchentale gehen die Schulbuben am Vorabend des Barbaratages in die Häuser, knien auf ein Holzschiet nieder und sagen einen Fruchtbarkeitspruch für „die Hühner und Gä(i)ns“, wofür sie je einen Schilling bekommen. Noch vor 20 Jahren, erinnert sich Gabriele Schneller, war dies ein Brauch der Burschen: sie gingen mit einem „Klafterscheit“ in die Häuser der Mädchen, sagten ihren Spruch und wurden mit Backwerk bewirtet.

Wieder in anderen Orten ist aus dem — grundsätzlich niemals vereinsrechtlich organisierten — Bund ein Verein geworden. Der „1. Unpolitische Burschenverein Sauerbrunn“ ist auch insofern merkwürdig, als er der älteste Verein des Burgenlandes überhaupt ist: er wurde 1921 gegründet. Er hat offizielle Vereinsfarben (grün/weiß), nimmt an den Prozessionen teil, veranstaltet einen Ball am Faschingsamstag — seine Hauptfeste aber sind das Aufstellen des „Kirtagbams“ am Pfingstamstag und das Fällen und Versteigern des Baumes nach drei bis vier Wochen. — Von Deutschkreutz (wo es früher eine Burschenschaft gab) berichtet Adalbert Putz, daß es dort seit neuestem Vereine für junge Männer gebe, in denen man „gaudehalber“ zusammenkomme, Fußball spiele, besonders aber die Geburtstage feiere. — Verblüffende Ähnlich-

keiten mit burschenschaftlichen weisen manche inoffizielle „Satzungen“ von „Motorradblasen“ — übrigens auch in Wien — auf: z. B. die Wahl von „Sonntagszähnen“ (Partnerinnen für Ausfahrten und Tanzveranstaltungen) für diejenigen Burschen, die keinen „Dauerzahn“ (festes Mädchen) haben. Kann man vorerst hier auch nur von volksläufigen und nicht von volkstümlichen Erscheinungen sprechen, die Parallele bleibt doch beachtenswert.

Noch interessanter ist die „Abrüsterparty“ und die Abwanderung und Wandlung anderer Begehungen von der Musterung, also vom Anfang, zum Ende der Militärzeit: Wie in zahlreichen anderen Kasernen feiern die Soldaten der Kaserne Güssing im nahen Neusiedl knapp vor Ende ihrer Wehrdienstzeit eine Party, zu der sie ihre „und andere“ Mädchen einladen. Sie finanzieren diese Party selber und tragen dabei — und oft auch am Abrüsttag — Papier- oder Strohhüte, die sie mit Montagen aus Illustrierten bekleben, mit Pin-up-Fotos oder mit Sprüchen wie „Kasern' ade!“ Bei der Musterung beschränkt man sich meist auf eine Einladung des Bürgermeisters zum Essen, zu dem auch die Untauglichen erscheinen und für das man sich „nicht mehr aufputzt“. Sicher ein deutliches Beispiel dafür, wie sich mit der Einstellung zu einem Lebensabschnitt auch die Bräuche wandeln.

Damit sind wir aber schon bei den Erscheinungen des Lebensbrauchtums. Bei der Hochzeit beschränkt sich die Rolle der Burschen — abgesehen vom „Auskaufen“ aus der Burschenschaft selber — meist auf das „Vorziehen“ (das auch „Schnurspannen“, „Fürzug“, „Fadenziehen“, „Absperren“ heißt), wenn die Braut aus dem Dorfe wegheiratet. Das ist aber eine sehr alte Funktion, ein wichtiges Recht — wenn wir uns der Ausführungen von Lily Weiser über die „Fianna“ erinnern. — In den Satzungen von Neustift bei Schlaining von 1867 heißt es unter Punkt 4: „Das Vorziehen geschieht auf folgende Weise: Es muß an einem Ende des Dorfes ein rotes Band gespannt werden, darauf gehört ein Kranz von Rosmarin, die Zeremonie geschieht mit Trommeln und Pfeifen.“ In Bernstein finden wir nicht nur das „Vorziehen“, sondern auch eine „Verabschiedung von der Braut, die mit uns aufgewachsen ist“ und mahnende Worte an den Bräutigam.

In Lutzmannsburg wird nicht nur der Bräutigam vor der Hochzeit „im Keller verabschiedet“ („von seinem ‚Bandl‘ — Jahrgang — extra“), wobei alle „ihr Faßl mit Wein angefüllt bekommen“ —, es gibt auch noch das sogenannte „Ehstandssingen“ am Hochzeitstag, bei dem das ganze Dorf zuhört.

Beim Begräbnis eines Ledigen nimmt selten die Burschenschaft offiziell teil, sondern „die Burschen“, die auch den Sarg

tragen. Deutlicher ist hier die Teilnahme der neueren Gemeinschaften, besonders der Sportvereine und wieder der „Motorradblasen“, die dem Toten auf ihren Fahrzeugen, mit Lederjacke und Sturzhelm, „das letzte Geleit“ geben.

Eine wichtige Funktion wird gerade dann sichtbar, wenn es einmal heißt: „Im Fasching tritt die Burschenschaft nicht in Erscheinung“ (Lutzmannsburg), denn der Gewährsmann fährt fort: „es sei denn, daß einmal kein Verein eine Tanzveranstaltung macht“. Dann tun das nämlich doch die Burschen.

In den anderen Orten ist der Fasching nach wie vor „die Hauptzeit“ neben, ja noch vor dem Kirchtag.

Hier steht heute noch das Wahrzeichen der Burschenschaft — neben „Pflug“ und Fahne — im Mittelpunkt: der Burschenstock⁴⁾. Da er, der auch „Schild“ genannt wird, überall ähnlich aussieht, betrachten wir kurz jenen von Markt St. Martin: ein über 60 cm langes und etwa 25 cm breites Brett mit drei Löchern für die Tragstangen. An diesem Burschenstock werden die „Bänder“ aufgehängt, die die Burschen bzw. Paare symbolisieren. „Unterm Jahr“ hängt der Burschenstock im Burschengasthof „an seinem gewissen, sichern Platz über'm Ecktisch“. Darunter sitzt, trinkt, redet, bespricht, wählt man. Die erste offizielle Besprechung für den Fasching findet am Stefanitag statt; der Termin ist fest, wird aber „trotzdem vorsichtshalber eingesagt“. Termine werden vereinbart, welche Musik man nehmen wird, „vo' wo der Schüld wegspült wed“ und vor allem, mit welchen Mädchen sich jene „abredn“ sollen, „de was ka fests Madl habn“. Der „Schild weggespielt“ wird am Faschingdienstag von einem Mädchen, das „möglichst weit weg wohnt“ (wegen des längeren Umzuges) und „das in dem gleichn Jahr no' heirat“. Überflüssig zu betonen, daß hier wie bei allen fernerer Besprechungen die Mädchen keinen Zutritt haben. Sie haben die Wahl der Burschen einfach zu akzeptieren. Mehrere Besprechungen finden bis zum ersten offiziellen Zusammenkommen am Faschingsonntag statt, jeden Mittwoch und Freitag im Fasching wird zu den Mädchen „in d'Feier gangan“; wer das verabsäumt, zahlt einen Liter Strafe. Man tratscht „und geht bald wieder ham — wann's nix ernstes is“.

Am Faschingsonntag findet in St. Martin die erste Abendunterhaltung statt, zu der der Bursch „sein“ Mädchen vom Elternhaus abholt. — Am Faschingmontag kommen die Burschen allein zusammen und ziehen dann — einer ist als „Wirt“ verkleidet und

⁴⁾ Vgl. Leopold Schmidt, Volkskunde (des Burgenlandes), in: Burgenland — Landeskunde, herausgegeben von der Burgenländischen Landesregierung. Wien 1951. S. 627, Abb.

trägt einen geflochtenen „Zeger“ — mit Musik zu den Mädchen, wo ihnen aufgetischt wird und sie Fleisch und Eier bekommen. Nachmittag wird das aus diesen Gaben bereite Mahl verzehrt (ohne Mädchen, aber mit den verheirateten Männern), fest getrunken, aber „scho um achte, neune“ nach Haus gegangen.

Am Faschingdienstag treffen sich die Burschen gegen 9 Uhr Vormittag in ihrem Gasthaus. Der Schild wird in das Haus des seinerzeit erwählten Mädchens gebracht und dort geschmückt; vor allem mit den Bändern, welche die Mädchen dorthin bringen. Jedem Paar entspricht ein 1—1,20 m langes färbiges Seidenband, doppelt, das an den Enden das Monogramm des Mädchens und des Burschen trägt. Die Bänder bleiben in St. Martin jahrüber am Schild und werden dann den Mädchen zurückgegeben; jedes Jahr werden die Bänder „frisch gmacht“, auch wenn dasselbe Paar „mitnand im Fasching bleibt“. Anschließend gehen auch die Mädchen ins Gasthaus. Man stellt sich paarweise hinter der Musik auf und nach den „Gassnstückln“ auf der Bundesstraße zieht man zum Haus, wo der Schild ist. Die Burschen haben in einer mit Rosmarin und einer Masche geschmückten Flasche Wein mitgebracht; daraus wird auf den Hausvater und „auf einen glücklichen Brautstand“ getrunken. Die Burschen werden bewirtet — aber es darf nicht zu lange dauern, denn nach der Rückkehr muß der Burschenwirt bis Mittag alle freihalten. Auf dem Rückweg tragen „zwa Burschen, die ka Madl habn“, den Burschenstock „mit ausgstreckte Händ“. Der Stock und die Knopflöcher der Burschen sind mit Rosmarin geziert.

Vor dem Gasthof werden „auf offener Straß drei Stückln“ getanzt, dann zieht man in den Saal ein. Die Wirtin hängt den Schild über der Saalbühne auf und mit einem „Extrastückl für die Wirtsleut“ beginnt der Tanz, der bis Mittag dauert.

Zum Mittagessen ist der Bursch bei den Eltern des Mädchens eingeladen; er hat seinerseits dem Hausherrn einen Liter Wein mitgebracht. Nach dem Essen wartet der Bursch, „bis sich sei Madl fein hergricht hat“, dann geht es wieder zum Burschengasthof. Jetzt nimmt auch die Ortsbevölkerung am Tanz teil und es gibt „Extrastückln“ für den Bürgermeister, die Eltern des Mädchens, von dem der Schild weggespielt wurde usw.

Nach 17 Uhr erfolgt der „Leiterspruch“: Ein Bursche steigt auf eine an einen Torbogen gelehnte Leiter und bringt teils ehrende, teils spottend-rügende Verse auf die Honoratioren, auf die Stände, die Ämter usw. aus. Es sind dies „teils feste Sachn, die immer gleich bleiben“, teils „neu gmachte“. Den Beginn machen Sprüche auf den Landes- und Ortspatron St. Martin, auf den Fasching und

auf den Wein. Nach jedem Gsetzl trinkt der Bursch und ruft: „Musikanten fifát!“ („Vivat!“), die Musik spielt einen Tusch.

Nach dem Abendessen, das der Bursch wieder bei den Eltern des Mädchens einnimmt, geht die Tanzunterhaltung weiter. Sie ist — zum Unterschied von früher — „um Mitternacht jednfalls aus“.

Nach dem Fasching trifft sich die Burschenschaft von Markt St. Martin zu einer „Abschlußsitzung“, in deren Mittelpunkt die Abrechnung steht; der Überschuß wird zur Finanzierung des Kirchtags bestimmt, „der meistns a Defizit is“.

Der Ablauf des Faschings in St. Martin wurde ein wenig ausführlicher behandelt, weil er besonders charakteristisch ist. In Kobersdorf ist die Zusammenkunft, bei der über Finanzierung, Termine und die Wahl der Mädchen gesprochen wird, am „Zamburschsonntag“, 3 bis 4 Wochen vor dem Fasching.

Besonders interessant ist hier das dem „Leiterspruch“ entsprechende „Ausrufen“, das von beiden Burschenschaften, der evangelischen und der katholischen, zu gleicher Zeit abgehalten wird, nämlich nach dem Ende des Mittagläutens. Der Ablauf ist — wie bei fast allen Begehungen — gleich und auch die Sprüche ähneln sich. Man kann oft die anderen hören, weil die beiden Burschengasthöfe — kenntlich an dem ausgesteckten, mit Bändern geschmückten „Burschenbaum“ — nur etwa 150 m voneinander entfernt liegen. Anschließend erfolgt das „Stockmaschenabtanzen“ unter dem in der Saalmitte aufgehängten Burschenstock für diejenigen, die geheiratet haben. Bei beiden Tanzunterhaltungen taucht für kurze Zeit „eine Abordnung“ der anderen Burschenschaft auf.

In Neckenmarkt tanzen am Faschingssonntag Nachmittag die Burschen allein, ohne Mädchen, „an der Brücke“ ihre „drei Burschenstückln“ und bringen ihre Sprüche aus. Zum Schluß wird die bekränzte Flasche, aus der getrunken wurde, zerschlagen.

Am Montag gehen die Burschen zu den Mädchen „hausieren“ und werden bewirtet.

Besonders eindrucksvoll ist in Neckenmarkt der Faschingdienstag: Die 40 bis 50 Burschen ziehen, mit dem langen Rosmarinstamm am Hut, am frühen Morgen zum Kriegerdenkmal und legen dort einen Kranz nieder. Beim anschließenden „Burschenamt“ umschreiten sie mit brennender Kerze den Altar. Inzwischen hat sich auf dem ansteigenden Platz zwischen Kirche und Kriegerdenkmal schon die Bevölkerung versammelt. Mit einem Marsch ziehen die Burschen auf — die Musik wechselt zu flotten Tanzweisen und die Burschen beginnen mit dem „Kipfel auswerfen“: Aus bereitgestellten Säcken werfen sie zuerst Kipfel und dann Orangen in immer dichter Folge über die Köpfe und in das

Gewühl der Menschenmenge. Jeder versucht so ein segenbringendes Gebäck oder eine Frucht zu erhaschen. Viele Fenster sind geöffnet, weil die Werfer versuchen, eine Scheibe „zu zerschmeißn“; wenn es passiert, ist der Besitzer selten böse darüber — denn auch das bringt Glück.

Auch in Ritzing ist der Ablauf am Faschingdienstag ähnlich wie in Markt Sartin — Nachmittag wird der „Stockmaschentanz“ für die „neu hergweisten“ (neu eingeführten) Mädchen abgehalten. Zwischen 23 und 24 Uhr erfolgt das „Einaschern“, das Faschingbegraben. Aber dann geht die Unterhaltung bis zum Morgen weiter, dann erst werden die Mädchen mit Musik nach Hause gebracht. Nachmittag gehen die Burschen mit den Männern „Fleischjagen“ und der Verzehr der dabei zusammengekommenen Speisen und das Trinken dauert — am Aschermittwoch! — bis Mitternacht. Wir wissen, daß auch in St. Martin der Heischegang zu den Häusern der Mädchen früher am Aschermittwoch war; dem Geschick eines Pfarrherren gelang es bei der Wiedergründung, diesen Brauch auf Montag zu verlegen, „wo sonst eh nix los war“⁵⁾.

Nur in einigen Orten findet das Faschingbegraben im Rahmen oder am Schluß der Dienstagunterhaltung statt. In anderen — in Deutsch Kaltenbrunn/Bergen etwa oder in Goberling — wird es wie im Alpenland am Aschermittwoch durchgeführt. Auch hier sind die Burschen die Träger und Mitwirkenden — von „Pfarrer“ und „Ministranten“ und den „trauernden Hinterbliebenen“ bis zu dem Burschen, der in der „Truhara“ (der Trage) liegend den Fasching mimt und erst Reißaus nimmt, wenn das Stroh unter ihm angezündet wird.

Am „Blochziehen“ sind überall die Burschen beteiligt, nicht aber offiziell die Burschenschaft.

Aus der Literatur wissen wir, daß die Männer- und insbesondere die Jungmännerbünde auch Träger des Mai- und Pfingst-Grünbrauchtums waren. Im Burgenland sind es wie in Niederösterreich ausschließlich die Burschen, welche die Maibäume in der Vornacht aufrichten, sowohl die den Honoratioren als auch die den Mädchen gewidmeten. Wir konnten feststellen, daß dieser letzte Brauch viel lebendiger und weiter verbreitet ist, als man angenommen hat. In Groß- und Kleinhöflein konnten wir rund 20 Mädchenbäume zählen.

In Zurndorf müssen die Burschen mit dem Aufstellen der Maibäume bis Mitternacht fertig sein; denn bald darauf beginnen die Kinder mit ihren eigenartigen Zügen durch das Dorf zu ihren

⁵⁾ Vgl. Leopold Schmidt, Bauernfasching im Burgenland (ÖZV, Bd. XXIII/72, 1969, S. 133 ff.).

Lehrern; dabei tragen sie kleine bändergeschmückte Bäumchen — „Gollitzenbamer“ — mit, die sie vor den Wohnungen der Lehrer aufstellen, wobei sie Mailieder singen und kleine Geschenke — Zigaretten, Wein, Sardinen — überreichen.

Auch in Lutzmannsburg werden Maibäume beim Wirt und eine Birke beim Pranger aufgestellt. Darüber hinaus aber versuchen die Burschen aus den Häusern, in denen „Tanzmädchen“ sind, etwas zu entführen: einen Wagen, ein Scheunentor, eine Türe („amal sogar das ganze Häusl — wissn' S eh, das mit'n gschnitztn Herz“). Diese Gegenstände schleppen sie noch nächstens zum Pranger und bauen sie dort auf. Früh am Morgen kommt die Bevölkerung „schauen, was diesmal los is“. — Der Pranger wird für den 1. Mai auch „geweißnt“ (gereinigt).

Beim Hottergang im Frühling, der Umschreitung und Kontrolle der Gemeinde- oder Gemeinnutzgrenzen, wurden früher immer zwei Burschen als Zeugen mitgenommen; an markanten Punkten wurde ihnen der Grenzverlauf mit Ohrfeigen oder Merkschlägen auf das Gesäß „eingebleut“. Heute ist dieser Teil des Brauches entweder schon in Vergessenheit geraten oder es werden kleinere Buben als Zeugen gewählt.

In Lutzmannsburg hat der Hottergang überhaupt aufgehört — schon vor 40 Jahren; aber man weiß noch, daß der Gemeinderat und die Burschen daran teilgenommen haben; bei jedem Hotterstein wurde einem anderen Burschen „der Hintern ver-klopft“⁶⁾.

Wie schon erwähnt gibt es da und dort auch eine Burschenfahne. Aber nirgends spielt sie eine solche Rolle wie in Neckenmarkt: Am Fronleichnamssonntag findet in diesem Ort das „Fahnen-schwingen“ statt, das zu den großen Schaubräuchen Österreichs zählt.

Wir haben da einen Brauch vor uns, dessen Entstehungsgeschichte und Entwicklung wir deutlich verfolgen können. Als sich Bethlen Gabor 1620 zum König von Ungarn aufwarf, verweigerte allein Nikolaus Graf Esterházy dem Rebellen den Gehorsam. Er verschanzte sich in Lackenbach (unweit von Neckenmarkt) und bat den Kaiser um Hilfe. Acht Tage hielten die Esterházy'schen der Belagerung stand. Als Tarody, der Feldherr des Rebellenkönigs, zum Angriff überging, tauchte in dessen Rücken Dampierre mit den Kaiserlichen auf. Dadurch ermutigt, wagten die Eingeschlossenen

⁶⁾ Zuerst dargestellt von Leopold Schmidt, Feierliche Hotterbegehung im Burgenland (Burgenländische Heimatblätter, Bd. 23, Eisenstadt 1961, S. 56 ff.). Ergänzend dazu für Niederösterreich: Schmidt, Volkskunde von Niederösterreich, Bd. I, Horn 1966, S. 139 ff.

— die Neckenmarkter an der Spitze — einen Ausfall. Sie blieben siegreich und erbeuteten 14 Fahnen. Zum Dank für ihre besondere Tapferkeit erhielten die Neckenmarkter das Privileg, „an Feiertagen in ihrer Heiduckentracht, in Waffen und mit der Esterházy'schen Fahne“ auszurücken. Und heute noch übt die Burschenschaft dieses Recht am Sonntag nach Fronleichnam aus; und Jahr für Jahr fast gibt es mehr Uniformen — die anderen tragen den langen Rosmarinstamm auf dem Hut wie im Fasching.

Vom Burschengasthof geht es am Morgen zum Hause des „Fähnrichmadls“, wo die Fahne (die sonst in der Kirche hängt) vorher von den „Sterzträgern“, zwei Jungburschen, hingbracht wurde. Der Fähnrich — er ist wie die übrigen Amtsträger zu Pfingsten gewählt worden — fordert „die Fahn“, sie wird übergeben, die Burschen werden von den Eltern des Mädchens bewirtet. Nun marschirt der Zug mit Musik zum Kriegerdenkmal, wo auch diesmal das „Lied vom guten Kameraden“ gespielt und ein Kranz niedergelegt wird. Nach Einholung des Dechanten schwingt der Fähnrich unter Trommelwirbel die schwere Fahne zum ersten Mal — dreimal rechts, dreimal links.

Dann nimmt die Burschenschaft am Umgang teil: ein prächtiges Bild die dunkelblauen, goldverbrämten Uniformen mit Pelzmütze und hohen Stiefeln. Der Fähnrich trägt überdies das gefranste „Fürttuch“, eine Schürze aus dunkelviolettem Brokat, der Kommandant einen Säbel, die „Kellner“ den „Rowisch“ (Buschen und Band am Stiefel), alle Uniformierten aber Gewehre, in deren Läufen — Blumen stecken. Eine Reihe von Gängen und Märschen folgt den Tag über: zum Bürgermeister etwa, zum Segen in die Kirche, zur Fahnenmutter. Und immer dazwischen das weitkreisende Schwingen der Fahne — insgesamt 28- bis 30mal. Die „Sterzträger“, die auch das Ehrengelerte des „Fähnrichmadls“ bilden, bringen dann die Fahne wieder in die Pfarrkirche zurück. Im Umgang mitgetragen wird auch die Fahne der Burschenschaft von Markt St. Martin; im Brauchtum sonst tritt sie nicht in Erscheinung.

Von irgendwelchen Begehungen „um die Kirtag“ (Kirchweihfest im September, Martinikirchtag) weiß man in St. Martin nichts mehr; die Burschenschaft tritt lediglich als Veranstalter der Tanzunterhaltungen auf. Ähnlich ist es heute in Lutzmannsburg, wo man sich aber noch an einen Zug mit den Mädchen zum Festplatz und an „drei Stückln in der Feiertracht“ erinnert.

Vom „Kirtagbamaufstellen“ in Sauerbrunn haben wir schon gehört. Das geschieht auch in anderen Orten — etwa in

Piringsdorf, wo es außerdem Sprüche gibt und das Anbringen des „Zoachers“ am Wirtshaus, ein Gebilde aus Reisig mit Bändern, wie es uns Rupert Löschnauer in seiner Arbeit über den „Kolomankirtag in Piringsdorf“ schildert. Auch die Mattersburger holen am Samstag vor dem Kirchtage einen etwa 30 Meter hohen Baum ein, richten ihn wie einen Maibaum her und stellen ihn auf dem Hauptplatz auf.

Der Sonntag beginnt mit einem gemeinsamen Kirchengang. Nachmittag treffen sich die Burschen in ihrem Wirtshaus, die Mädchen bei der „Rowischmeisterin“, dem Mädchen des Rowischmeisters, wie hier der Burschenvater heißt. Die Mädchen tragen eine Art Phantasietracht, jede mit einem andersfarbigen Rock — in der Farbe jenes Doppelbandes nämlich, welches das Paar am „Pflug“ symbolisiert. Dieser „Pflug“ tritt neben dem häufigeren „Burschenstock“ als Gemeinschaftssymbol auf — und zwar dort, wo der Kirchtage wichtiger ist als der Fasching (mit dem die Burschenschaft in Mattersburg nichts zu tun hat). Die Burschen, die inzwischen vom Wirt eine Literflasche mit Wein und Gläsern bekommen und auf der Gasse „drei Stückln“ getanzt haben, ziehen nun auch zum Haus der Rowischmeisterin.

Wie der Fähnrich in Neckenmarkt die Fahne, erbittet der Rowischmeister von seinem Mädchen den Pflug, mit dem — nach ausgiebiger Bewirtung im Hause — im Hof der erste Tanz aufgeführt wird. Dabei wird das Symbol hoch emporgehoben und dem sich bis zur Gasse drängenden Volke gezeigt: auf einem grüngestrichenen Brett eine holzgeschnittene Gruppe, Pflug, Pferd und Pflüger, geschmückt mit den Bändern der Paare, wie gesagt, und mit Rosmarin.

Wenn der Zug auf dem Hauptplatze angelangt ist, bringen die Burschen das „Vivat“ aus, die Mischung aus Ehrung und Spott wie überall. Dann wird der Pflug auf dem Kirchtagsbaum aufgezogen. Unter ihm werden die ersten Tänze getanzt — darunter ein ganz seltsamer Sprungtanz der Burschen. Richard Wolfram nennt „Pflugumzug und Sprungtanz“ (die wir überall auf unserem Kontinent bei männerbündischem Brauchtum finden) „wohlbekannte Teile des gesamteuropäischen Fruchtbarkeitszaubers“.

Musikstücke und Volkstänze lösen einander ab, bis Mädels und Burschen — und mit ihnen die zahlreichen Gäste — zur Tanzunterhaltung in den Gasthof einziehen.

Nicht festzustellen ist, ob in Mattersburg der Burschenvater schon immer „Rowischmeister“ genannt wurde — ein Name, der in früheren Burschenschaftsorganisationen anderer Gegenden ein

anderes Amt bezeichnet hat. Klar ist, daß die Bezeichnung vom „Rowischstock“ kommt, den schon Anton Hermann in seinem Artikel über „Die Hienzen“ als einen vierkantigen, 50 cm langen Stock beschreibt, in den für jeden Liter Wein, der auf den Burschentisch kam, eine Kerbe geschnitten wurde — als Gedächtnisstütze für die Verrechnung mit dem Wirt. Ziemlich einleuchtend ist — gerade für das Burgenland —, daß diese Bezeichnung etwas mit dem ungarischen Wort „rovás“ (Einschnitt, Kerbe) zu tun hat ⁷⁾.

Vielerorts, wie gesagt, nehmen die Burschen an den Prozessionen und „Umgängen“ des Frühjahrs und Frühsommers teil — bis auf Neckenmarkt ohne besondere brauchwürdige Begehungen.

Für die Burschen von Lutzmannsburg ist Martini das Hauptfest des Jahres. Schon vorher — nach Schluß der Weinlese — sind sie durch das Dorf gezogen — um bei den Mädchen „Wein zu sammeln“. Ihre Bitte um Wein tun sie kund, indem sie auf ihre Fässer (jeder Bursch hat eines) trommeln. Im Gasthof wird der erbettelte Wein zum Teil getrunken, der Rest wird — „für die Spesen“ — verkauft. Dieses „Mostsammeln“, bei dem es früher auch ein Nachtstuhl bei den Mädchen gab, kommt leider immer mehr ab. Lebendig und lang ist noch immer das „Martinifeiern“: am Sonntag und Montag vor Martini, am Martinitag und am Tag darauf, am „Nachmartinsonntag“ und am Montag danach. Auch mit dem Schlußanzug am Kathreintag — der noch ziemlich allgemein üblich ist — haben die Burschenschaften vielfach zu tun. Freilich nur als Veranstalter. In Kobersdorf veranstaltet die eine Burschenschaft den letzten Tanz am Kathreintag, die andere den ersten am Stephanitag. Am Stephanitag halten ja auch, wie wir wissen, die Burschen in Markt St. Martin ihre Sitzung ab, bei der sie das erste Mal alles für den kommenden Fasching vorbereiten.

Damit wäre der Kreis des Jahresbrauchtums gerundet — wobei nur jene Begehungen erwähnt wurden, an denen die Burschenschaften Anteil haben.

Dabei hat sich schon da und dort die Notwendigkeit ergeben, etwas über die Organisation zu sagen. Sie ist bei jenen Burschenschaften, die es noch im eigentlichen Sinne sind, ziemlich gleichartig. Das wichtigste Amt ist zweifellos jenes des „Burschenvaters“, der auch dort, wo er anders heißt, die Funktionen der Führung und Leitung, des „Zusammhaltens“ und „Anschaffens“ hat. Er wird meist gewählt.

⁷⁾ Genauer und mit der Literatur auch über die Ableitung von „Rowisch“ vgl. Arthur Haberlandt, Taschenwörterbuch der Volkskunde Österreichs. Bd. I, Wien 1953, S. 86.

Eigentlich ist er das, was in der Literatur „Burschenrichter“ (z. B. bei Anton Hermann) genannt wird. Aber dieser Ausdruck findet sich nirgends mehr. Auch nicht der des „Burschengerichtes“ — weder für die Gesamtheit der Ämter noch für die eindrucksvolle Aufnahmezeremonie, wie wir sie unter diesem Namen im niederösterreichischen Tattendorf kennen⁸⁾.

Wenn man Riedls Bericht über eine alte Burschenschaft folgt (und andere Quellen deuten auch darauf hin) war der „Burschenvater früher ein verheirateter angesehener Bürger des Ortes . . . , der die Aufsicht über die Burschen und eventuell die Schlichtung etwaiger Streitigkeiten zur Aufgabe hatte“. Nun, diese Aufgabe hat der Burschenvater heute noch und versteht sie mit Ernst und Würde — nur ist es jetzt ein Bursch, wenn auch meist einer von den Älteren. Auch der „Staberlmeister“ — 1867 in den Satzungen von Neustift bei Schlaining angeführt — ist jetzt und andernorts unbekannt. Nur in Schlaining nicht: Beim „Vorziehen“ taucht dort der „Staberlmoaster“ und „sei Staberl“ (einen halben Meter lang, „mit Seidenbandln in allen Farben“ geschmückt) auf. Bei der Unterhaltung „lenkt er alle“ und chriafft aus, ob Damenwahl is und was für a Musi“.

Wie ist nun der Hergang — wie und wann kommt einer zur Burschenschaft? Eine Vorstufe, wie sie in alten Berichten angedeutet wird, oder eine längere Initiationszeit kennen wir im Burgenland — zumindest heute — nicht. Es sei denn, wir würden die Hilfeleistungen der Neckenmarkter Buben beim Kipfelwerfen der Burschenschaft so deuten, oder andererseits die Bräuche, bei denen die Ministranten als Ratscherbuben mehrere Tage und Nächte (etwa in Deutschkreutz und Pamhagen) oder als „Armeseelenläuter“ eine Nacht (St. Martin an der Raab) in geschlossener Gemeinschaft verbringen.

Meist ist es so, wie in Markt St. Martin: „Zur Burschenschaft kann jeder gehen, der das 16. Lebensjahr erreicht hat. Er wird zu einer ‚Sitzung‘ eingeladen. Kommt er nicht, ‚kann ma nix machn‘. Kommt er, dann muß er den ‚Einstand‘ zahlen, jeder gleich: einen Liter Wein.“

Das 16. Lebensjahr finden wir ja auch in der Literatur häufig als Grenze zwischen Buben- und Burschenzeit. Lily Weiser führt als andere Termine noch das 18., das 15. und — selten — das 12. Lebensjahr an.

⁸⁾ Helene Nothafft, Das „Burscheneinkaufen“ in Tattendorf (ÖZV, Bd. III/53, 1950, S. 170).

In Lutzmannsburg berichtet man uns: „Im Herbst nach dem Schulaustritt, zu der Zeit, ‚wenn der Wein ist‘, wird der Bursch ‚eingekauft‘. Die Burschen kommen, jeder mit seinem 33-Liter-Fäßchen, zu ihm, er füllt allen die Fäßchen. Dann wird das Gasthaus aufgesucht — dort darf er das erstmal unter den Burschen sitzen und mittrinken. Von da an ist er ein Bursch.“

Wie in Markt St. Martin, unterscheidet der Sprachgebrauch praktisch überall im Burgenland nach Alter und Stand: Der „Bui“ (Bub) geht noch in die Schule; wenn er zur Burschenschaft kommt, wird er „Bursch“; die Bezeichnung „Ma(n)“ (Mann) steht ihm erst zu, wenn er verheiratet ist. — Es gibt die hübsche Geschichte von der Mutter, die ihren Sohn in der Kaserne in Eisenstadt besucht. Als sie hört, wie man ihn dort als „Mann“ bezeichnet, ist sie aus allen Wolken gefallen — glaubt sie doch, er habe inzwischen heimlich geheiratet.

Eine Gliederung innerhalb der Burschenschaft läßt sich heute jedenfalls kaum mehr feststellen. Es sei denn, in gewissen Resten (z. B. bei der Hochzeit) in Lutzmannsburg. Dort weiß man noch, daß früher sowohl das „Bandl der Jüngerer“ als auch das „alte Bandl“ (der schon Heiratsfähigen) viel weniger bedeutsam war. Die Hauptaktivität kam aus dem „mittleren Bandl“ (dessen Angehörige eigentlich die Bezeichnung „die Burschen“ für sich allein beanspruchten).

Der Austritt bzw. das Ausscheiden aus der Burschenschaft erfolgt so ziemlich ohne Zeremoniell (wenn man von Begehungen absieht, die nicht mehr zum Burschenschafts-, sondern zum Hochzeitsbrauchtum gehören): „Spätestens mit der Heirat is er weg“, sagt man in Lutzmannsburg einfach, und in Markt St. Martin: „Wenn einer heirat‘, is mit der Burschenschaft vorbei.“ Hier bekommt er ein „Andenken“, ein Wein- oder Kaffeeservice oder dergleichen, das unter den Hochzeitsgeschenken besondere Beachtung findet.

Auffällig ist, daß die Burschenschaft, die nirgends — mit Ausnahme von Sauerbrunn — als Verein eingetragen ist, wie ein solcher behandelt wird, auch von Gemeinden, anderen Behörden, Banken usw. Sie nimmt die behördliche Anmeldung von Veranstaltungen vor und ihre steuerliche Abrechnung, verhandelt und schließt Verträge ab mit Musikkapellen, Besitzern von Lokalitäten und Firmen, sie plakatiert, sie hebt Eintritt ein und sie hat ein Konto bei Bank oder Sparkasse.

Die Sache mit den Ämtern ist, wie gesagt, durch die verschiedenen Bezeichnungen für das gleiche, und die gleichen für verschiedenes, ziemlich verwirrend.

Meist kennt man, wie in Markt St. Martin, nur den Burschenvater, eventuell einen Stellvertreter, einen Schriftführer und einen Kassier; dazu hier „zwei Prüfer“. Häufig ist auch jene Tätigkeit als Amt vertreten, die in Lutzmannsburg „Kellner“ heißt (er „sorgt für Wein“, trägt den „Rowisch“ und verrechnet mit dem Wirt); aber die Beauftragung gilt meist nur für eine Veranstaltung, für einen Fasching oder einen Kirchtag.

Mit einigen Ausnahmen wird der „Burschenvater“ in freier Wahl gewählt, und zwar von allen Mitgliedern und für die Dauer seiner Zugehörigkeit zur Burschenschaft.

Charakteristisch sind die Details in Markt St. Martin: Man spricht sich schon vor der Wahl ab, die man im Rahmen einer der häufigen „gewöhnlichen“ oder in einer eigenen Sitzung beschließt. So erfolgt die Erklärung des neuen Burschenvaters (Handzeichen auf die Frage „Wer ist dafür?“; Gegenprobe: „Ist jemand dagegen?“) fast immer einstimmig. Es handelt sich meist um ältere Burschen, die sich schon hervorgetan haben. Sofort nach der Wahl erfolgt die Übergabe durch den ausscheidenden an den neugewählten Burschenvater. Seine erste Tätigkeit ist die Vorbereitung für die Hochzeit seines Vorgängers. In der Burschenschaft selbst bezahlt dieser, wie jeder andere Abgänger, „5 Liter als Ausstand“. Auch die übrigen Amtsträger werden — auf Vorschlag des Burschenvaters — durch Handzeichen gewählt. Jede Sitzung — auch wenn sie an einen „festen Termin“ fällt — wird vom Burschenvater oder dessen Beauftragten „eingesagt“ (einberufen). Sie findet im Extrazimmer des Burschengasthofes statt; meist Samstag oder Freitag Abend (wegen der Pendler). Die „eigentliche“ Sitzung dauert ein bis eineinhalb Stunden, das anschließende Beisammensein länger — „je mehr Geld die Burschenschaft hat, umso länger“. Die Abfolge der Besprechungsgegenstände ist durch Tradition festgelegt, wenn es mehrere gibt: Wahlen — Anlässe (Fasching, Kirchtag usw.) — Aufnahmen — Austritte — Allfälliges.

In den vorangegangenen Ausführungen kam schon öfter die gesellschaftliche Bedeutung und Funktion zum Ausdruck, welche die Burschenschaft hat und noch viel mehr hatte. Schon erwähnt wurde die Stellung eines eingetragenen Vereins, ohne ein solcher zu sein. Der Kontakt mit der Gemeinde ist ein sehr guter, und jeder Bürgermeister, Oberamtmann, Gemeinderat, Pfarrer, Schulleiter wird eine Einladung der Burschen als Ehre betrachten; in Neckenmarkt ist der Dechant eine Art Ehrenobmann oder Schutzherr.

Damit kommen wir zum ersten der „zwei Funktionselemente“, die Christine Johannessen anführt: „1. Das religiöse Erlebnis“. Wir

denken an das Burschenamt, an die Teilnahme an den Prozessionen, an die Existenz einer katholischen und einer evangelischen Burschenschaft in Gemeinden mit gemischter Konfession.

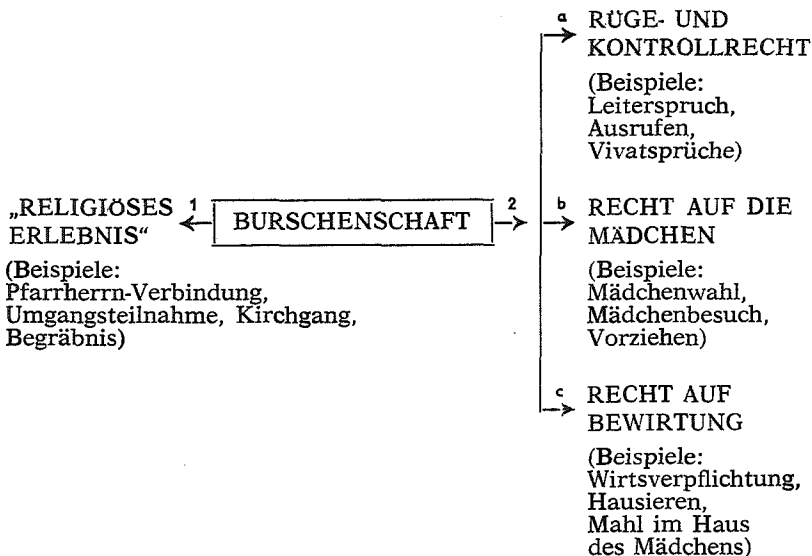
„2.“ heißt es bei Johannessen, „Soziale Rechte: a) Rüge- und Kontrollrecht, b) das Recht auf die Mädchen des Dorfes, c) Recht auf Bewirtung.

2 a: Der „Leiterspruch“ in St. Martin, das „Ausrufen“ in Kobersdorf, die „Vivats“ beim Rowischkirntag in Mattersburg usw.

Adalbert Riedl schreibt: „Die Burschenschaft hielt streng auf Sitte und Ordnung“ und: „So gab es einmal in der Woche den ‚Jankeritag‘. Nur zu diesem Tag durfte der Bursch zu seiner ‚Dirn‘, zu dem Mädchen gehen, das er verehrte . . . Da zog er seinen schönen Janker an . . . und wehe, wenn er an einem anderen Tag ging . . . zumindesten mußte er der Burschenschaft ‚eine Weinstraf‘ zahlen . . .“

2 b: Überall wird in irgendeiner Form „ausgemacht“ (in Lutzmannsburg gelost), welches Mädchen mit welchem Burschen zu den Faschings- oder Kirchtagsunterhaltungen zu gehen hat; natürlich handelt es sich nur um jene, die keinen „festen Burschen“ bzw. „kein festes Madl“ haben. Die unverheirateten Mädchen müssen sich fügen — wenn ausgemacht wurde, daß ein Mädchen mit einem bestimmten Burschen „hingeht“ bzw. „hergweist wird“, kann es nicht ablehnen; Folge einer solchen Ablehnung wäre die Ächtung durch alle Burschen; die Betreffende würde nie wieder bei Unterhaltungen einen Tänzer bekommen. — Andererseits sorgt die Burschenschaft dafür, daß alle Mädchen zum Tanzen kommen: durch Tänzerinnentausch etwa in Kobersdorf; anderswo dadurch, daß der Burschenvater den oder jenen anweist, ein bestimmtes Mädchen zu holen, von dem er bemerkt hat, daß es öfter übrigbleibt.

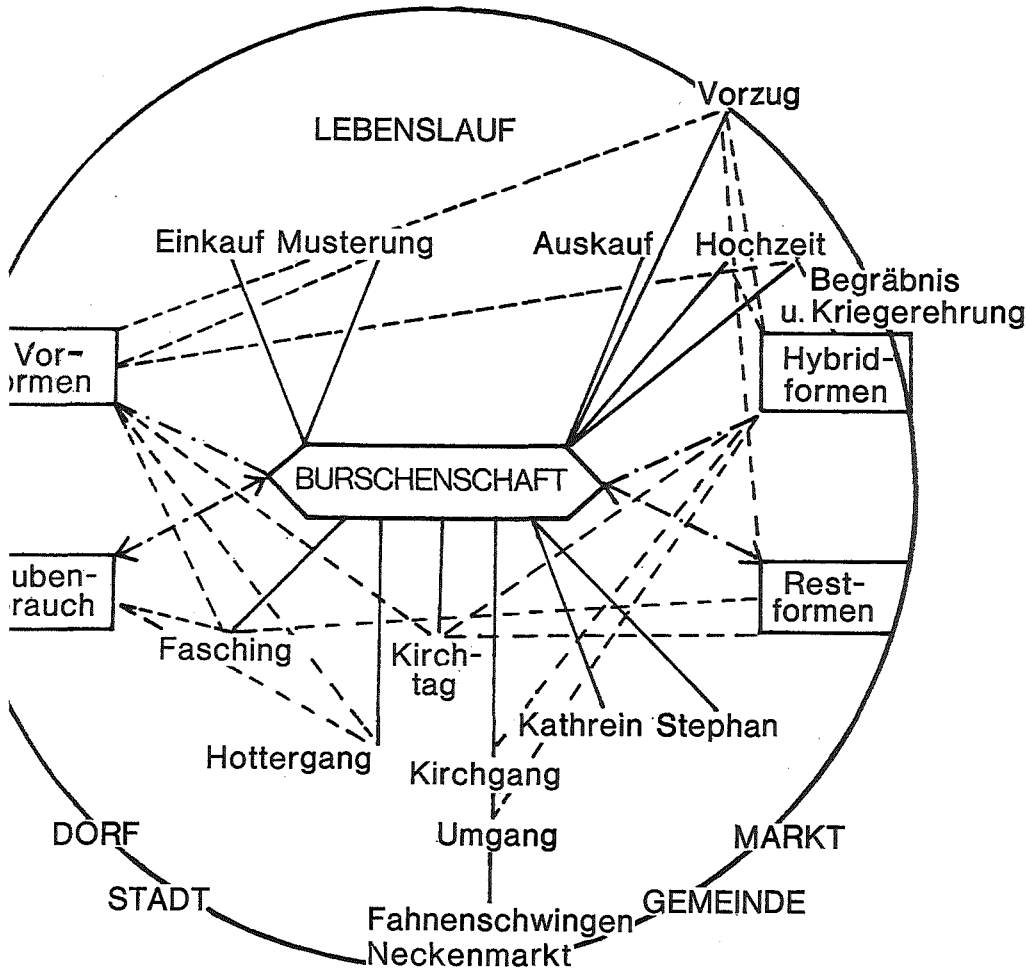
2 c: Vielerorts ist der Wirt zur Freihaltung der Burschen zu bestimmten Zeiten (Markt St. Martin) oder in bestimmten Mengen (Mattersburg) verpflichtet. Fast überall noch ist der Heischegang, das „Hausieren“ an dem einen oder anderen Faschingstermin üblich. Die Burschen müssen bewirtet werden und erhalten außerdem Fleisch, Eier usw. In manchen Orten muß der Bursch von den Eltern „seines“ Mädchens zu einer bestimmten Mahlzeit — oder zu mehreren — eingeladen werden.



Wenn wir so die Johanness'schen „Elemente“ im Modell darstellen, können wir es ohne Schwierigkeiten an unsere burgenländischen Burschenschaften, wie wir sie nun kennengelernt haben, anlegen; anders gesagt: mit Beispielen aus den Funktionen unserer Burschenschaften belegen. Gewisse Einschränkungen ergeben sich höchstens in Richtung auf das „Religiöse Erlebnis“, das infolge der immer stärkeren Säkularisierung nicht mehr überall vorhanden und „verpflichtend“ ist (Gewährsmann: „Aber es muß früher was gewesen sein — in der Kirchn hängt noch a alte Burschnfahn“).

Ein Funktionsmodell der Ländlichen Burschenschaften (im Burgenland, in der Gegenwart!) mit allen Vor- und Nachformen sieht so aus:

GESELLSCHAFTLICHES LEBEN

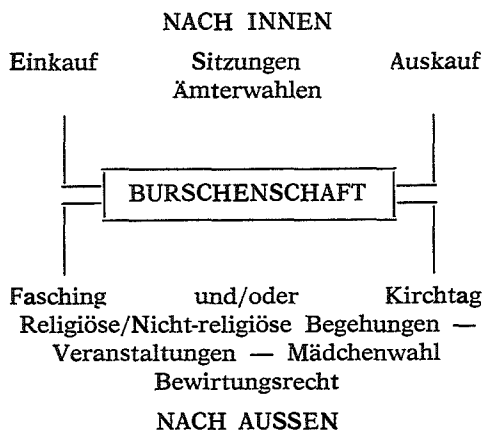


Dieses Modell — es ist auch auf etwas ausführlicherem Material aufgebaut — in seinen Aussagemöglichkeiten auszuschöpfen, ginge über den Rahmen dieses Aufsatzes hinaus. Es faßt aber unsere Ausführungen graphisch zusammen und bringt die Fülle der Erscheinungen und Formen in ein überschaubares System.

Wenn wir weiterhin „strukturalistisch“ vorgehen — was nach Claude Lévi-Strauss „die Untersuchung von sozialen Beziehungen mit Hilfe von Modellen“ bedeutet —, dann erfüllen wir eine eminent volkskundliche, ethnologische, deutlich von den Methoden der Soziologie abgesetzte Forschungsaufgabe. Wir haben die inneren und äußeren funktionalen Beziehungen (beides aber innerhalb und als Funktion der Dorf-, Stadt-, Markt-, Gemeinde-Gemeinschaft)

einer Gruppe untersucht, deren noch immer wesentliche Bedeutung für und in der „Kultur und Lebensweise des Volkes“ klar geworden ist. Wobei wir unter „Gruppe... nicht die SOZIALE Gruppe, sondern viel allgemeiner die Art und Weise, wie die einzelnen Phänomene gruppiert sind“, verstehen. Wir sind nun imstande, jene „konkreten“ und „authentischen“ Bezüge zu erkennen und herauszuarbeiten, die Lévi-Strauss nur mehr den „primitiven“ Gesellschaften zugestehen will: „die auf Beziehungen von Menschen, auf konkreten Beziehungen zwischen Individuen, die wichtiger sind als die anderen, gegründet sind.“ Während unsere Beziehungen zu anderen Menschen nur mehr sporadisch und fragmentarisch seien, „indirekte, nichtauthentische Kontakte und Beziehungen“. Wir haben in diesem einen Falle sehr wohl das Bestehen solcher authentischen Beziehungen in unserer Gesellschaft nachgewiesen — und behaupten, es mit den gleichen Methoden noch in vielen anderen Fällen tun zu können: in Familien, Verwandtschaften, Vereinen; religiösen, beruflichen und Interessengemeinschaften; in Wohn-, landschaftlichen und landsmannschaftlichen Gemeinschaften — auch wenn uns aus soziologischen Betrachtungen und Interpretationen immer wieder jener „nichtauthentische Charakter“ entgegentritt, der allein für unsere Gesellschaftsstruktur gültig sein soll.

Gehen wir nun von unserem vorhergehenden Modell aus und nehmen wir systematisch Vereinfachung und Konkretisierung vor (es ist hier natürlich nicht möglich, alle Zwischenstufen vorzuführen, aber sie sind jedem vorstellbar), kommen wir etwa zu dem folgenden Modell von konkreten Bezügen:



Wir sind trotz oder gerade wegen der Beschränkung auf ein relativ kleines Gebiet zu „hinreichend allgemeinen Schlüssen“ gekommen. Die Burschenschaften im Burgenland sind nicht nur „treue Bewahrer von Sitte und Brauch“. Sie ermöglichen uns grundlegende Einsichten in die Strukturen und Gestalten des Volkslebens und seiner Entwicklung.

Literaturhinweise:

- Erika Bracke, Fruchtbarkeitskult und Männerbund im Maibrauchtum, Dissertation, Wien 1967;
Ernst Burgstaller, Lebendiges Jahresbrauchtum in Oberösterreich, Salzburg 1948;
Michael und Arthur Haberlandt, Die Völker Europas und ihre volkstümliche Kultur, Stuttgart 1928;
Christine Johannessen, Norwegisches Burschenbrauchtum, Dissertation, Wien 1967;
Josef Klampfer, Das Einkaufen in die Burschenschaft (in: „Volk und Heimat“, 1958, Nr. 4);
Claude Lévi-Strauss, Strukturelle Anthropologie, 1963;
Rupert Löschnauer, Der Kolomankirtag in Piringsdorf (in: „Volk und Heimat“, 1956, Nr. 17);
Adalbert Putz, Lebens-, Jahres- und Arbeitsbrauchtum in Deutschkreutz, Dissertation, Wien 1970;
Adalbert Riedl, Jahresbrauchtum im Burgenland (in: „Volk und Heimat“, 1949, Nr. 4);
Leopold Schmidt, Volksglaube und Volksbrauch, Berlin 1966;
Bela Schreiner, „Zdral“ (in: „Hrvatski Kalendar“, 1941);
Lily Weiser, Altgermanische Jünglingsweihen und Männerbünde, Buhl/ Baden 1927;
Richard Wolfram, Schwerttanz und Männerbund, Kassel 1935.

*

- Angaben aus volkskundlichen Fragebogenaktionen (Klier, Schmidt, ORF-Landesstudio Burgenland);
Rundfunk-Interviews mit: Gertrude Mittermann, Lehrerin, Markt St. Martin; Josef Mohl, Schneidermeister, Markt St. Martin; Adalbert Riedl, Hofrat i.R., Eisenstadt; Sepp Ritter, Volksschuldirektor, Lutzmannsburg; Josef Zisper, Dechant, Neckenmarkt;
Reportagen und Burschenbefragungen in: Deutschkreutz, Markt St. Martin, Kobersdorf, Neckenmarkt, Neumarkt i. T., Pamhagen, Ritzing, Sauerbrunn, Stadtschleining, Zurndorf (alle Burgenland), Tattendorf (Niederösterreich).

Das Höttinger Peterlspiel

Formgeschichtliche Untersuchungen zu einem alten Tiroler Puppenspiel

Von Rupert Feneberg, Innsbruck

Einführung

Das Unternehmen, das Höttinger Peterlspiel zu untersuchen, scheint schnell beendet zu sein. Es handelt sich um ein Puppenspiel, das sich weder dem Stoff noch der Form nach von einem gewöhnlichen Kasperletheater unterscheidet. Die Ausstattung ist denkbar einfach: Der übliche kleine Leinenkasten befindet sich in halber Höhe. Es treten immer nur zwei, höchstens drei Puppen gleichzeitig auf, weil es nur einen Spieler gibt, der die Puppen mit seinen Händen führt. Ein Helfer, meist ein Bub, steht ihm noch zur Seite, der zur rechten Zeit mit Musik, Krach, Rauch und Begleitgeräuschen das Spiel vervollständigt. Die Mittel der Darstellung beschränken sich im übrigen ganz auf den Dialog in Gestik und Wort. Der Stoff ist vielgestaltig, revueartig ohne besonderes System aufgereiht und uneinheitlich. Er zeigt so seine große Formbarkeit. Auffallend bleibt lediglich, daß auch an sich ernste Stücke mit heiteren Szenen vermischt sind und immer, für das allgemeine Empfinden, ein „happy end“ haben. Die lustige Figur, hier der Peter, kommt immer gerade noch und meist zum Schaden seiner Partner davon. Das entspricht auch dem allgemeinen Charakter der Fastnachtszeit, in der das Spiel gewöhnlich aufgeführt wird.

Damit sind die wichtigsten Punkte für das Peterlspiel aufgezählt und es scheinen nur noch einige Detailfragen zur Behandlung übrig, wie die Datierung, die Handschriften, ihre Veröffentlichung und Geschichte, also textkritische und textgeschichtliche Fragen, die die Aufführung selbst wenig berühren¹⁾.

¹⁾ Eine ausführliche Behandlung dieser Fragen gibt Margarete Bischoff, *Alte Puppenspiele in und um Innsbruck. Ein Beitrag zum Höttinger Peterlspiel (mit 12 Abbildungen)* (ÖZV NS XIV 1960, 85—104). Dort auch Literatur. Die Beschreibung des Spiels von M. Bischoff bedeutet eine große Hilfe für seine Erforschung. Allerdings kann sie die Frage nach dem Spiel selbst nicht ersetzen. Manche Fragen, die Bischoff anschnidet, lassen sich erst auf dem Hintergrund des Spiels als Ganzheit und seiner tragenden geistigen Motive beurteilen. Das gilt z. B. von dem Versuch, das Peterlspiel in den Tiroler Krippenspielen zu verankern, obwohl es, wie Bischoff ausdrücklich sagt (ebd. 90), „bis jetzt nicht gelungen (ist), eine direkte Beziehung festzustellen“.

Gerade die Bekanntheit und äußere Anspruchslosigkeit gibt aber einen Hinweis, der hier weiterführen kann. Sie verhindert von vornherein jeden Versuch, in der oberflächlichen Ebene der Aufzählung von Fakten den Kern des Spieles und seine tragenden geistigen Motive ergründen zu wollen. Die Begriffe „üblich“, „gewöhnlich“, „einfach“ werden zu einem Charakteristikum dieses Spiels. Man ist bei der Beschreibung von Anfang an versucht, sich auf die Erfahrung des anderen zu berufen. Das „Jeder kennt es“ wird selbst zum Merkmal!

Das Höttinger Peterlspiel ist ein echtes Volksspiel. Das Volk selbst ist das tragende Subjekt. Rudolf Jenewein, der Herausgeber des Textes, vermerkt ausdrücklich, daß er sich den Text direkt vom Vögele Peter, einem aktiven Puppenspieler, habe diktieren lassen²⁾. Es gibt also keine literarische Tradition, auf die er sich stützen kann. Er wertet diese sogar bewußt ab³⁾. Zwar beginnt schon in der Romantik um die Wende des 18. Jahrhunderts die Wissenschaft der deutschen Volkskunde und mit ihr das Sammeln volksnaher Texte. Für das Puppenspiel aber wirkte sich diese Bewegung allgemein erst in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts aus.

²⁾ Das Höttinger Peterlspiel. Ein Beitrag zur Charakterisierung des Volkstums in Tirol. Hg. von R. Jenewein, Innsbruck² 1928 (¹ 1903) 5.

³⁾ Die erste Auflage des Textes erschien 1903, die zweite 1928 in Innsbruck. Zwei Jahre nach der ersten Auflage, 1905, gab Jenewein als „Nachträge zum Höttinger Peterlspiel“ die „Alt-Innsbrucker Hanswurst-Spiele“ heraus. In der Einleitung dazu erklärt er, daß er im Höttinger Peterlspiel alles aufgeschrieben habe, soweit es unter den Spielern lebendig war. Man könne den Begriff „alles“ aber natürlich auch weiterfassen und „auf dem Papier Umgehendes“ miteinbeziehen. Das unterscheidet die Alt-Innsbrucker Hanswurst-Spiele vom Höttinger Peterlspiel. Bei den Alt-Innsbrucker Hanswurst-Spielen handelt es sich um eine Zusammenstellung des gesamten literarisch fixierten Quellenmaterials. Jenewein gibt diese Quellen genau an. Seiner Meinung nach ist keine älter als 80 Jahre, in jedem Fall jünger als die Tiroler Befreiungskriege.

Jenewein selbst zieht die lebendigere, bis zu ihm nur mündlich weitergegebene Tradition, die er im Höttinger Peterlspiel aufgeschrieben hat, den schriftlichen Quellen deutlich vor. Er bezeichnet die Alt-Innsbrucker Hanswurst-Spiele, die er als „Individualpoesie“ der eigentlichen „Volkspoesie“ gegenüberstellt, als „Nachträge zum Höttinger Peterlspiel“, für „anspruchsvollere Meinungen“ (vgl. Alt-Innsbrucker Hanswurst-Spiele. Nachträge zum Höttinger Peterlspiel. Hg. von R. Jenewein, Innsbruck 1905, Einleitung). Ein wenig wird diese Trennung von Individual- und Volkspoesie dadurch gestört, daß Jenewein nach der Herausgabe des Höttinger Peterlspiels 1903 doch eine Handschrift im Ferdinandeum in Innsbruck dazu entdeckt hat. Er hilft sich mit der Behauptung, daß diese Handschrift „aus einer ferne abliegenden Quelle“ stamme (Das Höttinger Peterlspiel, Innsbruck² 1928, 5).

Dieses besondere Verhältnis zur Literaturwerdung beeinflusst entscheidend das Verständnis eines solchen Spiels. Das Volk, nicht ein individueller Schriftsteller ist der eigentliche Träger. Bei Gebilden ähnlicher Art läßt sich kein persönlicher Verfasser feststellen, auch wenn dieser literarisch aufscheint. „Das will nicht heißen, daß es keinen gegeben hat. Nein, auch diese künstlerischen Zeugnisse haben einen einzelnen zum Schöpfer. Aber dieser einzelne erlebt sein Schöpfer-tum nicht als persönliche Entscheidung, sondern als überpersönlichen Auftrag, den er im Dienst der Gemeinschaft erfüllt... Sein Werk ist nicht Eigentum, sondern Aufgabe. Diesen Anspruch aber kann es nur so lange ausüben als es im lebendigen Fluß des Lebens bleibt, was besagen will, daß die mündliche Weitergabe zu seinem Wesen gehört.“⁴⁾

Beim Höttinger Peterlspiel ist dieser Charakter eines lebendigen Volksspieles besonders deutlich, weil keinerlei literarische Festlegung vor der Herausgabe im Jahr 1903 Einfluß genommen hat. Der Begriff des geistigen Eigentums ist daher für ein solches Gebilde ein Unbegriff; es ist wesentlich antiindividualistisch und anonym. Seine Fassung in einem literarischen Text bedeutet zugleich das Ende seines Lebens im Volk, Erstarrung und Fixierung. Der Herausgeber solcher Volksstücke hat keine literarischen Absichten. Er begründet seine Arbeit ausdrücklich mit dem „Zweck ihrer Erhaltung und weiteren Bekanntmachung“⁵⁾. Er betrachtet sich also selbst als Sammler. Seine Arbeit ist Museumsarbeit und als solche notwendig eine Erscheinung der „Spätzeit“. Es setzt bereits eine gewisse Distanz zum lebendigen Vollzug voraus, wenn die Reflexion einsetzt.

Das Verhältnis zum Text ist bei einem lebendigen Stück der Volksgemeinschaft ganz verschieden von dem eines literarischen Werkes, in dem das Wort die endgültige dichterische Prägung darstellt. Kommt ein solches Werk auf die Bühne, so geht es nur um eine möglichst treffende Interpretation des festgefügtten dichterischen Wortes. Hier aber ist es nicht so, „daß das Spiel dem Text Gestalt gibt, sondern der Text ist nur die völlig unverbindliche Voraussetzung, von der aus sich das Spiel als eigenständige künstlerische Macht entfaltet“⁶⁾. Das gilt zum Beispiel auch für die Vorlagen zum Alt-Innsbrucker Hanswurst-Spiel, die Jenewein fälschlich als Individualpoesie abtut, weil er die besondere Art dieser

⁴⁾ E. Thurnher, Redensart, Volksschauspiel und Sagengut (in: Landes- und Volkskunde. Geschichte, Wirtschaft und Kunst Vorarlbergs. Bd. III: Das Volk. Hg. von K. Ilg, Innsbruck 1961, 166 f.)

⁵⁾ Alt-Innsbrucker Hanswurst-Spiele (s. Anm. 3) 5.

⁶⁾ E. Thurner (s. Anm. 4) 136.

Texte als Hilfsmittel für das Spiel, nicht als seine Norm, nicht erkannt hat ⁷⁾).

Daraus folgt aber, daß diese Stücke neben dem Spiel im Vollzug kein Eigendasein haben. Das Theater ist nicht Mittel der Interpretation eines vorgegebenen Textes, der auf verschiedenste Weise inszeniert werden kann. Beim Volksspiel ist das Spiel das Theater selbst, das heißt es lebt nur in der Aufführung. Das Wort artikuliert sich erstmalig und lebt nur im Spiel.

Damit ist gegeben, daß das Höttinger Peterlspiel, befragt auf seinen Charakter als Spiel, als ganzes zur Frage steht. Es wäre widersinnig, nur den in einer Spätzeit literarisch fixierten Text in seiner äußeren Erscheinungsform zugrunde zu legen, da das Höttinger Peterlspiel nur als Spiel im Vollzug zu leben beginnt. Seine treibenden Motive, sein wirklicher Gehalt liegen notwendig gerade vor seiner literarischen Gestaltung, in der Zeit seiner mündlichen Weitergabe. Es gilt dafür dasselbe, was Brinkmann vom geistlichen Schauspiel des Mittelalters schreibt: „Wer das geistliche Schauspiel verstehen will, darf nie vergessen, daß es kein poetischer Text ist, daß es wahrhafte Realität erst in der Aufführung, im Zusammenwirken von Szenik (Bühne, Inszenierung, Gestik), Wort und Musik erfährt... Nie sollte man den Text allein zur literar-historischen Betrachtung ablösen, denn er hat keinen selbständigen poetischen Wert.“ ⁸⁾

Man muß seine Methoden der Untersuchung diesem besonderen Charakter des Spiels als Volksspiel anpassen. Es geht darum, Methoden zu finden, die das Höttinger Peterlspiel in seiner vorliterarischen lebendigen Gestalt als Spiel befragen können. Man hat nun die Beobachtung gemacht, daß jeder Gedanke, dem wir Ausdruck geben wollen, einer Form bedarf und „daß eine Einzelaussage, entsprechend der Situation, aus der heraus sie geschieht, in gleichgelagerten Fällen sich zumeist nicht nur der gleichen Worte zu bedienen pflegt, sondern auch der gleichen

⁷⁾ Alt-Innsbrucker Hanswurst-Spiele (s. Anm. 3) 9 f.: „Nach meiner Schätzung dürften sie alle so um die Mitte des vorigen Jahrhunderts entstanden sein und alle somit noch mehr der Individualpoesie als der eigentlichen Volkspoesie angehören. Irgendein witziger Kopf hatte sie für einen bestimmten Kreis damals ersonnen und zum Besten gegeben, dabei sie aber wohl auch selbst niedergeschrieben, so daß jene Verschmelzung mit dem Volksgeiste, welche eine längere mündliche Überlieferung bei solchen Dingen bewirkt und welche aus der Individualpoesie ja auch erst die Volkspoesie macht (!), hier noch nicht platzgreifen konnte.“

⁸⁾ H. Brinkmann, Die Eigenform des mittelalterlichen Dramas in Deutschland (GRM Bd. 18, 1930, S. 95).

bestimmten Formen“⁹⁾. Für ein literarisches Werk nützt diese Tatsache wenig, weil zunächst die individuelle Einzelperson des Dichters im Vordergrund steht. In einem Stück aber, in dem das Volk der Träger ist, in dem also „die Formen nicht der persönlichen Willkür des einzelnen, sondern der volklichen Überlieferung der Gemeinschaft entstammen“¹⁰⁾, werden alle individuellen Züge schnell eliminiert. Es bleiben festgeprägte vorliterarische Formen, die in großer Konsistenz die verschiedenen konkreten Ausprägungen des Zeitgeistes in verschiedenen Zeitepochen aufnehmen können¹¹⁾.

Zwar bleibt richtig: „Es wäre ein Trugschluß, wollte man daraus eine bestimmte Abhängigkeit statuieren. Gemeinschaft in Form und Gattung ist nicht gleichbedeutend mit Übernahme; die Tatsache der Ähnlichkeit ist sehr oft nichts weiter als nur der Beweis für die Allgemeingültigkeit dieser Gattungen, ihrer Formen und Formensprache.“¹²⁾ Aber gerade dahin geht ja auch die Frage nach der tragenden Gestalt des Peterlspiels, das als Volksschauspiel seinen einzigen Gehalt im Vollzug selbst hat. Um das Spiel zu verstehen, muß man die „Geistesbeschäftigung“ ermitteln, aus der heraus es entstanden ist. Die einzelnen Schritte der folgenden Untersuchungen sollen, von außen angefangen, immer genauer diese Frage stellen.

Zuerst geht es um die vom Herausgeber, also vom letzten Bearbeiter des Textes, vorgestellte Form. Sie läßt sich aus seinen Einführungen und Schlußworten sowie aus der Art und Weise, wie er den Text ändert, ergänzt oder unverändert vorlegt, feststellen. Dieser erste Schritt widerspricht nicht der zuvor aufgestellten Behauptung, daß ein Volksstück nicht von seiner literarischen Gestaltung her interpretiert werden darf. Hier ist die Fragestellung aus dem Bewußtsein des vorliterarischen Lebens des Spiels genommen. Der Herausgeber wird somit nicht als Schriftstellerpersönlichkeit betrachtet, sondern als der letzte uns zugängliche Tradent der mündlichen Überlieferungskette. Daß er diese Überlieferung schriftlich fixiert hat, bleibt unter dieser Fragestellung akzidentell.

In einem zweiten Schritt geht es um die „Vergegenwärtigte Form“, das ist die Frage nach der Form in der Art, in der sie uns zunächst gegeben ist. Das Höttinger Peterlspiel hat eine ganz be-

⁹⁾ C. Kuhl, Formen und Gattungen. I. Im AT: RGG³ II (1958) 996.

¹⁰⁾ E. Thurnher (s. Anm. 4) 135.

¹¹⁾ Diese Formen bezeichnen also durchaus Inhaltliches. Sie sind als Ausdruck eines gedanklichen Gehaltes entstanden, den sie dadurch erst konstituieren.

¹²⁾ C. Kuhl (s. Anm. 9) 996.

stimmte Erscheinungsform, eine besondere Prägung. Weil das Allgemeine und das Besondere in dieser konkreten Erscheinungsform nicht zu trennen sind, muß zunächst das Formhafte in der Erscheinungsform selbst herausgearbeitet werden. Es ist das die Frage nach der Gattung und ihrer genaueren Bestimmung, zu der das Peterlspiel gehört ¹³).

Der dritte Schritt soll durch einen Rückblick in die Geschichte und einen Vergleich mit ähnlichen „Vergegenwärtigten Formen“ die ursprüngliche Prägung dieser Gattung ausfindig machen helfen. Von da aus ist es dann möglich, das geschichtlich Bedingte zu erkennen und das Wesen der „Vergegenwärtigten Form“ aus ihren konkreten Erscheinungsformen zu erheben, das heißt die zugrundeliegende „Einfache Form“ und die sie erzeugende „Geistesbeschäftigung“ zu finden ¹⁴).

Der vierte Schritt ergänzt das gefundene Ergebnis durch einen stoffgeschichtlichen Ausblick. Indem an einem Beispiel eine grundsätzlich andere Formung desselben Stoffes aufgewiesen wird, zeigt sich das Besondere der gefundenen „Geistesbeschäftigung“ nochmals deutlich.

I. Die vom Herausgeber vorgestellte Form ¹⁵):

Betrachtet man Jenewein, auch an den Stellen, an denen er selbst direkte Aussagen macht, nicht als Schriftsteller, sondern als ein Glied, und zwar das vorläufig letzte, in der Kette der Tradition, so gilt für ihn der gleiche Maßstab wie für die ganze vorliterarische Überlieferung. Es sind ihm Formen vorgegeben, die nur aufnehmen kann, indem er sie in einer seiner konkreten Situation entsprechenden Prägung neu ausdrückt. „Nicht um seine Individualität zu behaupten, sondern um dem Ganzen zu dienen“ ¹⁶), kann und muß er sie neu prägen. „Es ist das unerklärliche Geheimnis der volkstümlichen Überlieferung, daß sie von Generation zu Generation neu wird und doch ihre zeitlose Gültigkeit bewahrt. Das liegt daran, daß diese Überlieferung nur Erfahrungen

¹³) In diesen beiden Schritten werden auch alle notwendigen Fragen nach dem äußeren Ablauf und der Spielanlage mitbehandelt.

¹⁴) Die Begriffe „Vergegenwärtigte Form“, „Einfache Form“, „Geistesbeschäftigung“ stammen aus A. Jolles, Einfache Formen, Tübingen ³ 1965.

¹⁵) Durch literarkritische Untersuchungen und Vergleiche ließe sich nur schwer feststellen, was vom Herausgeber selbst hinzugetan wurde. Jenewein gibt aber in seinen Vorworten deutlich an, wie er das Spiel sieht. Für diesen ersten Abschnitt sind deshalb diese Rahmenbemerkungen des Herausgebers die Hauptquelle.

¹⁶) E. Thurnher (s. Anm. 4) 135.

aufnimmt, die ihrer vorgeprägten Form entsprechen.“¹⁷⁾ Das hat zur Folge, daß zwar individuelle Erfahrungen aufgenommen werden; sie werden aber wirklich eingeschmolzen, so daß nicht ihr Individuelles, sondern gerade ihr Allgemeines ausgedrückt ist. Wenn sich die Erfahrungen nicht mehr in dieser Weise umformen und veredeln lassen, kündigt sich die Spätzeit an, in der der einzelne zum Volksganzen einen solchen Abstand gewonnen hat, daß er lieber die Form vergewaltigt als daß er seine individuelle Erfahrung in ihrer Besonderheit aufgeben würde.

Jenewein ist für das Peterlspiel Herausgeber und Schreiber in einem, wie er selbst sagt¹⁸⁾. Das bedingt, daß er neben der reflektierten Distanz des Herausgebers auch die unmittelbare Nähe des ersten Schreibers hat, der noch keine literarischen Vorgänger hat und deshalb in direktem lebendigen Kontakt zu der in der geprägten Form überlieferten Geistesbeschäftigung steht. Beide Linien, Nähe und Distanz, lassen sich bei ihm nachweisen. Die erste erscheint überall, wo Jenewein im Traditionszusammenhang stehend beschreibt; die Reflexion fehlt dabei meist ganz, zumindest ist sie erst sekundär angefügt. Die zweite erscheint, wo er als Herausgeber reflektiert; es gibt von vornherein keine gemeinsame Perspektive zwischen dem Herausgeber und dem lebendigen Spiel¹⁹⁾.

1. Jenewein im Traditionszusammenhang

Zunächst sagt Jenewein ganz deutlich, daß es ein Volksspiel ist: Es ist ein Theater, das nicht im Bühnenregister verzeichnet ist und auch gerne darauf verzichtet. Der lebendige Bezug klingt hier im Nachsatz an. Es ist „äußerlich“ ein gewöhnliches Kasperletheater, aber der Peter muß immer ein Höttinger sein²⁰⁾. Es ist ein echtes Volksschauspiel, dem es vor allem um den Ausdruck der aktuellen Gegenwart geht²¹⁾. Schließlich, man kann es nicht erklären; man muß das Spiel selbst erleben²²⁾.

¹⁷⁾ Ebd.

¹⁸⁾ Das Höttinger Peterlspiel (s. Anm. 2) 5.

¹⁹⁾ Diese zwei Linien lassen sich bei Jenewein sogar nach außen hin feststellen: In seiner Einleitung zum Höttinger Peterlspiel steht Jenewein ganz im lebendigen Zusammenhang mit dieser Geistesbeschäftigung während er in den Alt-Innsbrucker Hanswurst-Spielen als Herausgeber reflektiert. Man kann sagen: 1903 schreibt er als (letztes) Glied der lebendigen mündlichen Überlieferungskette, 1905 als Herausgeber einer vorgeschrittenen Zeit mit kulturhistorischer Zielsetzung.

²⁰⁾ Das Höttinger Peterlspiel (s. Anm. 2) 4.

²¹⁾ Alt-Innsbrucker Hanswurst-Spiele (s. Anm. 3) 9.

²²⁾ Das Höttinger Peterlspiel (s. Anm. 2) 5.

Dieser Charakter des Spiels erklärt die ganze Ausstattung: Die Puppen werden handgeführt²³⁾. Es ist nur ein Spieler vorhanden²⁴⁾. Also treten auch immer nur zwei Puppen, höchstens drei, gleichzeitig auf, weil der Spieler nicht mehr führen kann. Die nötigen Begleitgeräusche erzeugt ein Helfer. Der Zuschauerraum ist eine gewöhnliche Gaststube. Das Publikum besteht vorwiegend aus Kindern, aber auch aus Erwachsenen, als Begleitung der Kinder oder insofern sie selbst noch Kinder sind²⁵⁾.

Die Aufführung erfolgt unter großer Teilnahme des Publikums. Es gibt in der Pause nur „heitere Gesichter“, eine „vertrauliche Gesellschaft“²⁶⁾. So ist es während der Fastnachtszeit üblich. Das Publikum lebt und erlebt in großer Spannung mit dem Peterl mit. Der Peter ist der Held, der zwar derb, aber herzensgut alles zu einem lustigen Ende bringt²⁷⁾. Der Stoff stammt aus den verschiedensten Quellen. Jenewein erwähnt ausdrücklich die mittelalterlichen Mysterien- und Fastnachtspiele²⁸⁾.

Das Ziel des Spiels ist das unbefangene herzliche Lachen²⁹⁾, das nur dem möglich ist, der die Welt nicht tierisch ernst nimmt: „Die Welt ist grad' nur a Peterlg'spiel.“³⁰⁾ Jenewein fügt ausdrücklich hinzu, daß das „so einfältig auch nicht sei“. Das offene befreiende Lachen hat nur, wer sich ganz mit der Welt solidarisch fühlt und sich doch dabei nicht zu wichtig nimmt.

2. Jenewein als Herausgeber

In seiner Reflexion stellt Jenewein alles unter das Motto: „Das Vergangene darf man nicht am Gegenwärtigen messen, sondern man muß es aus seiner Zeit heraus, nach dem mit ihm erloschenen Zeitgeiste beurteilen.“³¹⁾ Es geht für ihn um eine rein museale Tätigkeit. Zwar behauptet er, die Herausgabe „zum Zweck ihrer Erhaltung und weiteren Bekanntmachung“³²⁾ zu betreiben, aber gleich darauf stellt er sich ausdrücklich auf den Standpunkt des Literaten, für den die mündliche

²³⁾ Die Beschreibung der Puppen läßt keine andere Möglichkeit zu. Vgl. ebd. 4: „...jene holzköpfigen mit bunten Lappen bekleideten Figuren.“ Vgl. M. Bischoff (s. Anm. 1) 85—89.

²⁴⁾ Ebd. 86. Ein Mann und ein Bub kommen am Ende hinter der Bühne hervor, um das Geld einzusammeln.

²⁵⁾ Ebd. 7.

²⁶⁾ Ebd. 25.

²⁷⁾ Ebd. 6.

²⁸⁾ Ebd. 5.

²⁹⁾ Ebd. 88.

³⁰⁾ Ebd. 3.

³¹⁾ Alt-Innsbrucker Hanswurst-Spiele (s. Anm. 3) 5, 16.

³²⁾ Ebd. 5.

Überlieferung zum „wildwüchsigen Zweig unserer Heimatpoesie“ gehört und der sich wegen ihrer „ernsten kulturhistorischen Bedeutung“ damit abgibt. Er zählt das Höttinger Peterlspiel zur „Puppenspiel-Literatur“. Die schriftlichen Quellen rechnet er zur Individualpoesie, erdacht von einem witzigen Kopf für einen bestimmten eng umgrenzten Liebhaberkreis. Zwar behauptet er ausdrücklich, seine Arbeit nicht zu tun, „um der Leidenschaft eines Zusammenscharens und Sammelns zu genügen“³³⁾, sondern wegen „der Wiederbelebung eines Stückes Vergangenheit“; aber unmittelbar darauf widerlegt er sich selbst, wenn er die Tatsache, daß er das Stück in das in seiner Zeit gesprochene Idiom umgestaltet habe und daß er sich in einem Stück auch berechtigt geglaubt habe, etwas „zu restaurieren“, entschuldigt. Treue zum überlieferten Text, nicht mehr lebendiges Volksspiel ist sein Anliegen. Für den uneingeweihten Leser (!) soll der Text, der bisher nur unverbindliche Voraussetzung für das Spiel selbst war, zugänglich werden. Konsequenz wollte er das „Rohe und Unflätige“ gern ausmerzen und bedauert, daß es nicht möglich war³⁴⁾.

Jenewein hat den Volksspielcharakter des Peterlspiels aus dem Auge verloren. Er sucht eine andere Zweckbestimmung. Aber weder für den „Familiäntisch“ noch zur „Erziehung der Jugend“ scheint es ihm geeignet. Zuletzt resigniert er: „Diese Publikation will sich in der Hauptsache also wirklich nur an jenen eingangs erwähnten Kreis intimer Volksfreunde und an die Verehrer des guten alten Puppentheaters wenden.“³⁵⁾ Wenn er jetzt als Ziel „die Kunst des gesunden herzlichen Lachens“ angibt, so ist das nichts anderes als eine Beschwörung der guten alten Zeit. Der lebendige Kontakt fehlt. „Heute hat man dagegen das herzliche Lachen trotz allen Fortschritts vielfach verlernt. Das heutige Lachen ist wohl mehr das böse Lachen, das hämische oder das lüsterne oder wie es sonst immer heißen mag. Darum hat es aber auch nicht mehr jene reinigende Kraft, welche früher das Lachen adelte.“³⁶⁾

3. Ergebnis

Aus dem vorliegenden Material ergibt sich als Antwort auf die Frage nach der Form, daß Jenewein sich selbst nicht treu bleibt. Es gibt bei ihm eine Linie, in der er ganz in der Kette der mündlichen Überlieferung steht und von dem Grundcharakter des Spiels als Volksspiel ausgeht. Daneben betrachtet er sich als Herausgeber, der eine wissenschaftliche Aufgabe der Volkskunde erfüllt. Fast

³³⁾ Ebd. 11.

³⁴⁾ Ebd. 14.

³⁵⁾ Ebd. 14 f.

³⁶⁾ Ebd. 15.

wehmütig denkt er dabei an die gute alte Zeit, in der dieses Stück und sein Geist noch lebendig war. Der „Sitz im Leben“, so könnte man paradox sagen, ist das Gedächtnis an etwas Totes. Es gelingt ihm nicht mehr, seine moderne Erfahrung in die vorgegebene Form einzuprägen.

Es ist klar, daß bei der weiteren Bestimmung der Form nur die erste Aussage als Hinweis in Frage kommt. Nur wenn die individuelle Erfahrung noch in der Form integriert erscheint, lassen sich gültige Hinweise aus ihrer Darstellung für die Gattungsbestimmung entnehmen.

II. Die Gattungsmerkmale des Höttinger Peterlspiels

Jenewein gab als Ziel des Spiels das offene befreiende Lachen an, das nur dem möglich ist, der sich ganz in die Welt hineinbegibt. Das Gegenteil wäre der einsame, verbitterte Hagestolz, der sich allein betroffen glaubt, sich deshalb ungerecht vom Schicksal behandelt fühlt und sich zurückzieht. Dabei darf sich der Mensch aber doch nicht zu wichtig nehmen. Nur wenn er einen gewissen Abstand gewinnt, kann er die Dinge sich begegnen lassen und damit ihre eigentliche Bedeutung, die für den oberflächlichen Verstand unwirklich ist, erfahren.

Mit dieser Umschreibung ist ein Hinweis auf Sinn und Gegenstand eines solchen Puppenspiels gegeben. Daraus lassen sich dann die Gattungsmerkmale ableiten.

1. Der Sinn und Gegenstand

Dem Zuschauer fällt in diesem Puppenspiel eine ganz andere Rolle als im großen Theater zu. Jeder Naturalismus ist bei den Puppen ausgeschlossen. Auch der Stoff und seine Darstellung haben keinen Eigenakzent. Der Stoff ist bekannt, die Darstellung bringt nur Episoden, keine Handlung; es wird koordiniert, nicht subordiniert. Die innere Einheit des ganzen Spiels geht von den Zuschauern aus, die in ihrer ganzen Gemühtiefe ergriffen werden und mitgehen. „Nicht das innere Geschehen eines Stoffes ist maßgebend für seine Gestaltung, der Dichter schafft vielmehr von vornherein — aus der Seele des Zuschauers heraus. Der Mittelpunkt des Spiels ist von der Bühne herunterverlegt in den Zuschauerraum.“³⁷⁾ „Das wahre Bühneninteresse wird nicht von dem erzeugt, was die Schauspieler darstellen, sondern von den Gefühlen, die sie in uns erwecken. Auf dem Theater hat die Einbildung des Publikums eine weit intensivere Wirkung als jeder Kunsthandgriff

³⁷⁾ H. Beck, Die Bedeutung des Genrebegriffes für das deutsche Drama des 16. Jahrhunderts (DVjs Bd. 8 1920, S. 103).

eines Künstlers. Die Puppe ist die Kunst in ihrer primitiven Form.“³⁸⁾ Dem entspricht es, daß man die Tätigkeit eines solchen Puppenspielers besser *Vollzug* als Schöpfung nennt³⁹⁾, denn die schöpferische Kraft liegt ganz in der Gemeinschaft, deren Exponent der Spieler nur ist. Es kommt für ihn alles darauf an, nicht nur Kontakt zu finden mit dem Publikum — das setzt bereits zwei Subjekte voraus —, sondern vom Publikum her selbst zu spielen. Der Puppenspieler hat die Funktion eines Spiegels, durch den die für das eigene Auge unsichtbaren Teile in einen größeren Abstand projiziert und damit erkennbar werden.

Damit ist auch ein Hinweis auf den Gegenstand gegeben. Nicht die oberflächliche Wirklichkeit wird sichtbar — der Stoff ist ja bekannt und würde keine Spannung wecken —, sondern eine Tiefe, in der „die Unwirklichkeit noch die eigentliche Realität, die Welt der Phantasie und des Traumes noch die wirkliche Welt darstellt“⁴⁰⁾. Nicht die äußere Form des Spiegels zeigt seinen Gegenstand, sondern die *Deutung*, die es vermittelt. Was Brinkmann von den geistlichen Schauspielen des Mittelalters sagt, gilt auch für die Puppenspiele. „Sie waren, um zu bedeuten, nicht um zu sein. Dieser eigentümliche Gegenstand schuf sich seine Form.“⁴¹⁾

⁴¹⁾ H. Brinkmann (s. Anm. 8) 21.

2. Gattungsmerkmale

Aus der Tatsache, daß im Höttinger Peterlspiel als Handpuppenspiel die Darstellung nur der Spiegel für den Zuschauer ist, dem seine eigene Wirklichkeit in ihrer Bedeutung sichtbar gemacht werden soll, ergeben sich bestimmte Strukturmomente.

Die Darstellung auf der Bühne ist keine Eigenwelt, sondern nur Abbild. Schon die Puppen als Spielträger bewahren vor jeder Versuchung zur Eigenbedeutung. Sie „haben kein außertheatralisches Leben, man kann sie nicht sprechen hören und nicht kennenlernen als in ihren Rollen, auch tragen sie keinen Namen“⁴²⁾.

³⁸⁾ B. Shaw, zit. nach R. Beitzl, Deutsches Volkstum der Gegenwart, Berlin 1933, 252.

³⁹⁾ E. Thurnher, Rede, Spiel und Erzählgut des Volkes. Zur Vorgeschichte der Vorarlberger Literatur, Dornbirn 1961, 15.

⁴⁰⁾ R. Beitzl, Deutsches Volkstum der Gegenwart, Berlin 1933, 100: Beitzl begrenzt diese Aussage auf die Welt des Kindes. Das ist aus seinem rationalistischen Vorverständnis zu erklären, in dem er auch Glaube und Wissen in Konkurrenz treten läßt. „Der Mensch soll nach Erkenntnis streben. Aber vieles wissen wir noch nicht, sogar sehr vieles. Diesen gähnenden dunklen Abgrund erhellt und überbrückt die Kraft des religiösen Glaubens.“

⁴²⁾ L. Uhl and, zit. nach R. Beitzl (s. Anm. 40) 250.

Das Spiel stellt keine in sich geschlossene Handlung dar, sondern es enthält, für sich genommen, nur Episoden, die erst im Zuschauer zu einem geschlossenen Bedeutungsganzen werden. „Was im Drama selbst auseinanderzufallen scheint, ordnet sich im Urteil des Zuschauers, auf den es abgesehen ist, zur Einheit.“⁴³⁾ Die Stoffe werden revueartig aneinandergereiht, ohne daß die Einheit verlorengehe. Es werden deshalb auch keine Charaktere gezeichnet, die aus einer bestimmten Persönlichkeitsstruktur zum Handeln kämen, sondern nur Typen, die aus affektiven Anwandlungen, in sich oft unlogisch, agieren. Problemlos wird die eigene Zeitauffassung in vorgegebene Stoffe hineingetragen und dort verallgemeinert. Die Puppen sprechen den heimischen Dialekt. Wenn die Stoffe sich gegen eine solche Aktualisierung sperren, bleibt die Sprache formelhaft und wirkt gekünstelt. „Fluch, Schimpf, Zöte, Spott, Hohn, Bezeichnungen für Schlafen, Essen, Verdauen, Geschlechtliches (alte Weiber!) und Prüßeln, das sind die Dinge, in deren Ausdruck die Sprache leistungsfähig war.“⁴⁴⁾ Darin äußert sich ein einheitliches Lebensgefühl, dem Zuschauer wird „aus der Seele“ gesprochen. Nirgends wird versucht, das Geschehen in seinem Eigencharakter zur Geltung zu bringen. Es geht gerade um die Darstellung des Lebens und der Zeit der Zuschauer selbst.

Einige Beobachtungen zum Stoff im Peterlspiel bestätigen diese Struktur der Darstellung. Zunächst kommen einige biblische Szenen, dann eine geschichtsätiologische Episode von Kaiser Max auf der Martinswand und dem Ritter Hollauer von Hohenfels. Danach vermerkt Jenewein, was offensichtlich von seiner Quelle, dem Vögele Peter stammt, daß von jetzt an fast nur mehr der Schalk gelte, die ohnehin schon spärlichen Regieanweisungen eingestellt würden und die Illusion mehr dazutun müsse. Es ist deutlich: die dem Spiel eigene Form kommt jetzt erst ganz zum Tragen. Die biblischen und geschichtlichen Stoffe waren nur Zugeständnis an eine Tradition. Das geht daraus hervor, daß auch diese Stoffe schon von der Grundform völlig umgeprägt erscheinen: Bei der Enthauptung des heiligen Johannes überformt der lustige Rahmen die ernste Szene des Martyriums gänzlich. Es sind außerdem zwischen

⁴³⁾ W. L e n k, Das Nürnberger Fastnachtspiel des 15. Jahrhunderts. Ein Beitrag zur Theorie und zur Interpretation des Fastnachtspiels als Dichtung (= Deutsche Akademie der Wissenschaften, Reihe C: Beiträge zur Literaturwissenschaft, Berlin 1966, 39) (für das Fastnachtspiel des Mittelalters).

⁴⁴⁾ H. B r i n k m a n n (s. Anm. 8) 93 (für das mittelalterliche Schauspiel des 16. Jahrhunderts).

den einzelnen ernsten Szene bloße Raufszenen eingeschoben⁴⁵). Die der Form des Höttinger Peterlspiels entsprechenden Stoffe sind völlig dem täglichen Leben der Zuschauer entnommen: Berufe, Hochzeit, Ehe, Familie, Jahresfeste, Tanzen und Singen, Essen und Trinken. Die Hochspannung der Zuschauer kann nicht der gebotene Inhalt verursachen, sondern nur dessen besondere Deutungsart. In einer „naiven Moral“ setzt sich nicht die Norm des bürgerlichen Gesetzbuches durch, sondern Wort und Tat auf der Bühne stammen aus dem Gemüt des Zuschauers. Es endet jeweils, wie es nach diesem ursprünglichen Empfinden gehen müßte.

Der Peter hat natürlich zunächst die Funktion, die revuehaften Szenen aneinander zu binden. Aber da sich die Hauptfunktion der Bindung im Zuschauerraum vollzieht, ist das nicht unerlässlich. Es gibt im Peterlspiel eine ganze geschlossene Szene, in der weder der Peterl noch der Hansl (auch der Name kann wechseln!) auftreten⁴⁶). Seine eigentliche Funktion gründet tiefer. Er verbindet die Zuschauer untereinander, weil er nach Art einer Karikatur den Volkscharakter in seinen Mängeln und Vorzügen⁴⁷) stilisiert darstellt. Es ist jeder und keiner gemeint. Man kann sich ungefährdet selbst betrachten, sich zunehmend betreffen lassen, zumal die Spannung nie überzogen wird und das gute Ende ja jeweils sicher ist. Der äußere Rahmen der Fastnachtszeit unterstützt noch diesen Zug. In der Zeit allgemeinen Lustigseins, verborgen hinter einer Maske, gedeckt in der Menge Gleichbetroffener kann man sich von dem Klischee der vermeintlich richtigen Selbsteinschätzung und von allem sich daraus ergebenden Gehabe befreien und sich zwanglos (!) geben, wie man wirklich ist.

III. Die „Einfache Form“ und ihre Geistesbeschäftigung

In den Gattungsmerkmalen des Höttinger Peterlspiels zeichnen sich schon bestimmte Formelemente ab, die die Geistesbeschäftigung ahnen lassen, aus der heraus es zu diesem Volksspiel gekommen ist. Im folgenden Abschnitt geht es ausdrücklich um diese Geistesbeschäftigung. Um sie näher bestimmen zu können, muß zuerst das Wesen der im Peterlspiel vergegenwärtigten Form, seine zugrundeliegende „Einfache Form“ ermittelt werden.

⁴⁵) Vgl. J. E. Wackernell, Rezension an Jenewein, Das Höttinger Peterlspiel (Zeitschrift des Ferdinandeum, 3. Folge, 51. Heft (1970) 373 f.). Eine zusätzliche Beobachtung: Das Kasperltheater auf den Jahrmärkten heute hat diese Zugeständnisse an die Tradition längst abgeschafft.

⁴⁶) Das Höttinger Peterlspiel (s. Anm. 2) 61–70 („Das Erzpeterlstück“).

⁴⁷) R. Beitzl (s. Anm. 40) 233.

Das geschieht am besten durch einen summarischen geschichtlichen Rückblick und Vergleich⁴⁸⁾, durch den das jeweils Zeitbedingte von selbst klarer hervortritt. Um dafür einen Anhalt zu finden, soll bei der ursprünglichen Prägung dieser Gattung in der Geschichte begonnen werden.

1. Die ursprüngliche Prägung dieser Gattung

In den mittelalterlichen Mysterienspielen sind wesentliche Gattungsmerkmale, die auch im Peterlspiel festgestellt wurden, verwirklicht. Es geht bei der aus der Osterfeier allmählich zum Osterspiel und zum Passionsspiel erweiterten Aufführung in erster Linie um die innere Anteilnahme der Zuschauer. Der Stoff ist bekannt und fest vorgegeben. Die revuehafte Aneinanderreihung vermittelt keine innere Bindung; erst die Beteiligung der Zuschauer, die von der Bedeutung des alten Geschehens neu ergriffen werden sollen, schafft diese Einheit.

Trotz dieser Ähnlichkeit kann man beim mittelalterlichen Mysterienspiel noch nicht von derselben Gattung sprechen wie beim Handpuppenspiel des 19. Jahrhunderts. Es fehlt ein wesentliches Merkmal. Die Welt des Menschen hat noch kein Eigenleben, sondern steht fest im Gefüge ihrer Abhängigkeit von Gott als Schöpfer und Erlöser. Nicht das selbständige natürliche Empfinden, sondern der vorgegebene Glaube entscheidet über eine Situation, also das vom übernatürlichen Bereich her bestimmte Erleben der Welt als Schöpfung.

Erst im Fastnachtspiel tritt die eigene Welt des Menschen zum ersten Mal selbständig in Erscheinung und ist damit der Deutung aufgegeben. Zwar ist das Fastnachtspiel in den sekundären Wucherungen der Mysterienspiele, in der Ausweitung der durch den Glauben nicht vorgeprägten Teile, wie zum Beispiel in der Krämerszene, im Wettlauf der beiden Jünger zum Grab, in der Szene des Geldabzählens vorbereitet. Aber zwischen diesen Wucherungen und dem eigentlichen Fastnachtspiel besteht doch ein Unterschied in der Gattung⁴⁹⁾. Das äußere Zeichen dieses Unterschieds liegt darin, daß sich die Wucherungen der Mysterienspiele sehr schnell in einem flachen Naturalismus der Darstellung verloren. Sie waren jeder tieferen Bedeutung enthoben, weil die eigentliche Deu-

⁴⁸⁾ Im Rahmen des Aufsatzes kann dieser Rückblick nur summarisch sein. Er entbehrt also des ausdrücklichen Belegmaterials. Die Literaturverweise können nur die Richtung angeben.

⁴⁹⁾ Damit ist natürlich nicht gesagt, daß die Übergänge selbst nicht fließend waren und daß es oft schwer im konkreten Fall zu entscheiden ist, ob schon die neue Gattung vorliegt.

tung in den stilisierten liturgisch-kultischen Teilen enthalten und genau vorgegeben war. Die Fastnachtspiele brauchten zu ihrer besonderen Ausprägung einen konkreten soziologisch bedingten Anlaß, durch den die Welt des Menschen selbst in Frage gestellt war und damit ihre Deutung verlangte. Diesen Anlaß bildete das neu aufgekommene Bürgertum der Städte, das sein Selbstbewußtsein an und gegen den absinkenden Ritterstand aufbauen mußte. „In allgemeiner Form, die nicht nur die Literatur angeht, sondern die gesamte Geisteshaltung des späten Mittelalters, stellt sich das Problem dar als der auf der Basis gesellschaftlicher Veränderungen sich im historischen Prozeß entfaltende Gegensatz von bürgerlicher Realistik und höfischem Idealismus.“⁵⁰⁾

Bei Rosenplüt und Folz ist es nicht mehr nur die Freude am Spiel, die sie die Fastnachtstücke schreiben läßt, sondern die in der konkreten Situation der emporstrebenden Städte gegebene Möglichkeit, den Adel und seine Lebensform in der Stereotype des Bauern als komischer Figur zu karikieren. Freilich verrät sich in dieser Karikatur auch die Unsicherheit der eigenen neuen, noch nicht durch die Tradition sanktionierten Lebensform. „Der Bauer als Liebesnarr in den Fastnachtspielen hat also sein Pendant in dem als Bauer verkleideten, auf Liebesabenteuer ausgehenden Bürgers des Nürnberger Fastnachtstreibens . . . Es sind also vom Bauer g e s c h i e d e n e S t ä n d e, Adel und Bürger, die in Gegenüberstellung zu der Gebundenheit, Regelmäßigkeit ihrer gesellschaftlichen und privaten Existenz in ‚hofzucht‘ und ‚stadtzucht‘ das ‚dörperleben‘ als Bereich der Freizügigkeit und der Narrheit (gemessen an dem Niveau ihrer persönlichen Position) ansahen, als einen Daseinsbezirk, in den sie sich zuweilen zu versetzen wünschen, über den sie sich aber auch erhaben fühlen.“⁵¹⁾ Diese tiefere Spiegelung des eigenen Lebens wurde aber hinter dem konkreten Anlaß der anti-höfischen Gesinnung nicht bewußt. Hans Sachs gibt deswegen schon rationalisierend, nachdem der Anlaß weggefallen war, eine moralische und didaktische Begründung für das Spiel und merzt derbere Szenen aus.

In der Renaissance tritt ein tiefgreifender Wandel ein. Rein äußerlich zeigt sich das dadurch, daß der Zuschauer der Bühne „gegenüber“ sitzt. Statt der distanzlos aufgeschlossenen Phantasie der bisherigen Zuschauer tritt der abwägende distanzierte Beobachter, der nicht mehr unmittelbar beteiligt sein will. Die Simultan-

⁵⁰⁾ W. L e n k (s. Anm. 43) 85.

⁵¹⁾ Ebd. 76.

bühne wird folgerichtig zur Sukzessionsbühne⁵²⁾. „Der Renaissance-zuschauer ist kein in diesem Sinn unmittelbar Ergriffener mehr.“⁵³⁾ Zwar bleibt das Nürrische. Es gehört zum säkularisierten humanistischen Menschenbild der neuen Zeit. Aber gerade weil es zum abstrakten Menschenbild gehört, betrifft es nicht mehr unmittelbar. Es ist nur noch ein kleiner Schritt, daß Gottsched und Lessing den Hanswurst von der Bühne verbannen.

Das war aber ungleich die große Stunde für das Puppenspiel. Denn der Hanswurst blieb im Puppenspiel unangefochten, „da die stolzen Aufklärer es unter ihrer Würde hielten, ihre Reformen auf die Marionettenbühne auszudehnen“⁵⁴⁾. Ja, noch mehr. Er gewann sogar seine ursprüngliche Bedeutung wieder. Denn obwohl das Puppenspiel die Renaissancebühne übernehmen muß, bringt es doch wieder die Verbindung zum Publikum zustande und agiert eigentlich vom Zuschauer aus. Das liegt in der besonderen Art des Puppenspiels, in dem die Figuren kein „außertheatralisches Leben“ haben⁵⁵⁾. Damit war wieder das Spiel als Volksspiel zum Leben erweckt. Da es jetzt keines soziologisch bedingten Anstoßes mehr bedurfte, konnte der Kasperl den Bauern als Stereotyp der komischen Figur ablösen; er wurde so, unbeeinflußt von jeder Apologetik, das karikaturistische Spiegelbild der eigenen Lebensform.

2. Die „Einfache Form“

Der Kasperl als Karikatur verbindet die Menschen. Durch Hervorhebung und Übertreibung wird der Volkscharakter gekennzeichnet. Man kann sich ungefährdet solidarisch fühlen, weil man in der Gemeinschaft der anderen, die genauso betroffen sind, vor jedem Angriff geschützt ist. Man ist betroffen, weil es um die Karikierung des Menschen selbst geht, nicht nur

⁵²⁾ H. Kindermann, Theatergeschichte Europas, Bd. II, Salzburg 1959, 72 in einem Zitat von Scaliger, Poetices libri septem 1561: „Die Personen gehen niemals ab; die, welche schweigen, sind angeblich nicht da, und das ist furchtbar lächerlich; der Zuschauer weiß, daß man ganz gut versteht, während man so tut, als ob man nicht hören könnte, was einer vom anderen sagt, als ob man nicht da wäre, wo man ist.“

⁵³⁾ Ebd.

⁵⁴⁾ C. Niessen, Das rheinische Puppenspiel (= Rhein. Neujahrsbl., hg. vom Inst. f. gesch. Landeskunde der Rheinlande an der Univ. Bonn, Bonn 1928, 3 a 12.) Vgl. auch G. Schott, Zur Einführung in die Puppenspiele des Grafen Poggi: GRM 3 (1911) 529—542. F. Leutner, Deutsche Volkskomödie und Salzburgerisches Hanswurstspiel, Innsbruck 1938.

⁵⁵⁾ Vgl. den Aufsatz von H. Kleist, Über das Marionettentheater: H. v. Kleists Werke, V. Teil, vermischte Aufsätze, hg. von P. Waetzold, Leipzig o. J., 73—79.

einer bestimmten Eigenschaft eines einzelnen. Der Mensch in seinem Menschsein wird angesprochen und gleichsam nackt abgebildet. Man muß nur einmal die Gesichter der Kinder in einem Kasperletheater beobachten, um zu sehen, wie ihr ganzes Erleben, ihre ganze Seele angesprochen ist.

Es ist bezeichnend, daß die Karikierung, wohl in Abhängigkeit von der großen Bühne, zunächst durch physiologische Merkmale, den Buckel, die krumme Nase, den Mund usw. vorgenommen wurde. Allmählich treten diese physiologischen Abnormitäten aber zurück. Der Kasperl ist im Puppenspiel eine so bekannte Figur, daß seine besondere Rolle nicht mehr durch solche äußere Hilfsmittel hervorgehoben werden muß. Die Rolle wird vor allem in der Zuordnung der anderen auftretenden Figuren zum Kasperl betont. Der Spieler, der mit seinen Händen die zwei, manchmal drei auftretenden Puppen führt — eine ist fast immer der Kasperl —, kann in feinsten Nuancen der Gestik, der Bewegung zueinander oder auseinander, in der Führung des Dialogs, den er ja allein spricht, eine viel subtilere Karikierung des Volkscharakters zum Ausdruck bringen als das äußere Merkmale vermögen, die zudem, spätestens seit der Mitte des 19. Jahrhunderts, als verletzend für die Nachgeächften empfunden wurden.

In dieser Karikatur gelingt es dem Menschen, sich selbst anzuschauen. Er kann sich selbst in der Deutung und Berechnung des Spiels ungefährdet treffen lassen, sich seine eigene Lebenssituation interpretieren lassen. Nur wenn er sich „ohne Hemmungen“ in dieser Tiefe der Bedeutung treffen läßt, wenn er also die ganze Spannung seines Lebens vorgeführt sieht, kann auch das wirklich befreiende und lösende Lachen folgen. Man kann auch umgekehrt sagen: Nur wenn sich der Mensch dieser befreienden Lösung gewiß ist, läßt er sich in derartiger Tiefe anspannen und mitreißen. Die Gewißheit der Lösung, die schematische Abfolge von Spannung und Befreiung, relativiert den Ernst der „Wirklichkeit“. Weil der ganze Vorgang nur in der „Unwirklichkeit“ des Spiels abrollt und so vor der naiven Gleichsetzung des Naturalismus mit der „Wirklichkeit“ geschützt ist, deswegen ist es möglich, in einer tieferen Ebene die Bedeutung voll zu erleben.

In diesen Elementen zeichnet sich eine ganz bestimmte „Einfache Form“ ab, der *Witz*. Die ihr zugehörige Geistesbeschäftigung ist die *Komik*⁵⁶⁾. Ihre Vergegenwärtigung geschieht je nach Volk und Zeit verschieden. Hier kommt es aber auf das Wesen der „Vergegenwärtigenden Form“, auf ihre „Einfache Form“ und deren Geistesbeschäftigung an. „So müssen wir denn zunächst sagen, daß

⁵⁶⁾ Vgl. A. Jolles (s. Anm. 14) 247—261.

in der Form Witz, wo immer wir sie finden, etwas gelöst wird, daß der Witz irgendein Gebundenes entbindet“⁵⁷⁾.

Diese allgemeine Bestimmung ist zunächst rein negativ gewonnen und erscheint außerdem viel zu unspezifisch, um in einem Einzelstück wie dem Höttinger Peterlspiel ihre Verwirklichung erkennen zu lassen. „Jede angestrebte Bindung kann unter gewissen Voraussetzungen an einem bestimmten Punkte entbunden werden und die Form Witz annehmen“⁵⁸⁾.

Das Komische prägt nur dann wirklich eine „Einfache Form“ aus, wenn es eine eigene, in sich abgeschlossene Welt hervorbringen kann. Es genügt dazu nicht nur die Umkehrung einer anderen Welt. Jolles geht zur Beantwortung dieser Frage von der Absicht der Geistesbeschäftigung des Komischen aus und stellt fest, daß es immer darum geht, eine Unzulänglichkeit aus sich selbst heraus zu lösen. Damit spezifiziert sich das Komische in seiner näheren morphologischen Bestimmung als Spott. Aber auch damit sind die tragenden Motive eines Puppenspiels noch zu ungenau getroffen. Jolles unterscheidet weiter den Spott in Satire und Ironie, je nachdem, ob sich der Spötter von dem Gegenstand seines Spotts distanziert oder sich mit ihm verbindet. „Der (ironische) Spötter hat mit dem Gegenstand seines Spottes die Empfindung für das, was verspottet wird, gemeinsam, er kennt es aus sich selber, aber er hat es in seiner Unzulänglichkeit erkannt und er zeigt diese Unzulänglichkeit dem, der sie nicht zu kennen scheint“⁵⁹⁾. Damit ist insgeheim eine weitere, jetzt positive Bestimmung der „Einfachen Form“ Witz hinzugekommen. Wir haben in unserer Sprache ein eigenes Wort dafür: den Scherz. In ihm geht es nicht mehr primär um die Lösung eines Unzulänglichen aus sich selbst, also die Entbindung einer in sich abgeschlossenen anderen Welt, sondern diese Entbindung ist nur noch der konkrete Anlaß für eine selbständige positive Geistesbeschäftigung, die sich primär auf einen allgemeinen Zustand bezieht. Es geht um die Befreiung des Geistes, das Aufheben einer Spannung, womit aber nicht nur die Negation der Gebundenheit und der Spannung gemeint ist, sondern die ganze Beziehung von Spannung und Lösung in den Blick kommt. Dieses Paar gehört eng zusammen und seine Glieder bedingen sich wechselseitig. Es kommt nur zur Spannung, wenn darin schon zugleich ihre Lösung eröffnet ist; es kann sich nur etwas lösen, wenn zuvor eine wirkliche Bindung stattgefunden hat. Die Beziehung

⁵⁷⁾ Ebd. 248.

⁵⁸⁾ Ebd. 251.

⁵⁹⁾ Ebd. 255.

Spannung—Lösung wird so zu einem einheitlichen geschlossenen Gefüge, das als ganzes in seinem dynamischen Ablauf eine „Einfache Form“ darstellt, weil es eine eigene positive Geistesbeschäftigung des Menschen ausdrückt.

Im Höttinger Peterlspiel ist, wie in jedem Puppenspiel, das noch in der mündlichen volklichen Überlieferung lebendig ist, diese Form vergegenwärtigt. Die lebendige Überlieferung ist absolut erforderlich, weil nur dann der Anlaß einer konkreten Unzulänglichkeit für die Ironie gegeben ist. Fehlt dieser konkrete Anlaß, fehlt der Kölner Hanswurst, der Salzburger Kasperl oder auch der Höttinger Peterl, tritt also nur noch der allgemeine Kasperl auf, dessen Dialekt und Tracht damit beliebig wird, dann gelingt es dem Zuschauer nicht mehr, sich in dem Gefüge Spannung—Lösung und der darin verwirklichten „Einfachen Form“ selbst zu erkennen. Die Loslösung von dem lokalen Haftpunkt der Tradition ist der Beginn eines Auflösungsprozesses. Der Kasperl kann in der Verallgemeinerung seine Funktion nicht mehr erfüllen⁶⁰). Jolles vergleicht diese Funktion mit dem Gärungsprozeß bei gewissen Stoffen. Es scheint, „als ob aus geistigen Stoffen durch die Gärung des Komischen etwas Neues geschaffen wird, eine Form zustande kommt mit einer eigenen Art und einer neuen Funktion“⁶¹).

IV. Stoffgeschichtlicher Vergleich

Nur anhangsweise soll in diesem Abschnitt mit einem ganz anderen Zugang die Eigenständigkeit der gefundenen Geistesbeschäftigung bestätigt werden. Schon lange wurde aus Stoff- und Motivähnlichkeiten eine Beziehung des mittelalterlichen Fastnachtspiels — und damit also auch des Handpuppenspiels des 19. Jahrhunderts — zu germanischen Kultbräuchen festgestellt. Man hat versucht, die Fruchtbarkeitsmagischen Bräuche des Pflüchens durch Jungfrauen, den Schwerttanz, den Rüteritus der germanischen kultischen Männerbünde usw. bis zum mittelalterlichen Fastnachtspiel und bis zum modernen Karneval fortzuführen. Als Exponent dieser Richtung kann Robert Stumpf gelten. Der Titel seines Buches spricht für sich: „Kultspiele der Germanen als Ursprung des mittelalterlichen Dramas“. Dagegen versucht Werner Lenk in einer Arbeit über „Das Nürnberger Fastnachtspiel des 15. Jahrhunderts“ die literarische Eigenständigkeit der Fastnacht-

⁶⁰) Eine Bestätigung für dieses Ergebnis liegt darin, daß die im Laufe der vorliegenden Untersuchung immer weiter vom konkreten Gegenstand, dem Höttinger Peterlspiel, ins Allgemeine scheinbar abgleitende Fragestellung von sich aus auf ihren Ausgangspunkt zurückverweist.

⁶¹) A. Jolles (s. Anm. 14) 261.

spiele zu erweisen, die er als eigene literarische Gattung mit eigener geistiger und ästhetischer Beschäftigung abhebt, sowohl von jeder historischen Herleitung aus dem Brauchtum als auch von dem gleichzeitigen lokalen Brauchtum.

Lenk hat sicher Recht, wenn er sagt: „Es widerspricht der historischen Realität, wenn man annimmt, das Fastnachtsspiel sei organisch direkt aus dem Brauchtum herausgewachsen“⁶²⁾. Insofern Stumpfl die Stoff- und Motivähnlichkeit in eine Abhängigkeit umwandelt, verschließt er sich den Zugang zum Fastnachtsspiel als eigenständiger Gattung. Allerdings scheint Lenk über das Ziel hinauszuschießen. Aus der Ablehnung der Abhängigkeit von germanischen Bräuchen folgt nämlich noch keineswegs, daß eine individuelle literarische Intention vorliegt, „Wortkunst von einem Einzelnen geschaffen“⁶³⁾, die er dem Brauchtum einer Gemeinschaft gegenüberstellt. Dichterische Bewußtheit stellt er dem Zufall gegenüber. In der Betonung der Fastnachtsspiele als literarische Kunstwerke schafft er sich ein Gegenüber, das es nicht gibt. Er fällt selbst aus der Rolle, wenn er sagt: „Rosenplüts dichterische Formkraft beruht vor allem auf der kunstmäßigen Verarbeitung volkstümlicher Ausdrucksweise . . . Er gibt der Ausdrucksweise und damit der Denkart des Volkes, der Handwerker und Gesellen, literarische Gestalt“⁶⁴⁾.

Mit dieser einseitigen Position verbaut sich aber Lenk den Weg zu der Erkenntnismöglichkeit, die eine stoffgeschichtliche Untersuchung gerade für seine Frage nach der literarischen Gattung der mittelalterlichen Fastnachtsspiele haben könnte. Die Stoffgeschichte kann nicht zum Ursprung führen, wie Stumpfl meint. Er verkennt die tragende Rolle, die die Form für den Ausdruck eines Gehalts spielt. Gerade indem man den gleichen Stoff in ganz verschiedenen Ausdrucksformen untersucht, kann man das Spezifische der jeweiligen Form umso besser erkennen. Maske und Verkleidung dienen zunächst der kultischen Beschwörung der Numina. Durch Nachahmung sollen sie gebannt werden. Der Nachahmungstrieb wird in seiner säkularisierten Form zur reinen Freude am Spiel, am Verstellen, an der Verkleidung⁶⁵⁾ Es bedarf nur noch des Funkens einer konkreten Situation — das Gegeneinander von aufkommender Stadt und absinkendem Rittertum —, daß das reine Spiel in den Dienst der „Ironie“ gestellt wird und so die neue Gattung

⁶²⁾ W. Lenk (s. Anm. 43) 40. Vgl. R. Stumpfl, Kultspiele der Germanen als Ursprung des mittelalterlichen Dramas, Berlin 1936.

⁶³⁾ Ebd. 43.

⁶⁴⁾ Ebd. 94.

⁶⁵⁾ E. Thurnher (s. Anm. 39) 34 f. Vgl. ders., Volkssage und religiöse Überlieferung [Germanien 8 (1943) 210—216].

„Scherz“ ins Leben ruft. Das Pflugziehen der Jungfrauen wird zur Satire auf die sitzengebliebenen Mädchen und, sobald der konkrete soziologisch bestimmte Träger vorhanden ist, zur Verspottung des höfischen Minnedienstes⁶⁶⁾, die schon mehr Ironie als Satire ist, weil sie in einer tieferen Ebene auch das eigene starre Ordnungsgefüge der Stadtkultur miteinschließt und der freien Ungebundenheit des „dörperlebens“ gegenüberstellt⁶⁷⁾.

An diesem Beispiel zeigt sich klar die völlig neue Geistesbeschäftigung, die in diesen Umdeutungen zum Ausdruck kommt. Was bei den Germanen totales Sich-Überstellen an die numinose Macht und deren Bemächtigung durch magisches Nachahmen war — der sich selbst nicht sichere Mensch besiegt die Gottheit, indem er sich ihr gleichstellt —, handelt es sich in der mittelalterlichen Stadt um eine kühne Annahme dieser Unsicherheit in ihrer Eigengesetzlichkeit, die darin die positive Chance der Befreiung des Geistes bietet. Das eine Mal wird die Unsicherheit durch noch stärkere Bindung überwunden, das andere Mal durch das Sich-Einlassen auf die Unsicherheit und den dadurch hervorgerufenen geistigen Prozeß.

Ausblick

Es bleibt jetzt nur noch die Aufgabe, die vorliegenden Elemente zu sammeln und zu ordnen. Mit der Loslösung vom Traditionhaftpunkt des Puppenspiels ergab sich notwendig seine Verspiritualisierung, die die Gefahr des Zerfließens mit sich bringt. Die Erwachsenen schämen sich ein wenig, in das Kasperltheater zu gehen; das Puppenspiel wird der Pflege der Kulturreferate der Städte anvertraut, die es ausschließlich für Kinder hin und wieder ins Leben zurückführen. Gegen dieses Zerfließen ist die literarische Fixierung noch ein letztes Mittel der lebendigen Tradition. Diese läßt sich gleichsam einfrieren, um zu überleben. — Wenn man es nur so sieht, dann wird es sicher keine Wiedererwachen geben. Man kann den Literaturwerdungsprozeß allerdings auch, statt im Bild des Einfrierens, als neue Umdeutung des ganzen Spiels verstehen. Der Herausgeber wird dann zum „Exegeten“, der, obwohl er seiner Intention nach das alte Stück erhalten will, etwas ganz Neues durch sein Tun schafft, der also gerade fehldeutet. Aber gerade die Fehldeutung des individuellen Erlebens aus dem ererbten Besitz ist das beste Lebenszeichen für ihn und als solches konstitutiv für sein Weiterleben⁶⁸⁾.

⁶⁶⁾ W. Lenk (s. Anm. 43) 72.

⁶⁷⁾ Vgl. Anm. 51.

⁶⁸⁾ E. Thurnher (s. Anm. 39) 67.

Damit ist nicht gelegnet, daß ein solcher Prozeß gefährlich ist und auch mit dem endgültigen Tod enden kann. Aber er ist die einzige Chance. Wenn sich nicht ein neuer, soziologisch klar faßbarer Träger konstituiert, bleibt die Geistesbeschäftigung, die im Kasperltheater so stark zum Durchbruch gekommen ist, in ihrem derzeitigen Siechtum. Symptom dafür ist, daß wir heute vor allem die beißende, verletzende, satirische Kritik kennen, in der wir uns distanzieren, ohne uns selbst zu engagieren. Es scheint ein ähnlicher Wandel wie im Mittelalter bevorzustehen. Die Menschen mußten in der neuen Ordnung der ständisch gegliederten Gesellschaft das Miteinanderleben bewältigen. Das verhalf der Geistesbeschäftigung, wie sie noch im Kasperltheater des 19. Jahrhunderts zum Ausdruck kommt, zu ihrer ersten Ausprägung. Heute ist die vorgegebene Ordnung selbst zerbrochen, und es scheint auch nicht, als ob sich eine andere neu konstituieren könnte. Es kommt wohl alles darauf an, daß eine bewußte Selbstintegration des Menschen gelingt. Ansätze dazu könnten in der Schwergewichtsverlagerung des heutigen Menschen auf kleine überschaubare Einheiten sein, an die er sich freiwillig bindet. Es wäre Aufgabe der Soziologen, festzustellen, ob und welche Kräfte durch diese Selbstbindung des Menschen freigemacht werden.

Der Kasperl wird deswegen in seiner bekannten Form nicht wieder lebendig. Es macht gerade das Wesen des Lebens aus, daß es nicht vorausberechenbar ist, sondern nur im Vollzug erfahren werden kann. Nur im Nachhinein läßt sich vielleicht sagen, daß die gleiche „Einfache Form“ und ihre zugehörige Geistesbeschäftigung in der neuen Vergegenwärtigung dieser Form ihren Ausdruck gefunden haben.

Christus soll nicht geißelt werden

Ein mittelalterlich-schwedisches Visionsmotiv in einem altsteirischen Passionsspiel

Von Leopold Kretzenbacher

Nur wenig ist bisher aus der Fülle der Christi Leiden-Spiele aus der Steiermark bekannt und in Texten ediert, in Sonderuntersuchungen vorgestellt, so sehr dieses Land Anteil hat an liturgisch-lateinischen Frühformen von Trauermetten und Osterfeiern, an spätmittelalterlichen Textprägungen, an Wort- und Bild-„Ordnungen“ für das Bewegungsdrama der figurierten Prozessionen und schließlich der Großform des geistlichen Volksschauspiels bis tief herein in das 20. Jahrhundert als ländliches Passionsspiel auf der Freilichtbühne und ihrer Zusatz-Schauplätze¹⁾. Dadurch sind auch Einzelheiten, die bei aller Teilhabe am europäischen Gesamterbe doch als Besonderheiten zu werten sind, nicht so ins Bewußtsein getreten wie man es erwarten möchte. Das gilt z. B. für ein Sondermotiv der Leidensgeschichte Christi, das meines Wissens überhaupt nur ein einziges Mal in der deutschsprachigen Erzähl- und Spieltextüberlieferung aufgetreten ist. Es handelt sich um den Versuch, die Schergen des Pilatus an der Geißelung Christi zu hindern.

Die Evangelien (Matth. 27, 26; Mark. 15, 15; Luk. 23, 16 u. 22; Joh. 19, 1) schildern in meist nur sehr knappen Worten die Schmach und die Qual des unschuldig zu Geißelung und Kerkerhaft geführten Heilands, den man dann unmittelbar zur Ecce homo-Weisung, zum Via dolorosa-Gang und zur Kreuzigung schleppt.

Ein noch voll barock zu wertender Passionsspieltext des Jahres 1756 aus Kindberg im steirischen Mürztal schiebt hier eine seltene, zunächst in ihrer Herkunft nicht erkennbare Szene ein. Es handelt sich 1756 um eine Freilichtbühnen-Aufführung auf offenem Markt zu Kindberg. An sie schloß sich eine Karfreitag-Bußprozes-

¹⁾ L. Kretzenbacher, Passionsbrauch und Christi-Leiden-Spiel in den Südstalpenländern. Salzburg 1952; L. Schmidt, Neuere Passionsspielforschung in Österreich (Jahrbuch des Österreichischen Volksliedwerkes, Bd. 2, Wien 1953, S. 114 ff.); derselbe, Das deutsche Volksschauspiel. Ein Handbuch. Berlin 1962, bes. S. 337 ff. et passim. Text und Kommentar zum Admonter Passionsspiel des 16. Jh.s, „Anonymi altdeutsche Comoedia Vom Leyden Christi“ werden von K. K. Polheim demnächst in einer zweibändigen Ausgabe vorgelegt werden.

sion zum außerhalb der Ortschaft gelegenen, heute noch in seiner Eigenart als „Bühne des steinernen Spiels“ bestehenden Calvarienberg²⁾. Die Handschrift dieser „Chorfreytagskomödie“ des Paulinermonches J o h a n n F r a n z R o s m a n n, der als Benefiziat eben die kleine Heilig Grab-Kirche am Fuße des Calvarienberges betreute und in den Kartagen als „Dirigens“ der Spielandacht fungiert, ist vollständig erhalten³⁾. Sie trägt diesen Titel: „Chor-Freytag-Andacht / oder / Sittliche Lehr- und gedächtnus Erneuerung des Bitteren Ley-/dens, Harten Marter und schwächlichen Creüz-Todt Vnseres göttlichen / Heylands und Lieb-Vollen Erlösers Jesu Christi. / Vorge stellt / durch die In den K. K. Lands-Fürstlichen Marckt Kindberg / Bürgerliche Insassen und anderer Eyffriger Mithelffer in bey-/wesenheit und versamblung Volckreicher Hocher und Niederer / Standts Persohnen / Vnter der wenigen Direction und Obsorg Johann / Franz R o s m a n n Vnwürdigen beneficiaten / in den berg Calvarj vnweit des benan-/ten und bekannten Marckt K i n d b e r g. / Im Jahre 1756.“

Lose Blätter mit Bußpredigten, wie sie so oft in die Spieltexte eingearbeitet erscheinen, sind beigegefügt. Im Haupttext der Handschrift begegnet nun diese Szene⁴⁾:

„P o r p h y r i u s, diser Edle Röm. Kriegs-Mann spricht:

O Ihr verfluchte Teuffels Knecht,
 Was thut ihr dan anfangen,
 Mit disen Menschen wider alles Recht,
 Er hat ja nichts begangen.
 Du luters gsind (stost einen Juden mit den fues)
 scher dich hindan
 Will dir waß andres weisen.
 Gwis bekommst du deinen lohn
 Der Teuffel soll dich zreißen.
 Gschwind löß auf die strück und band
 Last sicher Ihm fort gehen.
 Was ihr verübt ist sünd und schand
 Ein graussen anzusehen.
 Ihr Bastj-Viecher seyd nicht wert,
 Daß Euch die Erd thuet tragen.
 Dem Teuffel Ihr gar gwis zu kehrt
 Der brücht euch Hals und kragen.“

²⁾ Grundsteinlegung nach der hsl. Pfarrchronik von Kindberg 1674, konsekriert 1686; Konsekration der Calvarienberg-Kirche 1692. Dazu: H. P i l c h, 250 Jahre Kalvarienberg Kindberg. Kindberg 1936.

³⁾ Steiermärk. Landesarchiv Graz, Hs. 1626.

⁴⁾ Erstveröffentlichung L. K r e t z e n b a c h e r, Passionsbrauch, S. 43 f.

Damit endet die Szene. Porphyrius tritt ab. Man bricht die Geißelung ab, fährt mit Verspottung und Dornenkrönung fort.

Der Schreiber der Handschrift, der ja keineswegs mit dem „Dirigens“ der Aufführung, mit J. F. Rosman identisch sein muß, ist sich der Ungewöhnlichkeit dieser Szene bewußt. Als Erzählmotiv muß es ja blind bleiben. Denn Christus kann ja doch nicht aus der Hand seiner Peiniger gerettet werden, so sehr dieser Porphyrius jene als „lutherisches Gesindel“ („Du luters gsind“) aus dem Schimpfworterbe der längst vergangenen Gegenreformation anfährt und einen von ihnen, einen „Juden“ übrigens und nicht, wie im Palastbereich des Pilatus zu erwarten, einen römischen Soldaten, mit einem Fußtritt hinausjagen will.

Aber die Drastik der Szene, die noch auf der Freilichtbühne im Markt Kindberg, das heißt vor dem Aufbruch der „Procession vnd Creüz-Ziehung auf den Calvarj-Berg... worzue sich die agierende Personen sich mit Ihren Pferten richten sollen“ eingeschoben wurde, ist unverkennbar dem so schrecklich groben Stil der zeitgleichen Passionsdarstellungen aus dem Realismus-Erbe des Spätmittelalters und seiner Übersteigerung in einer wahrhaft grobianischen Zeit der Vorliebe für so viel Grelles, Lautes, Blutiges, insgesamt „Öffentliches“ einer grausamen Justiz angepaßt. Aber gerade weil diese Szene sowohl in den Evangelien als auch in den geläufigen Apokryphen, in der zeitgleichen Malerei und Bildhauerkunst der Altar- und Kreuzwegbilder und Leidensstationen fehlt, fühlte sich unser unbekannter Schreiber dieser altsteirischen Passion doch auch bemüßigt, gesondert eine Quelle anzugeben. Er wollte damit sozusagen die Verantwortung einem heute längst verschollenen Exegeten der Passionsmystik zuschieben. Die steirische Handschrift nennt, an den Rand geschrieben, als Szenenursprung „Simon de Neapoli, In hora Passionis Christi“. Die Identifizierung dieses Namens und der ganzen Quelle, die ja durch keinerlei Angabe mit Jahreszahl oder durch einen Vermerk ob Handschrift oder Druck leichter auffindbar gemacht erscheint, machte außerordentliche Schwierigkeiten⁵⁾. Nun aber dürfte der Werdegang dieses besonderen altsteirischen Passionsspiel-Szeneninhaltes einigermaßen überschaubar sein.

Es handelt sich um das wenig ausgeprägte, ja winzige Teilstück einer Christi Leidens-Vision der hl. Birgitta von Schweden (1313—1373), zuerst altschwedisch von ihr selber niedergeschrieben und nachmals von ihren Beichtvätern Subprior Petrus Olavi

⁵⁾ Hier möchte ich sehr herzlich Herrn Univ.-Prof. Dr. Friedrich Ohly, dzt. Münster i. W., Frau Univ.-Prof. Dr. Ute Schwab, Neapel, und Herrn fil. lic. Oloph Odénius, Stockholm, danken.

von Alvastra und Magister Matthias von Linköping ebenfalls in Schweden als die berühmten „Revelationes“ ins Lateinische übersetzt. Später kamen noch die in manchen Szenen ergänzenden „Revelationes extravagantes“ hinzu. Diese „Offenbarungen“ der nordischen Seherin sind nachmals durch eine Vielzahl von Handschriften und frühen Drucken über das ganze Abendland hin bekannt geworden⁶⁾.

Zweimal erlebte Birgitta in ihren fast ausschließlich aus Gebets-Meditation und kaum je aus religiös-ekstatischer Verzükkung entspringenden Visionen die Geißelung Christi im Bericht seiner schmerzhaften Mutter Maria. Einmal im I. Buche ihrer „Offenbarungen“, im Kap. 10. Die Folgen der grausamen Auspeitschung, die den Leib des Heilands zerrissen hatten, werden geschaut⁷⁾:

„... Ok tha min son stodh swa allir blodoghir ok allir swa sargadhir at änkte fans helt a homom ok thz som matte flängias. Tha vpuäktis andin j enom ok han spordhe. Hwat ey skulin j dräpa han swa odömdan. Ok sundir skar ginstan hans bandh. Ther äptir j fördhe min son sik j sin klädhe...“

Zu deutsch: „... Da stand mein Sohn ganz und gar blutüberströmt und über und über verwundet. Man hätte keine heile Stelle an ihm finden können. Da erregte sich einer und sagte, daß sie ihn wohl als gänzlich Unschuldigen erschlagen wollten. Ohne Zaudern schnitt er ihm die Fesseln durch. Dann zog mein Sohn sich seine Kleider an...“

Ziemlich ähnlich, nur geringfügig ausgeweitet, lautet der Bericht im IV. Buche, Kap. 70: Als Maria nach einer Ohnmacht wieder zu Sinnen gekommen war, sah sie wiederum ihren gezeißelten Sohn nackt an die Säule gebunden stehen⁸⁾:

⁶⁾ Zur Frühgeschichte der Handschriften und Drucke der „Revelationes“ und der übrigen Birgitta-Nachlässe vgl. G. E. Klemming, Heliga Birgittas Uppenbarelses (Svenska Fornskrift Sällskapets Samlingar, Bd. XIV, 1—5), Bd. 5, Stockholm 1883/84, S. 145 ff., S. 179 ff. — Zur stark angewachsenen Literatur und zu Facsimile-Ausgaben vgl. H. Jägerstad, Stichwort „Birgitta v. Schweden“ im Lexikon für Theologie und Kirche, 2. Aufl., Bd. 2, Freiburg i. B. 1958, Sp. 486. Vgl. weiters: U. Montag, Das Werk der heiligen Brigitta von Schweden in oberdeutscher Überlieferung. (= Münchener Texte und Untersuchungen zur deutschen Literatur des Mittelalters, Bd. 18), München 1968.

⁷⁾ G. E. Klemming, Uppenbarelses Bd. 1, Stockholm 1857/58, S. 29.

⁸⁾ E b e n d a, Bd. 2, 1860, S. 132. — Zur Frage, ob dies Spontanaufzeichnungen Birgittas oder aber Niederschriften als Übersetzungsvorlagen sind, vgl. B. Högmán, Heliga Birgittas originaltexter. Uppsala 1951.

„... Tha sagdhe een aff thom som ther när stodho tha han flängdis. Hwat vilin j dräpa thänna mannin vtan doom oc göra hans dödz sak jdhran sak, oc sua thetta sighiande skar han bandit oc min son vardh tha lös fran studhinne oc vände sik til sin klädhe...“

Der Dazwischentretende fährt also die Schergen an, ob sie denn einen Unschuldigen töten und „den Mord zu ihrer Sache“, auf ihr Gewissen laden wollten. Wieder löst er Christus von der Geißelsäule.

Diese Einführung eines namenlos Bleibenden, der die Geißelung beendet und Christus von der Säule loslöst, findet aus der noch vor der Mitte des 14. Jahrhunderts erstellten lateinischen Übersetzung der altschwedischen Niederschrift Eingang auch in die beiden frühesten Drucke der „Revelationes“, in die sogenannte „editio princeps“ des Druckers Bartholomaeus Ghotan zu Lübeck 1492 und auch in die zweite Ausgabe, gedruckt zu Nürnberg bei Anton Koberger 1500. Mit mancherlei Zusätzen in anderen Visionen, aber unverändert an dieser Stelle und gerade auch hier völlig kommentarlos bleibend bei so vielen weitgehenden Anstrengungen, die „Revelationes“ in den großen Gesamtzusammenhang hagiographischer und pastoraler Nachweise, Untersuchungen und Überlegungen zur Passionsmystik der nordischen Seherin zu stellen, kommt der zweifache Ansatz unseres Motives in einen anscheinend weit verbreiteten, den in der Gesamtreihe 9. Frühdruck der „Revelationes Caelestes seraphicae Matris S. Birgittae Suecae“ zu München 1680⁹⁾. Hier heißt es I, 20:

⁹⁾ REVELATIONES CAELESTES / SERAPHICAE MATRIS / S. BIRGITTAE SUECAE / SPONSAE CHRISTI PRAE- / LECTAE, ORDINIS SPONSI SUI SS. / SALVATORIS FUNDATRICIS. / OLIM AB EMINENTISSIMO DOMINO / JOANNE CARDINALE / DE TVRRERECREMATA / recognitae et approbatae. / A REVERENDISSIMO / CONSALVO DVRANTO / Episcopo Feretrano insigni Tractatu de Visionibus, Revelationibus, Apparitionibus, Ecstasi, et / Raptu, ac plurimis Notis, eruditissimè illustratae. / NVNC DEMVM. / JUXTA EXEMPLARIA ROMANA RECENS / Impressae, plurimis mendis purgatae, vitâ et miraculis ejusdem sanctae Matris, ac Filiae / Divae Catharinae primae Ordinis Abbatissae, et alijs ornatae. denique quadru- / plici, Biblico, Theologico, Concionatorio, ac Verbali copio- / sissimo Indice auctae. / OPUS PLANE DIVINUM, OMNIQUE STATUI / Ecclesiae, sed imprimis sacris Oratoribus perquam utile. / OPERA / F. SIMONIS HÖRMANN BAVARI ORDINIS SS. SALVATO- / ris et S. Birgittae Prioris, et Confessoris Generalis in Altominster ... MONACHII, / Sump- / tibus JOANNIS WAGNERI, et JOANNIS HERZMANNI à GELDER, / Bibliopolarum Monacensium. / Typis SEBASTIANI RAUCH. / Anno M. DC. LXXX. (Bayerische Staatsbibliothek München, sig. P. lat. 325. Hier habe ich Herrn Obestaatsbibliothekar Dr. Montag sehr zu danken).

„Cumque filius meus totus sanguinolentus, totus sic lacera-
tus stabat, ut in eo non inveniretur sanitas, nec quid flagel-
laretur, tunc unus concitato in se spiritu quaesivit: Nun-
quid interficietis eum sic injudicatum? Et statim secuit
vincula ejus...“

IV, 70:

“... toto enim corpore nudus erat, cum flagellaretur. Tunc
unus inimicorum ejus assistentibus lictoribus dicebat,
vultis hominem hunc sine iudicio occidere, et causam
mortis eyus vestram facere, et haec dicens, secuit ligamen.
Et jam solutus filius meus a columna, primum ad vesti-
menta sua se convertit, nec tamen spatium induendi se ei
conceditur...“

Wenn im Gesamtbereich der Brigitta-Traditionen Europas die-
ser Visionsansatz irgendwo eine „Schwelltendenz“ aufzuweisen ge-
habt hätte, so wäre er ganz unzweifelhaft in diesem Münchener
Druck von 1680 mit der Überfülle seiner Exkurse und gelehrten
Schrifttumsnachweise zum Tragen gekommen. In ihn hatte nämlich
sein Herausgeber Simon Hörmann, ein bayerischer Salvatorianer¹⁰⁾,
der von 1669 bis 1701 auch als Prior und Generalbeichtiger des
(heute noch bestehenden) Birgitten-Klosters Altomünster
(Landkreis Aichach, Oberbayern) fungierte, anscheinend tatsächlich
alles für ihn Erreichbare zusammengetragen. Nicht umsonst war
Simon Hörmann wegen seiner Gelehrsamkeit das „Orakel seiner
Zeit“ genannt worden¹¹⁾. Er hatte all das Viele aufgenommen, was
die Theologie zu den „Revelationes“ des schwedischen 14. Jahrhun-
derts beizutragen mußte, seit der Spanier Johannes (Cardinal)
de Turrecremata (1388—1468) auf dem Konzil von
Basel (1431—37 und 1448) offiziell mit der Prüfung der Birgitta-
Offenbarungen betraut worden war. Dazu hatte Hörmann einen
Traktat über Visionen, Offenbarungen, Erscheinungen, Ekstase
u. ä. des Consalvus Durantus, Bischof von Montefeltro
(Mittelitalien) mit abgedruckt, der seit der 5. Ausgabe in der Früh-
druck-Folge, jener zu Rom bei Stephanus Paulinus 1606, nach-
gedruckt zu Antwerpen 1611 und Köln 1628 mit der Rezension des

¹⁰⁾ Dieser „Ordo Sanctissimi Salvatoris“ (OSSalv.) war von Ulf
Gudmarsson († 1344), dem Gemahl der hl. Birgitta, gegründet und
1370 bzw. 1378 von den Päpsten Urban V. und Urban VI. auf Grund von
Ergänzungen der „Augustinus“-Regel bestätigt worden.

¹¹⁾ J. Hemmerle, Stichwort „Altomünster“ im „Handbuch der
historischen Stätten Deutschlands, Bd. VII, Bayern“, hrsg. v. K. Bosl,
Stuttgart 1965, S. 17; H. Dürscherl, 1200 Jahre Altomünster, 730—1930.
München 1930, S. 37 ff.

Johannes de Turrecremata vereint geblieben war. Simon Hörmann aber bezog sich ausdrücklich auch noch auf die reiche lateinische und italienische Literatur der jüngsten Vergangenheit über Leben und Mirakel der hl. Birgitta und ihrer ebenfalls kanonisierten Tochter, der hl. Katharina von Schweden (1331/32—1381), der ersten Ordensoberin der Birgittinen. Das hagiographische Monumentalwerk von München 1680 ist zudem durch ein reichhaltiges Register voll erschlossen.

Aber hier ist noch zu Ende des 17. Jahrhunderts auch nicht die Spur einer Namenseinfügung (Porphyrius) oder einer Art szenischer Erweiterung der Birgitta-Vision von Christi Geißelung zu entdecken. Das ist vielmehr offenkundig geistiges Eigentum eines Südtaliensers namens Michelangelo Caracciolo. Über ihn ließ sich durch freundliche Kollegenhilfe erheben, daß er Kapuziner geworden und als solcher 1656 im Ordenskonvent von Caserta seine Profeß abgelegt hatte. Dabei war ihm, überliefertem Klosterbrauch entsprechend, für das weitere Leben an Stelle des bürgerlichen der Ordensname Simon de Neapoli gegeben. Unter diesem Namen kam er später an den Kapuzinerkonvent Immacolata Concezione in Neapel, auch S. Efrema nuovo genannt. Dort starb der Ordensmann 1721¹²⁾.

Michelangelo Caracciolo alias Simon de Neapoli scheint ein fruchtbarer und, gemessen an der Dreizahl der Auflagen seines Hauptwerkes, ein erfolgreicher Barockhagiograph gewesen zu sein. Neben einer unvollständig erhalten gebliebenen Materialsammlung von dreihundert Handschriftseiten für ein „Marienleben“¹³⁾ und einem Erbauungsbuche über „Die geistlichen Schmerzen Christi“ („Dolori mentali di Gesù Cristo“), das zu Neapel 1717 posthum von Domenico Roselli im Druck herausgebracht worden war, bleibt sein Hauptwerk „Die Passions-Uhr“, „Orologio della Passione di Gesù Cristo secondo le 24 ore nelle quali la patì, distinto in discorsi storici, riflessivi e meditativi“. Das Werk wurde erstmals zu Neapel gedruckt 1709 bei Felice Mosca, dann 1718 und in dritter Ausgabe 1741 ebenda bei Domenico Roselli.

Eine dieser drei Ausgaben muß nun wohl dem „Dichter“ bzw. dem Kompilator des Mürtzaler Passionsspielles von Kindberg 1756 vorgelegen haben, da er sich in der Handschrift ausdrücklich auf Simon de Neapoli „In hora Passionis Christi“ bezieht. Um den Ursprung des seltsamen Motives kümmert er sich nicht weiter. Ihn bewegt lediglich die apokryphe, einer Vision entsprossene Szene so

¹²⁾ Freundliche Briefmitteilung von Frau Univ.-Prof. Doktor Ute Schwaab, Neapel, Mai 1965.

¹³⁾ Neapel, Biblioteca Nazionale, coll. VII, B. 82.

wie sie über den knappen Birgitta-Ansatz hinaus eben der italienische Kapuziner in sein Betrachtungsbuch der „Passions-Uhr“ aufgenommen hatte. Hier heißt es in der 2. Ausgabe, Neapel 1718, Kap. 73, S. 75 in einer „historischen Betrachtung über die 13. Leidensstunde, jene, in der Christus an der Säule gegeißelt wurde:

„Discorso storico sopra l' hora XIII, nella quale Gesù Cristo é flagellato alla Colonna:

... acciò lo facessero spirare tra spasimi a forza di battiture, come già avrebbero fatto, se un Soldato Cavaliere Romano per nome Porfirio, presente ad una tal carneficina, stomacato d'una tal crudeltà, mosso da pietà naturale sfoderato la spada, minacciò chi sottentrar voleva alle stanchezza di chi battevalo, e rimproverandoli della licenza, che non avevano dal Preside, d'ammazzarlo a forza di battiture, con la medesima spada tagliò le funi, che tenevano legato il Signore alla colonna, della quale sciolto, che fu cadde di debolezza e s'involve nel proprio sangue; l'abbiamo questo nelle rivelazioni di S. Brigida nel lib. 4 cap. 10.“

Aus dem „unus inimicorum“ der (ungenau zitierten) „Revelationes“ wird ein römischer Offizier namens Porphyrius. Dem wird es in der Folterkammer bei solch grausamem Geschehen übel. Von einem „natürlichen Mitleid bewegt“ zieht er sein Schwert, bedroht die Schergen, denen er vorwirft, daß keine Vollmacht vom Praesidenten gegeben sei, den Gefangenen tot zu schlagen. Mit der Waffe durchschneidet er die Stricke der Geißelsäule, daß der Herr vor Schwäche niederstürzt, sich mit dem eigenen Blute besudelt.

Das also brauchte der Verfasser des nur um wenige Jahrzehnte später datierten steirischen Passionsspieles nur zu übersetzen, zu versifizieren, zu „dramatisieren“. Lateinische, spanische, vor allem italienische Erbauungsliteratur hatte seit Beginn der Gegenreformation die Alpenländer und ganz Süddeutschland in Themen- und Auflagenfülle überschwemmt. Für Österreich und Bayern und für die volkstümlich sich gebenden Erbauungsbücher der Kapuziner italienischer Muttersprache als Hagiographen wie als wortgewaltige Wanderprediger in den kaum türkenbefreiten östlichen Vorlanden gilt dies in besonderem Maße.

Die Vision konnte ja, wie schon betont, kein tragendes Motiv werden. Nach den Evangelienberichten und dem in der theologischen Exegese auch bei Simon Hörmann immer zugrunde liegenden Wissen um die „praedestinata crucifixio“, den „Vorbestimmten Kreuzestod“, konnte sich nur eine Art Episode im Handlungsverlauf der Passion Christi ergeben. Sie hat aber auch nie die Gestal-

tungskraft und die Verbreitung jener anderen Episoden in der Leidensgeschichte des Herrn erfahren, wie sie als Erbe spätmittelalterlicher Visionsmystik insbesondere durch süddeutsch-bayerische und österreichische Bildgestaltung und Gedankenprägung zur Barockdevotion in den sogenannten „Geheimen Leiden“¹⁴⁾ Bedeutung in der Volksfrömmigkeit erhielten. Man denke an Szenenbilder des „Unbekannten Leidens“ wie „Christus auf dem Dreikant“¹⁵⁾, an die szenische Formung „Christus sucht seine (von den Schergen im Geißelungskerker mutwillig verstreuten) Kleider“¹⁶⁾, an die Sonderqual Christi durch den ihm von einem Schergen namens Dani eingestoßenen „Zungendorn“¹⁷⁾ usw.

Aber es bleibt gleichwohl seltsam, daß auch die Legende, die den Evangelienbericht vom Leiden Christi wie mit einem Kranze blutigroter Blumen umrankt, nahezu keine Menschenseele bemüht, sich dem grauenhaft Leidenden barmherzig zu nähern. Nur die Frauen beim Kreuzweg sind es nach Lukas 22, 28 ff., auch sie nur weinend, passiv-mitleidend. Das mitleidig gereichte „Schweißstuch der Veronika“ gehört ja als Legendenmotiv wie als Passions-„Reliquie“ zu Rom selber erst dem 12. Jahrhundert an. Nach den kanonischen Evangelienberichten wird zwar ein Simon von Cyrene von den Legionärsfäusten gezwungen, dem Zusammenbrechenden das Kreuz tragen zu helfen. Aber er tut es nur widerwillig; nach manchen mittelalterlichen Legenden nur unter scharfem Protest dagegen, daß die Angehörigen der Besatzungsmacht ihn hier zu einem schimpflichen Dienst an einem Delinquenten zwingen, mit dem er nichts zu tun haben wolle.

Auch Ahasver hatte nach den unglaublich weit verbreiteten Legenden vom Ewigen Juden Christus hart von seiner Türe gewie-

¹⁴⁾ Fr. Zoepfl, Das unbekannte Leiden Christi in der Frömmigkeit und Kunst des Volkes (Volk und Volkstum, Jahrbuch für Volkskunde, Bd. II, München 1937, S. 317 ff.). — Dazu L. Kriss-Rettenbeck, Bilder und Zeichen religiösen Volksglaubens. München 1963, S. 61 ff.

¹⁵⁾ L. Kretzenbacher, „Christus auf dem Dreikant.“ Zur Südostverbreitung eines altbayerischen Barockbildes (Carinthia I, 148. Jg., Klagenfurt 1958, S. 680 ff.). Hier auch der Abdruck einer Handschr. des Jahres 1792 aus St. Lambrecht, Obersteiermark, mit der Aufzählung von fünfzehn „Geheimen (Unbekannten) Leiden“.

¹⁶⁾ T. Gebhard, Christus sucht seine Kleider. Ein Beitrag zur Ikonographie der Passion Christi (Bayerisches Jahrbuch für Volkskunde 1951, S. 58 ff.). — Eine Studie über das gleiche Motiv im Bereich der Südostalpen, insbesondere Sloweniens, bereitet dzt. Emilijan Cevc, Ljubljana, vor.

¹⁷⁾ L. Kretzenbacher, Heimat im Volksbarock. Kulturhistorische Wanderungen in den Südostalpenländern (Buchreihe des Landesmuseums für Kärnten, Bd. 8, gel. v. G. Moro), Klagenfurt 1961, S. 31 ff. (Das „Heilige Haupt“ zu Klagenfurt), Abb. 2 und 3.

sen. Nur die unvernünftige Kreatur wollte dem todbereiten Erlöser in seiner Leidensstunde helfen: der Kreuzschnabel (*Ixia curvirostra*). Der wollte nach der ätiologischen Legende die Nägel aus dem Leidensholz und aus den durchstochenen Händen des Gekreuzigten ziehen, daß seiner Art für immer der verbogene Schnabel der Hilflosigkeit als Zeichen des Mitleids verblieb.

Aber kein Mensch ist dabei, so viele Passions-Legenden es seit der Frühzeit des Christentums gibt. Wirklich nur von einem einzigen gibt es eine spärliche Kunde, von unserem Porphyrius. Dabei wäre es wohl denkbar, daß sich die Summe des Leidens noch tragisch-erregender in die Seele betrachtender Menschen hätte legen lassen können, wenn ein Legendendichter, ein Prediger, irgendein mahnender Ausdeuter des Geschehens zwischen Gethsemane und Golgatha das Ergriffensein seiner Leser und Zuhörer noch dadurch hätte steigern können, daß er selbst die Wirkungslosigkeit menschlichen Helfenwollens angesichts der Unerbittlichkeit des Leidensmüssens im Erlöserwillen hätte hervorheben können. Umso selsam-rätselfahter bleibt das einsame Beispiel der Porphyrius-Legende.

Es ist müßig, zu fragen, wie jener italienische Kapuziner dazu kommt, den „*unus inimicorum*“ seiner Vorlage zu einem Ranghöheren, offenkundig zu einem mit Befehlsgewalt ausgestatteten „*Soldato Cavaliere Romano*“, einem Offizier zu machen. In den „heiligen Schriften“ namenlos Gebliebene erhielten seit den frühesten Apokryphen immer gerne Eigennamen. Der Rechte und der Linke Schächer als *Dismas* und *Gemas* nicht minder als der Hauptmann *Longinus* unter dem Kreuze. Die mittelalterlich-schwedische Vision, die barocke Weiterformung im italienischen Erbauungsbuche und ihre deutsche Eingliederung ins altsteirische Passionsspiel bleiben im Rahmen des Typischen um die Meditationen zur Passion Christi. Im besonderen gilt dies auch für das Eingehen eines solchen Motives aus der Erbauungsliteratur ins geistliche Volksschauspiel. In der Steiermark stellt sich zum *Kindberger* Beispiel von 1756 ein ähnliches noch für die *Obermurtaler Passion* des frühen 20. Jahrhunderts¹⁸⁾. Auch sonst sind ja im

¹⁸⁾ Der obersteirische Spielführer *Matthias Seidl*, vulgo *Potz in der Reichenau* († 1947) fügte solcherart unbedenklich in den bis 1938 gespielten Reimverstext der Passion „aus einem alten Hausbuch“ den *Gruß Christi* an das Kreuz ein, wie er aus einem in der Steiermark und Kärnten sehr verbreiteten Erbauungsbuche entnommen war. Nach meiner Nachsuche beim Christusspieler waren es selbstgewählte Auszüge aus *Cl. Brentano*, *Das bittere Leiden unseres Herrn Jesu Christi* nach den Betrachtungen der gottseligen *Anna Katharina Emmerich*, Augustinerin des Klosters *Agnetenberg* zu *Dülmen* († 1824). Graz 1909. Vgl. *L. Kretzenbacher*, *Passionsbrauch*, S. 60.

bayerisch-österreichischen Passionsspiel viele Ansätze in den Betrachtungsbüchern etwa des Kapuziners Martin von Cochem (1634—1712) mit seinem ungeheuer weit verbreiteten „Leben Jesu“ (1680) zu tragenden Szenen verwertet worden¹⁹⁾. Unser mittelalterlich-schwedisches Visionsmotiv ist zwar auch insbesondere in den vielen lateinischen Handschriften und Drucken zumal des 16. und 17. Jahrhunderts sehr weit verbreitet gewesen. Man darf hier auch erinnern, daß sich besonders viele Birgitten-Traditionen gerade in Italien erhalten haben. Die heiligmäßige Witwe, Nonne und Ordensstifterin Birgitta hatte ja die letzten dreiundzwanzig Jahre ihres Lebens als Ordens-Organisatorin und als Pilgerin in Rom und in Italien verbracht (1349—1373). Dennoch hat das Visionsmotiv „Christus soll nicht geißelt werden“ sehr spät erst einen barocken Betrachter so sehr angeregt, daß er es ins Erbauungsbuch der „Passions-Uhr“ als ein gewiß für ihn selber und seine Leser recht ungewöhnliches Meditationsbild aufnahm, das wiederum ein anderer, ausdrücklich von ihm angeregter Barockhagiograph aufgriff, es aus dem Italienischen in anspruchslose deutsche Verse zu setzen für ein steirisches Christi Leiden-Spiel von 1756, mit dem die Geschichte des so weit gewanderten Motivs allem Anschein nach gänzlich verklungen ist.

¹⁹⁾ J. J. A m m a n n, Das Leben Jesu von P. Martinus von Cochem als Quelle geistlicher Volksschauspiele (Zeitschrift des Vereins für Volkskunde III, Berlin 1893, S. 208 ff., S. 300 ff.); dazu L. K r e t z e n b a c h e r, Lebendiges Volksschauspiel in der Steiermark. Wien 1951, S. 183 f., 259 f.

Chronik der Volkskunde

Verein und Österreichisches Museum für Volkskunde 1971

A. Verein

Der Verein für Volkskunde in Wien hielt am 9. März 1972 im Konzertsaal der Hochschule für Musik und darstellende Kunst, Johannesgasse 8, Wien 1, seine Ordentliche Generalversammlung 1972 ab. Auf der Tagesordnung standen die Punkte

1. Jahresbericht des Vereines und des Österreichischen Museums für Volkskunde für das Jahr 1971

a) Mitgliederbewegung

Im Rechenschaftsbericht des Vereines für Volkskunde wurde für Jahresende 1971 ein Mitgliederstand von 550 Personen und Institutionen ausgewiesen (2 Ehrenmitglieder, 33 Korrespondierende Mitglieder, 1 Stiftendes Mitglied und 514 Ordentliche Mitglieder). Das bedeutet im Vergleich zum Mitgliederstand des Vorjahres einen reinen Zuwachs von 16 Mitgliedern.

Im Vereinsjahr 1971 sind sieben Mitglieder gestorben: Korrespondierendes Mitglied Wirkl. Hofrat i. R. Prof. Dr. Hans Commenda, Linz (seit 1955 Korr. Mitglied), Herr Alfred Forster, Klosterneuburg, N.-Ö. (1959), Frau Theresia Hotsch-Stickler, Gresten, N.-Ö. (1966), Feldmarschalleutnant a. D. Ernst Klepsch-Kirchner, Weißkirchen, Stmk. (1954), Pfarrer i. R. Josef Lahnsteiner, Hollersbach, Sbg. (1953), Frau Gabriele Lužny, Wien (1954), und Frau Stephanie Neusser, Eggenburg N.-Ö. (1952). Der Präsident des Vereines würdigte in der Generalversammlung das Leben und Schaffen der verstorbenen Vereinsmitglieder, unter denen die Zahl der Betreuer volkskundlicher Sammlungen und Museen wieder hervorstach. Ein Nachruf auf Hofrat Commenda, verfaßt von Ernst Burgstaller, ist bereits in dieser Zeitschrift erschienen (ÖZV XXV/74, 1971, S. 178—180).

Acht Vereinsmitglieder haben auf ihren Wunsch die Vereinsmitgliedschaft zurückgelegt. Darüber hinaus mußten auf Beschluß des Vereinsvorstandes 12 Streichungen vorgenommen werden, da in diesen Fällen mehr als dreijährige Beitragsrückstände zu verzeichnen waren. Vier Mitglieder sind schließlich an unbekannte Adressen verzogen und waren deshalb für den Verein nicht mehr erreichbar.

Diesen insgesamt 31 Abgängen von Vereinsmitgliedern standen 1971 auf der anderen Seite 47 Neuanmeldungen gegenüber.

b) Vereinsveranstaltungen

Dreizehn Vereinsveranstaltungen haben das Jahresprogramm 1971 ausgefüllt. In jeweils monatlichen Abständen fanden statt:

30. Jänner 1971: Führung durch die Ausstellung „Kärntner Kunst des Mittelalters aus dem Diözesanmuseum Klagenfurt“ in der Österrei-

chischen Galerie; Einleitung Hofrat Univ.-Prof. Dr. Leopold Schmid t, Führung Kustos Dr. Elfriede B a u m.

26. Februar 1971: Vortrag Hofrat Univ.-Prof. Dr. Leopold Schmid t: „Volk und Schrift. Geschriebene Gebet- und Gesangbücher sowie verwandte ABC-Volkskunst vom 17. bis zum 19. Jahrhundert“.

28. Februar 1971: Eröffnungsführung durch die Wechseiausstellung „Volk und Schrift“ des Österreichischen Museums für Volkskunde von Hofrat Univ.-Prof. Dr. Leopold Schmid t.

26. März 1971: Ordentliche Generalversammlung 1971. Im Anschluß daran Vortrag Kustos Dr. Emil Sch n e e w e i s, Österreichisches Museum für Volkskunde Wien: „Vielfalt in Form und Funktion. Die weite Welt der sakralen Baudenkmäler“.

30. April 1971: Vortrag Tierarzt DDr. Linde Sch u l l e r, Wien: „Zur ‚Volkskunde‘ von Auto und Motorrad“.

6. Mai 1971: Empfang für das korrespondierende Vereinsmitglied Univ.-Prof. Dr. Georgios M e g a s, Athen, anläßlich der Verleihung des Herder-Preises 1971; Würdigung durch den Vereinspräsidenten Hofrat Univ.-Prof. Dr. Leopold Schmid t.

14. Mai 1971: Filmabend „Neue volkskundliche Dokumentarfilme aus Kärnten: Bäuerliches Brotbacken; Almwirtschaft in Kärnten heute; Vierbergelauf“; Einleitung und Kommentar Univ.-Prof. Dr. Oskar M o s e r, Klagenfurt.

19. Juni 1971: 25. Studienfahrt nach Krems und Gobelsburg, Niederösterreich, zum Besuch der Ausstellungen „1000 Jahre Kunst in Krems“ und „Barocke Volksfrömmigkeit“ im Schloßmuseum Gobelsburg; Führung Präsident Hofrat Univ.-Prof. Dr. Leopold Schmid t.

5. Oktober 1971: Elfter Österreichischer Historikertag in Innsbruck, 7. Sektion: Historische Volks- und Völkerkunde (Vorsitzender Wirkl. Hofrat Univ.-Prof. Dr. Leopold Schmid t). Fünf Vorträge zum Rahmenthema „Historische Wallfahrtsvolkskunde“: Univ.-Prof. Dr. Louis C a r l e n, Innsbruck, „Wallfahrt und Recht“; Univ.-Assistent Dr. Leander P e t z o l d t, Freiburg i. Br., „Planmäßige Aufnahme des alten Wallfahrtswesens im ehemaligen Vorderösterreich“; Kustos Dr. Klaus B e i t l, Wien, „Aspekte der historischen Wallfahrtskunde für Vorarlberg“; Univ.-Assistent Dr. Dietmar A s s m a n n, Innsbruck, „Wiederaufnahme der Verehrung mittelalterlicher Gnadensbilder in Tiroler Wallfahrten“; Dr. Norbert W a l l n e r, Innsbruck, „Die Wallfahrtslieder der Barockzeit in Tirol“.

23. bis 24. Oktober 1971: Tagung für Volkskunde in Niederösterreich 1971 in Retz, veranstaltet von der Arbeitsgemeinschaft für Volkskunde im NÖ. Bildungs- und Heimatwerk im Zusammenwirken mit dem Verein für Volkskunde. Drei Vorträge: Wirkl. Hofrat Univ.-Prof. Dr. Leopold Schmid t, „Barocke Volksfrömmigkeit“; Dr. Walter B e r g e r, Wien, „Bildstöcke im Pulkautal“; Dr. Werner G a l l e r, Wolkersdorf, „Burschenbrauchtum im Weinviertel“. Zusammenkunft der Betreuer volkskundlicher Sammlung unter der Leitung von Ing. Franz M a r e s c h, Wien.

26. Oktober 1971: Ausstellungseröffnung anläßlich des Österreichischen Nationalfeiertages 1971 und der fünfzigjährigen Zugehörigkeit des Burgenlandes zu Österreich „Häuser und Menschen des Burgenlandes in der zeitgenössischen Graphik und Malerei“ im Österreichischen Museum für Volkskunde, Einführung Wirkl. Hofrat Univ.-Prof. Dr. Leopold Schmid t.

12. November 1971: Führung durch die Ausstellung „Johannes von Nepomuk“ anlässlich der 250. Wiederkehr der Seligsprechung des Heiligen im Österreichischen Museum für angewandte Kunst.

10. Dezember 1971: Vortrag Wirkl. Hofrat Dr. Franz Koschier, Direktor des Landesmuseums für Kärnten in Klagenfurt: „Die Kärntner Landesfeier 1970 — eine volkskundliche Aufgabe“.

c) Vereinspublikationen

Die Auflage der „Österreichischen Zeitschrift für Volkskunde“ betrug 1971 (XXV. Band der Neuen Serie, 74. Band der Gesamtreihe) wie im Vorjahr 900 Exemplare. Die steigende Zahl der Abonnenten macht jedoch die Erhöhung der Auflagenzahl ab Jahrgang 1972 erforderlich. Zum Jahresende 1971 betrug die Zahl der ständigen Zeitschriftenbezieher 730, das sind um 19 mehr als im Vorjahr. Im einzelnen waren 401 Mitglieder und Direktabonnements neben 112 festen Buchhandelsbestellungen zu verzeichnen; 190 Zeitschriftenexemplare wurden im ständigen wissenschaftlichen Tauschverkehr und 27 als Pflicht- und Bibliothekenstücke abgegeben.

Bei der Finanzierung der Zeitschrift, die angesichts der beträchtlich angestiegenen Herstellungskosten nicht zur Gänze ausgeglichen werden konnte, durfte sich der Verein wieder auf Druckkostenzuschüsse des Bundesministeriums für Unterricht und Kunst, der Landesregierungen von Burgenland, Kärnten, Niederösterreich, Oberösterreich, Salzburg, Tirol und Vorarlberg sowie des Magistrates der Stadt Wien und des Notringes der wissenschaftlichen Gesellschaften Österreichs stützen. Diese auch 1971 gewährten Druckbeihilfen sind auf dem Innentitel der Zeitschrift ausgewiesen; der Präsident dankte in der Generalversammlung den Subventionsträgern öffentlich.

Das Nachrichtenblatt des Vereines, „Volkskunde in Österreich“, das mit einem weiteren Druckkostenbeitrag vom Notring gefördert und in dessen hauseigener Verbandsdruckerei hergestellt wird, ist 1971 im 6. Jahrgang mit abermals zehn Folgen erschienen.

Das vom Verein zur Bearbeitung vergebene Gesamtverzeichnis der „Österreichischen Zeitschrift für Volkskunde“ Neue Folge Bd. I/50, 1947, bis XXV/74, 1971, befindet sich in Vorbereitung.

d) Förderung anderer volkskundlicher Veröffentlichungen

Noch vor Jahresende 1971 ist die 5. Folge der im Auftrag des Vereines für Volkskunde vom Notring der wissenschaftlichen Gesellschaften herausgegebene „Österreichische volkskundliche Bibliographie“ erschienen. Die Folge 5 der Bibliographie enthält das Verzeichnis aller österreichischen volkskundlichen Neuerscheinungen des Jahres 1969. Die nächste Folge 6 (1970) ist inzwischen in Druck gegangen, so daß die Vorbereitungen für den Jahrgang 1971 anlaufen können. Bereits für die Folge 5 der Bibliographie konnte Herr Dr. Hans G r i e ß m a i r, Brixen, als neuer Mitarbeiter für Südtirol gewonnen werden. Die Zahl der Mitarbeiter hat sich damit auf fünf erhöht.

Die mit der Firma Johnson Reprint in New York vor einigen Jahren eingegangene vertragliche Vereinbarung für den Nachdruck der vergriffenen Jahrgänge der ersten beiden Serien der „Österreichischen Zeitschrift für Volkskunde“ („Zeitschrift für österreichische Volkskunde“,

1895—1918, und „Wiener Zeitschrift für Volkskunde“, 1919—1944) wurde seitens des Vereines für Volkskunde 1971 wieder gekündigt, da zwischenzeitlich kein Erfolg zu verzeichnen war. Dem Verein steht es somit frei, gegebenenfalls Vereinbarungen mit einem anderen Verlag zu treffen.

e) Verschiedenes

Der Verein und das Österreichische Museum für Volkskunde wurden sowohl bei der Generalversammlung der Société Internationale d'Ethnologie et de Folklore (SIEF) am 27. August 1971 im Anschluß an den 1. Kongreß für europäische Ethnologie (Volkskunde) in Paris, als auch in der Mitgliederversammlung der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde im Rahmen des Deutschen Volkskundekongresses am 16. September 1971 in Trier durch seinen Präsidenten bzw. Generalsekretär vertreten. Beide nahmen in Wortmeldungen zu den einzelnen Traktanden dieser internationalen Fachvereinigungen Stellung.

Im Zusammenhang mit dem vor allem in der Bundesrepublik Deutschland ausgetragenen Terminologiestreit um die Fachbezeichnung „Volkskunde“ haben der Verein und das Österreichische Museum für Volkskunde im Sinne der von der gesamten österreichischen Fachvertretung und mit Rücksicht auf die geltenden Bezeichnungen der beiden ältesten wissenschaftlichen Institutionen in Österreich für die Beibehaltung des bisherigen Namens — mit dem im internationalen Verkehr unter Umständen erforderlichen Klammerzusatz „Europäische Ethnologie“ — Stellung bezogen.

2. Kassenbericht 1971

Im Berichtsjahr war der Vereinsbetrieb aktiv. Den Einnahmen an Mitgliedsbeiträgen und Zahlungen für Studienfahrten in der Höhe von rund S 23.000,— standen Ausgaben für den Bürobetrieb, für die Herstellung und den Versand des Nachrichtenblattes sowie für Vorträge und Studienfahrten in der Höhe von rund S 11.000,— gegenüber.

Schwierig ist die finanzielle Lage bei der Zeitschrift. Die Herstellungskosten sind in den letzten 5 Jahren von S 71.600,— aus S 116.500,— gestiegen. Es stiegen zwar auch die Einnahmen aus dem Verkauf und die Subventionen von S 71.300,— auf S 98.000,—, das Defizit wurde aber trotzdem immer größer. Es betrug 1967 S 300,— und 1971 S 18.500,—.

Da für das Jahr 1972 neuerlich größere Preissteigerungen im Druckereigewerbe angekündigt worden sind und deshalb mit einer weiteren Kostensteigerung bei der Zeitschrift gerechnet werden muß, sah sich der Vereinskassier genötigt, im Anschluß an seinen Kassenbericht den Antrag zu stellen, die vor zwei Jahren für Vereinsmitglieder gewährte 50%ige Ermäßigung des Abonnements wieder auf den ursprünglichen Satz von 25% zurückzuführen. Diese Neuregelung, der in der Generalversammlung zugestimmt wurde, wird mit 1. Jänner 1973 in Kraft treten; das Jahresabonnement wird von diesem Zeitpunkt an für Mitglieder öS 96,— zuzüglich Versandspesen kosten (für Nichtmitglieder wie bisher öS 144,— zuzüglich Versand).

Im Anschluß an seinen Kassenbericht wurde dem Kassier, Ing. Franz Maresch, auf Antrag der beiden Rechnungsprüfer, Prof. Dr. Stephan Löscher und Frau Dr. Martha Sammer, von der Generalversammlung die Entlastung erteilt und mit Beifall für die aufwendige, Jahr für Jahr ehrenamtlich geleistete Arbeit gedankt.

3. Kooptierung in den Vereinsausschuß

Nachdem der nunmehr verstorbene 1. Vizepräsident des Vereines für Volkskunde, Staatssekretär a. D. Hochschulprof. i. R. Dr. Karl L u g m a y e r, Anfang des Jahres 1972 den Vereinsausschuß gebeten hatte, ihn mit Rücksicht auf sein Alter und seinen schlechten Gesundheitszustand von der Funktion im Vereinsvorstand zu entlasten, hat der Vereinsausschuß in seiner Sitzung vom 9. März 1972 beschlossen, den damit frei gewordenen Sitz auf dem Weg der Kooptierung eines weiteren Ausschußmitgliedes zu besetzen. Der einstimmige Vorschlag fiel auf Herrn Wirkl. Hofrat Univ.-Dozent Dr. Franz L i p p, Vizedirektor des Oberösterreichischen Landesmuseums in Linz, der inzwischen diese Vereinsfunktion auch angenommen hat.

Klaus B e i t l

B. Museum

Der Bericht über die Tätigkeit des Museums im Jahr 1971 mußte sich angesichts der knappen zur Verfügung stehenden Zeit auf die wichtigsten Tatsachen beschränken.

Das Museum hat in allen seinen Gebäuden, im Haupthaus wie in den Außenstellen einen steigenden Besuch zu verzeichnen. Die Innenarbeit dagegen muß nach wie vor von dem kleinen Team von Beamten und Angestellten geleistet werden, wobei durch anderweitige Beschäftigungen und Erkrankungen von zwei Beamten die Hauptlast auf die verbleibenden übergegangen ist. Dennoch konnte der Stand der Hauptsammlung mit ungefähr 66.000 Objekten (ohne Graphiksammlung) festgelegt werden, die Bibliothek hat die Inventarnummer 22.000 erreicht, an Photo-Positiven liegen 42.260 vor, an Negativen 11.540, an Diapositiven just 6666. Die Museumsdirektion ist einer größeren Anzahl von Gästen dankbar, die Duplikate ihrer Aufnahmen der Photothek des Museums überlassen haben. Die Graphiksammlung hält bei der Inventarisierung an der Nr. 14.800; die große Zahl neuerer Andachtsbilder aus verschiedenen Widmungen konnte noch nicht eingearbeitet werden.

Mehrere Ausstellungen in und außer Haus haben den größten Teil der Zeit und Energie der Beamten benötigt, wobei nicht nur der Ausstellung in Gobelburg, sondern auch der drei Krippenausstellungen gedacht werden muß. Diese Krippenausstellungen außer Haus bringen einer größeren Öffentlichkeit immer wieder zur Kenntnis, daß das Museum vorhanden ist und sehr viel an großartigen, aber deponierten Beständen enthält. Für ihre Schaubarmachung konnte auch weiterhin nicht gesorgt werden, da der Plan der Museumsleitung, den im Schönborn-Park gelegenen Bunker für das Museum heranzuziehen, bisher an den ungeklärten Eigentums- und Verwaltungsverhältnissen vorläufig gescheitert ist. In allen anderen Belangen hat das zuständige Ministerium für Wissenschaft und Forschung (Musealreferat) das Museum tatkräftig gefördert. Besonders für die Finanzierung der neuen Heizanlage in der Schausammlung des Haupthauses ist die Museumsdirektion dem Ministerium sehr zu Dank verpflichtet.

Leopold S c h m i d t

4. Überreichung der Festschrift für Leopold Schmidt

In der Generalversammlung wurde dem Präsidenten des Vereines und Direktor des Österreichischen Museums für Volkskunde, Wirkl. Hofrat Univ.-Prof. Dr. Leopold S c h m i d t, anlässlich der Feier seines 60. Geburtstages am 15. März 1972 als Festgabe Band 2 der „Sonderschriften des Vereines für Volkskunde“ überreicht. Unter dem Titel

„Volkskunde — Fakten und Analysen“ haben insgesamt 43 Autoren aus Österreich und mehreren europäischen Ländern Beiträge zur historischen und Gegenwartsvolkskunde geschrieben. Neben theoretischen und methodischen Abhandlungen finden sich besonders die Gebiete der Geräteforschung, der Rechtsvolkskunde, des weltlichen und volksfrommen Brauches, der religiösen Volkskunde mit Betonung des Wallfahrtswesens, der Volkskunst- und Volkerzählforschung berücksichtigt. Beiträge aus den Bereichen von Volkslied und Volksmusik, einem weiteren Hauptarbeitsgebiet des Jubilars, werden getrennt im diesjährigen Jahrbuch des Österreichischen Volksliedwerkes erscheinen.

Die Überreichung der Festschrift nahm in festlichem Rahmen der Vizepräsident des Vereines, Präsident des Steiermärkischen Landtages Univ.-Prof. Dr. Hanns K o r e n, vor, nachdem er in einer von den sehr zahlreichen Festgästen mit viel Sympathie aufgenommenen Laudatio das Leben und Schaffen des Geehrten gewürdigt hatte.

Festansprache zu Ehren von wirkl. Hofrat Univ.-Prof. Dr. Leopold Schmidt

Von Hanns K o r e n

„Lieber Leopold Schmidt! — (Sie erlauben mir, verehrte Festgäste, daß ich diese Anrede gebrauche, auch wenn sie vielleicht etwas aufdringlich klingt und wenn sie dem doch einigermaßen offiziellen Charakter dieser Stunde nicht angemessen wäre. Aber ich bin mit dieser Anrede der großen Verlegenheit enthoben, aus den vielen dem nun zu Ehrenden zustehenden Titeln, Ämtern und Würden den besten und allein oder am meisten Zutreffenden auswählen zu müssen. Ich könnte wohl Herr Professor sagen, sehr geehrter Herr Professor natürlich, und das würde für einen ganz wesentlichen Bereich seiner Wirksamkeit als Lehrer, dessen Tätigkeit keineswegs auf den akademischen Boden beschränkt war und ist, nicht schlecht stimmen. Auch die Ansprache Herr Direktor wäre sinnvoll und angemessen und fast, aber nicht ganz ausreichend; ein Großteil seiner bisher überblickbaren Lebensarbeit hat dem Österreichischen Museum für Volkskunde gegolten und hat von seinen Aufgaben und Möglichkeiten Ausgang und Anregung erhalten. Herr Hofrat, sollte ich sagen? Aber wieviele Hofräte gibt es, Wirkliche Hofräte sogar, die den verschiedensten Bereichen der öffentlichen Verwaltung dienen und freilich mit der Zuerkennung dieses Titels und Ranges die Bestätigung einer voll erfüllten Beamtenpflicht erhalten haben, für die das übliche Wort von Dank und Anerkennung zu wenig ist. Wirkliches Mitglied der Akademie der Wissenschaften ist eine hohe Würde, die höchste, die ein Gelehrter in diesem Lande erreichen kann. Aber das ist kein Titel und kein Name, weshalb er sich auch der Abnützung im Alltag entzieht. Nun bliebe noch das Wort Herr Präsident, und es wäre in einer Feierstunde, die der Verein für Österreichische Volkskunde veranstaltet, dessen Erneuerer und einstiger Sekretär und jetziger Vorstand der zu Feiernde ist, wohl zutreffend. Aber hier habe ich persönliche Hemmung, das Wort will mir nicht recht über die Lippen. So bleibe ich also, wenn Sie gestatten, bei meinem ‚lieben Leopold Schmidt‘, weil ja in diesem Namen eine so vollkommene und übereinstimmende Zusammenfügung all der genannten Pflichten und Würden gegeben ist und weil mit dieser Nennung so auch alles eingeschlossen wird, was man in der Apostrophierung einer einzigen Charge leicht unterlassen und vernachlässigen könnte. Sie haben aber

auch inzwischen bemerkt, daß ich mit dieser Aufführung der Titel und Ämter eigentlich schon in nuce ein Curriculum vitae, wenn auch sehr schlampig und großzügig, umrissen habe, ein Curriculum vitae, das immerhin die wichtigsten Stationen eines Gelehrtenlebens markiert und dessen Darlegung in extenso meine Aufgaben und den Rahmen der mir festgesetzten Frist übersteigen müßte.)

Nun denn: Lieber Leopold Schmidt! Nun ist es soweit, nun bist Du in den Kreis der echten Jubilare eingetreten. Denn was man vorher an Geburtstagen feiert und zu Geburtstagen anhören und sagen muß, schlüpft vielleicht in die lästigen Erinnerungen daran, daß man eben nicht stehen bleiben kann, aber es zählt nichts gegen den Sechziger. Das ist der Zeitpunkt, von dem es sich richtig ‚auszahlt‘ zurückzublicken, vorausgesetzt, wenn man ein redliches Leben in Treue zu seiner Pflicht gelebt hat; der Punkt auch, an dem man selbst gerne etwas innehält und doch mit einiger Zuversicht auch noch in die kommende Zeit hineinschaut und plant. Zu seinem Sechziger aber hat ein ehrlicher Mann auch das Recht (und ein bißchen die Pflicht) zuzuhören, wenn ihm seine Freunde und Kollegen, seine Mitarbeiter, die Menschen, die seiner Führung anvertraut sind und die seinem Herzen am nächsten stehen, ihre Anhänglichkeit bekunden, ihre Dankesschuld bekennen und ihre herzlichen Wünsche für Gesundheit, Lebensmut und Arbeitsfreude weiterhin aussprechen. Dieses alles zu sagen, Dir zu sagen, an diesem Deinen Ehrentag sind wir hier zusammengekommen. Den eigentlichen Inhalt erhält diese Feierstunde in der Gabe, die Dir von Kollegen, Freunden und Schülern — wie es Sitte und Brauch in der überlieferten Ordnung des wissenschaftlichen Lebens erfordern, in Gestalt einer Festschrift überreicht werden soll. Ich soll und darf nach dem Wunsche Deiner Freunde, die um diese Zusammenkunft in besonderer Weise besorgt gewesen sind, diese Überreichung mit einigen freundlichen Worten, wie es hieß, begleiten. Es sollte keine Laudatio im eigentlichen üblichen Sinne sein. Ich bin sehr froh darüber. Denn wer wäre nicht überfordert, sollte er eine erschöpfende und lückenlose Schilderung des Lebensweges und des wissenschaftlichen, museologischen und literarischen Lebenswerkes Leopold Schmidts versuchen, an dem vor allem der Gefeierte selbst, wie es zu befürchten wäre, nicht Unterlassungen oder unrichtige Akzentsetzungen feststellen könnte. Der einzige, der diese Rede halten könnte aus profunder Sachkenntnis und mit diffiziler psychologischer Einfühlung, ist dazu leider nicht zu gewinnen, das wäre er selbst: Leopold Schmidt. Was will man nun machen? Es hätte ja wohl keinen Sinn und es wäre ein fast abendfüllendes Programm, wenn man nur einen Teilbereich des Wirkens unseres Jubelkindes herausstellen wollte. Man könnte über seine akademische Tätigkeit als Lehrer und Betreuer von Dissertanten sprechen, es sind immerhin schon mehr als 50 Semester, seit er an der Alma mater Rudolphina habilitiert ist. Ein ergiebiges Thema wären die Leistungen des Museumsfachmannes Leopold Schmidt, der die große und ehrwürdige Schatzkammer österreichischer Volkskultur in der Laudongasse von Michael Haberlandt begründet und von Arthur Haberlandt als wissenschaftliche und volksbildnerische Anstalt weitergeführt, nach den neuesten museologischen Erkenntnissen, um deren Gewinnung er selbst in hervorragender Weise bemüht gewesen ist, in einer Weise neugestaltet, die in ihrem Wert der ersten Gründung und ihrer Idee nicht zurücksteht. Man könnte vom Herausgeber einer von ihm auf eine neue Basis gestellte Zeitschrift, der von ihm begründeten Schriftenreihen

des Museums und Vereines für Volkskunde sprechen. Man sollte auch den Schriftsteller und Dichter Leopold Schmidt nicht vergessen, wenn er auch nur schüchtern und zaghaft dann und wann ein Opusculum der Öffentlichkeit preisgegeben hat. Und vor allem gelte es vom wissenschaftlichen Œuvre zu sprechen. Von jener imponierenden Zahl von Publikationen, die mit den ersten noch knappen und schon konzentrierten Aufsätzen, wie ‚Der grimmig Tod mit seinem Pfeil‘, den ersten Abhandlungen, wie die von den Attributen der Engel begann und zu den großen Arbeiten aus den Gebieten der Volkskunst, der Volks-erzählung, des Volksschauspiels, des Glaubens und Brauches, der Bauernmöbel und einer nach neuen Aspekten orientierten Geräte-forschung — um nur einige zu nennen — und nicht zuletzt zu den maßgebenden und richtungweisenden Studien zur Geschichte und Theorie der Volkskunde als einer Geisteswissenschaft führte. Es sind ihrer mehr als 750 (ohne die Rezensionen, die die gleiche Zahl erreicht), und wenn ich sie nun im einzelnen nenne und jede nur mit einem Satz kommentieren wollte, wäre Torsten Gebhard umsonst nach Wien gekommen und auch die für das nachfolgende Zusammensein gewiß vorbereiteten Brötchen müßten unverzehrt der Caritas übergeben werden.

Was Du wohl sagen würdest, wenn Du selbst Deine Laudatio halten müßtest? Ich meine, Du würdest beginnen oder schließen mit dem Wort des Dankes, der Dir an diesem Höhepunkt Deines Lebens, an diesem Rechenschaftstermin, sicherlich zuinnerst bewußt ist. Du kannst dem Leben dankbar sein, das mit seinen Fügungen und seiner Führung Dich durch die ganze Turbulenz der Zeit unserer Generation zu einem klaren Ziel gelangen ließ. Freunde sind in Deinen Lebenskreis getreten, die Dich verständnisvoll begleitet haben. An Lehrer möchtest Du vielleicht denken, die den Funken in Dir bestätigten. Und nicht zuletzt wohl auch an Deine Familie, an Deine Eltern zumal, die Dich gewähren ließen, ein Studium zu wählen, das zu Deiner Zeit wahrhaftig kein aussichtsvolles Brotstudium gewesen ist, aber der Neigung und Begabung des jungen Studenten entsprach und ihm zwar keine sichere Position, aber doch die sinnvolle Erfüllung eines Lebens in einem geliebten Beruf verheißen mochte. Nun, lieber Freund, Du hast schließlich auch das Brot für Deine Arbeit gefunden. Ausreichend und nicht ohne die Butter, die dazu nicht unerwünscht ist, und, wenn er Dir nur besser schmeckte, auch nicht ohne ein Glas grünen Veltliners! Dank mußt Du auch empfinden für das Viele, das Dir in Deinem Beruf gelungen ist. Daß Du Deine Einfälle, Deine Überlegungen mit der Dir angeborenen und mitgegebenen Energie in Werken realisieren konntest, die im Museums- und im Wissenschaftsbetrieb unserer Disziplin eine neue Situation in Österreich herbeigeführt haben. So verbindet sich Dein Dank mit unserem Dank dafür, daß es Dir gelungen ist, durch die neu durchdachte Aufgabenstellung der Volkskunde neue Bereiche als Forschungsobjekte anzusprechen; daß Du durch ein neu durchdachtes System einer modernen Museumsführung Anregungen gegeben hast, die beispielgebend über Wien und Österreich hinausgewirkt haben; daß Du mit Deinen Arbeiten, die den Bundesländern Niederösterreich und Burgenland insbesondere gewidmet gewesen sind, gezeigt hast, welche legitime Aufgabe der volkswissenschaftlichen Institutionen es ist, in besonderer Weise das umliegende und anstehende Überlieferungsgut zu dokumentieren und zu betreuen. Nun will ich Dir die Festschrift überreichen. Um es gleich vorwegzusagen: Solltest Du für diese Gabe, wie es zu

erwarten ist, ein Wort des Dankes beabsichtigen, dann bitte ich Dich es nur vor allem dem einen Mann zu sagen, der die ganze Last der Vorbereitung, der Redaktion und der Drucklegung mit einer nur von einem Sagenforscher voll zu begreifenden sagenhaften Geduld und Plage geleistet hat: Es ist Dein Mitarbeiter Klaus Beitzl. Die einzelnen Beiträge stammen aus Österreich und anderen europäischen Ländern. Sie behandeln Themen der historischen und der Gegenwartsvolkskunde. Diese reichen von der religiösen Volkskunde über die Volkskunst- bis zur Geräteforschung. Die Festschrift, mit dem Titel 'Volkskunde, Fakten und Analysen', ist der Versuch eines Spiegels, in dem sich in den Themen und Fragestellungen alles oder das meiste finden sollte, das den Dir am nächsten liegenden Forschungsaufgaben entspricht. Und nun sage ich, lieber Freund: Es gehört zu Deinen Charaktereigenschaften, daß Du — in vielen Arbeiten, besonders in Besprechungen hast Du es so praktiziert — ohne Respekt vor Kronen und Thronen Deine Meinung aussprechen mußtest. Das bringt natürlich nicht nur Freundschaften ein. Aber die meisten haben es doch eingesehen, daß das Phänomen Leopold Schmidt nicht nur Belesenheit und Fleiß, sondern Genialität ist, in der erst eine bewundernswerte Arbeitskraft ihre Sinnentfaltung gefunden hat und daß der Kritiker Leopold Schmidt seinen innersten Anliegen entsprechend Förderer und Anreger geworden ist, auch dort, wo man es vorerst gar nicht wahrhaben wollte.

Wenn ich zum Schluß noch einmal ein Wort des Dankes sage, dann gilt es vor allem dem Beispiel einer selbstlosen und rastlosen konsequenten Pflichterfüllung, in der Du das Idealziel eines wissenschaftlichen Berufslebens Deiner Jugend über alle Hemmnisse und Behinderungen hinweg erreicht hast. Vielleicht darf Dir den Dank für diese Lebensleistung, die in schlaflosen Stunden oft wie ein mahndendes Gewissen erschienen ist, einer aussprechen, dessen Jugendliebe und vorerst glückliche Ehe mit der Volkskunde allmählich in ein g'schlampertes Verhältnis ausgeartet ist. Und nun auch persönlich und von Mensch zu Mensch herzlich: quod bonum, faustum fortunatumque sit!"

✱

Die festliche Generalversammlung fand ihren Abschluß mit dem wissenschaftlichen Vortrag von Univ.-Prof. Dr. Torsten Gebhard, Generalkonservator des Bayerischen Landesamtes für Denkmalpflege in München, über „Bayern und der Gedanke des Freilichtmuseums“. Zunächst rückblickend konnte der Redner aufzeigen, daß der Gedanke, ein gesamtbayerisches Freilichtmuseum aufzubauen, schon zu Beginn dieses Jahrhunderts erwogen worden war. Adolf Spamer und Friedrich von der Leyen gaben bereits in dieser Richtung Anregungen, Oskar von Miller, der Schöpfer des Deutschen Museums in München, hatte die Absicht, auf der Museumsinsel technische Kulturdenkmäler wie Eisenhämmer, Mühlen und Stampfen aufzustellen. In den dreißiger Jahren wurde der Gedanke erneut von Joseph Maria Ritz aufgegriffen. Es blieb aber immer bei mehr oder weniger theoretischen Erwägungen, die durch die Zeitläufe alsbald wieder in den Hintergrund traten. Das änderte sich auch nach dem Krieg lange Zeit nicht, obwohl andere Bundesländer in Deutschland und des Auslandes längst solche Einrichtungen besaßen oder zu verwirklichen gedachten. In Bayern war man immer noch darauf bedacht, bedeutsame Objekte in situ zu erhalten und die Ortsbilder als Ganzes zu pflegen. Erst in den sechziger Jahren kam auch für weitere Kreise die Erkenntnis, daß die Gefährdung

der Objekte nicht mehr aufzuhalten ist und ein Freilichtmuseum sozusagen die letzte Rettungsstation, das noch mögliche Reservat ist, um kommenden Generationen das historische landwirtschaftliche Bauwesen und das dazugehörige Gerät zu zeigen. Mit Hilfe von Lichtbildern vermittelte der Vortragende einen Überblick über einige Bauernmuseen, die in Bayern inzwischen entstanden sind. Das Projekt eines zentralen bzw. regionalen aberbayerischen Freilichtmuseums bei Murnau wurde abschließend eingehend erörtert.

Die Anwesenheit der leitenden Beamten der für das Musealwesen zuständigen Sektion und Abteilung des Bundesministeriums für Wissenschaft und Forschung, des Bundesdenkmalamtes und der österreichischen Freilichtmuseen gewährte dem Vortragenden ein bedeutendes fachliches Echo.

*

Beim Empfang, den der Verein im Anschluß an die Generalversammlung in den Räumen der Sammlung Religiöse Volkskunst im ehemaligen Ursulinenkloster gegeben hat, brachten die Festgäste, Fachkollegen, Vereinsmitglieder und Freunde dem Jubilar dieses Abends ihre Glückwünsche zum Ausdruck.

Klaus Beitzl

Niederösterreichische Volkskundetagung 1972

Die 12. Tagung der Arbeitsgemeinschaft für Volkskunde im Niederösterreichischen Bildungs- und Heimatwerk stand im Zeichen der „Via sacra“, der alten Wallfahrerstraße von Wien nach Mariazell. Am Fronleichnamstag, also am 1. Juni, fuhr ein stattlicher Teil der Teilnehmer von Mödling über Brunn, Maria Enzersdorf und die anderen Orte dieser Pilgerstraße zunächst nach Mariazell im Wiener Wald. Die Teilnehmer konnten sich dort und in Dornau der Führung durch den orts- und geschichtskundigen Pfarrer von Hafnerberg erfreuen und hörten auch die ergänzenden Beiträge von Oberschulrat Kern aus Thenneberg. Nachmittags ging es über St. Veit an der Gölsen nach Pyhra, wo die Tagung in der Landwirtschaftlichen Fachschule gut untergebracht war. Abends fand die Begrüßung durch den Landesvorsitzenden, Bezirksschulinspektor Hans Gruber, statt, die Eröffnung konnte als Vertreter der Landesregierung deren Kulturreferent, Landesrat Grünzweig, vornehmen. Danach hatte der Referent seinen Vortrag über „Via sacra. Zur Geschichte der Heiligen Straße“ zu halten.

Am Freitag fuhren die Teilnehmer wieder zur Via sacra zurück, besichtigten vor allem Lilienfeld unter der kundigen Führung des dortigen Abtes Norbert Mussbacher und fuhren dann auf der Pilgerstraße selbst nach Mariazell. Nach dem Mittagessen wurde die Basilika ausführlich besichtigt, und Dr. Beitzl konnte den seinerzeit von ihm aufgezeichneten „Brotspendenden Heiland“ vorweisen, als Zeugnis des inoffiziellen, lebendigen Wallfahrerbrauchtums. Nach der Rückfahrt verzögerte sich der Abendvortrag zunächst, so daß Ing. Franz Marech seinen für den nächsten Tag vorgesehenen Vortrag „Arbeitsunfälle und Volkskunde“ halten konnte. Dann kam Hofrat Prof. Dr. Rupert Feuchtmüller und zeigte an Hand vorzüglicher Farb- bilder, wie der Maler Eduard Gurk 1833 die Wallfahrtsreise König Ferdinands gesehen und gemalt hatte.

Der nächste Tag war dann ganz den Vorträgen gewidmet. Zunächst konnte Frau Hiltrud Ast über „Wallfahrtswesen und Entwicklung der Wallfahrt Mariahilf bei Gutenstein“ sprechen, ein Thema, dem sie

ja auch ein eigenes Büchlein gewidmet hat. Dann berichtet Frau E. Waldstätten über „Die Mariazeller Wallfahrt der Wiener mit besonderer Berücksichtigung von Maria Enzersdorf“. Frau Dir. Melanie Wissor schloß stoffreich und temperamentvoll mit den „Wallfahrten im Raum von Mödling“ an. Nach der Diskussion berichtete Prof. Karl Horak über die von ihm aufgezeichneten Wallfahrerlieder, unter Betonung des Fortlebens der Flugblattlieder im Volksgesang. Dann erweiterte sich der Themenkreis. Prof. Dr. Adalbert Klaar sprach über „Die Besiedlung im Wienerwald“, und Ing. Maresch versammelte den „Arbeitskreis der Betreuer volkskundlicher Sammlungen“. Das war diesmal besonders wichtig, weil Landesrat Grünzweig zu Beginn der Tagung angekündigt hatte, in welcher Form das Land Niederösterreich künftighin die Heimatmuseen zu fördern gedenke.

Am Abend des inhaltsreichen Tages brachte schließlich Dr. Emil Schneeweis seinen Lichtbildervortrag. Der Vortragende hatte sich trotz seiner langwierigen Erkrankung nicht davon abhalten lassen, das von ihm so intensiv bearbeitete Thema der „Bildstöcke an der Via sacra“ mit seinen eigenen schönen Aufnahmen den Tagungsteilnehmern nahezubringen. Damit war die inhaltsreiche Tagung abgerundet und gleichzeitig abgeschlossen. Der Hauptdank für ihre Vorbereitung und Abwicklung gebührt, wie in den vorhergehenden Jahren, Frau Dr. Helene Grün als Leiterin dieser Arbeitsgemeinschaft, der Niederösterreich nun schon viel an volkskundlicher Erschließung zu verdanken hat.

Leopold Schmidt

Sonderausstellung „Leistungsschau des oberösterreichischen Tischlerhandwerks“

Unter dem obigen Titel sah man vom 15. bis 30. April 1972 in den Ausstellungsräumen der Oberösterreichischen Handelskammer in Linz, gleichsam als Garnierung der Schau, eine Reihe verschiedener Hobel aus dem 19. Jahrhundert, unter anderem einen mit „WB 1893“ bezeichneten „Zwiemandl-Hobel“ und eine Bohrwinde, dann eine hölzerne Tür von einem Getreidespeicher in Zell am Moos, deren Schloß aus einem mächtigen, mit Eisenbändern beschlagenem Holzkörper bestand und deren Riegel aus Eisen war. Eine reich gegliederte, intarsierte Zunflade mit zwei Schlüssellochern, signiert „GOT ALEIN DIE EHR / GOT MIT VNS ALEN. ANNO 1662“, rundete die Ausstellung ab, die wiederum aufzeigt, daß oft moderne Präsentationen von neuzeitlichem Sachkulturgut mitunter auch fachlich interessante historische Bestände, welche des öfteren aus Privatbesitz stammen, enthalten.

Hermann Steinger

Leobener Schützenschelben

Das Kulturredere der Stadt Wien zeigte in der Zeit vom 16. Juni bis 1. Juli 1972 in seinem Ausstellungsraum (Wien 8, Friedrich Schmidt-Platz 5) die schöne Ausstellung „Schützenscheiben aus dem Museum der Stadt Leoben“. Es hat damit eine wertvolle Ausstellung aus der Steiermark nach Wien geholt, die vermutlich in Leoben doch von wenig Besuchern gesehen worden wäre. Man weiß, daß die an den Museen betriebene Volkskunde auch solche Teilgebiete heute mit viel Eifer und Erfolg zu erschließen vermag. Ein schönes Beispiel dafür bietet der Katalog von Gerd Spies „Fünf Jahrhunderte Braunschweiger Schützen“ (= Arbeitsberichte aus dem Städtischen Museum

Braunschweig, Heft 17), der die 1970 stattgefundenene Ausstellung erschließt (84 Seiten, mit zahlreichen Abbildungen). Ähnliche Veröffentlichungen hat es in den letzten Jahren auch in Österreich mehrfach gegeben, so von Hans Pienn für Eisenerz und von Franz Lipp für Enns.

Hier schließt sich also die Leobener Ausstellung an, die der dortige Museumsleiter Günther Jontes gestaltet hat. Ihm ist auch der schöne Katalog zu verdanken, der eine Einleitung über die aktenmäßig bezugte Geschichte des Leobener Schützenwesens bringt, und den ausführlichen Katalog des Bestandes von 39 gemalten Scheiben, von denen 18 auch abgebildet sind. Wie immer bieten die Scheiben genügend volkskundlichen und kulturhistorischen Stoff, um von uns beachtet zu werden. Das nachlebende Volksbarock in den Hochzeits- wie in den Huldigungs-scheiben ist durchaus bemerkenswert. Leopold Schmidt

Kleinere Sonderausstellungen mit volkskundlichem Material im Jahr 1971 in Wien, Niederösterreich und Tirol

In einer Reihe umfangmäßig kleinerer Sonderausstellungen sah man auch 1971 da und dort Volkskulturgut, vornehmlich solches sachkultureller Art, berücksichtigt, welches ansonsten in Publikationen kaum besprochen wird, obschon es sich dabei mitunter um recht beachtliches wissenschaftliches Material handelt, das oft nicht einmal durch Kataloge erschlossen ist. Im folgenden lege ich daher sechs Kurzberichte vor, in welchen einiger dieser Materialien erwähnt werden sollen, deren Gliederung durch die oft recht speziellen Ausstellungsthemen sicher als nicht recht befriedigend zu bezeichnen ist; dennoch glaube ich aber, daß der vorgelegte Bericht auf einiges Interesse der Museologen stoßen könnte.

Vom 4. 9. bis 9. 10. 1971 fand im Maria-Theresien-Saal des Schlosses Mannersdorf am Leithagebirge eine Sonderausstellung „4000 Jahre Mannersdorf und Umgebung“ statt, die unter anderem auch volkskundlich relevante Objekte berücksichtigte. Veranstaltet wurde die Ausstellung vom Kultur-Museumsverein Mannersdorf. Man sah mittelalterliche Keramikbruchstücke, einen bemalten Faßboden von 1772 aus Mannersdorf mit einer Dreifaltigkeitsdarstellung, einen gedruckten Bericht vom letzten vollstreckten Todesurteil an Barbara H. 1834 in Mannersdorf, einen Mannersdorfer Gesellenbrief von 1815 sowie ein frühes Foto von 1874, die Mannersdorfer Hauptstraße darstellend, schließlich noch das Musterbuch eines Webers der Cornides-Werke in Mannersdorf. Alte Fotos vom Steinbruch in Verbindung mit originalen Geräten und Werkzeugen der Steinproduktion sowie Fotos von der Arbeit im Steinbruch ergänzten mit Bildern und Zeichnungen, wie „Alte Dorfschmiede“ und „Kartoffelschälende Bäuerin“ von Edmund Adler, die Schau.

Konnte man diese Ausstellung als den Beginn eines systematischen Aufsammlens auf der Basis eines im Entstehen begriffenen Heimatmuseums ansehen, muß man bei der folgenden Ausstellung hingegen wohl den Charakter ihrer Einmaligkeit hervorheben. Unter dem Titel „Belebtes Holz, beseelter Stein“ war als Sonderschau vom 18. bis 29. 10. 1971 im Kassensaal der Zentrale der Creditanstalt in Wien eine Reihe von Exponaten Salzburger Kunst und Handwerk gezeigt worden, die sich ansonsten in privatem oder öffentlichem Musealbesitz befinden, wobei die historische Abteilung dieser Schau einige fachlich einschlägige Exponate aufwies, so zunächst einmal ein mächtiges Blank-

holzmöbel, die mit starken Eisenbändern armierte Eisentruhe aus dem Keltenmuseum Hallein, die laut Angabe aus dem 15. Jahrhundert stammen soll. Unter einer Reihe verschiedenster bemerkenswerter Sachkultur-güter sah man weiters ein Doppel-Mehlmaß (Leihgabe Friedl), eine Holzklapper und zwei sogenannte Armenbüchsen mit jeweils einem darauf montierten Bild und je einer Darstellung von armen Leuten, die im 19. Jahrhundert für die Einhebung von Almosenspenden in Gasthäusern aufgehängt waren. Dem zünftischen Bereich konnte die Zunfttruhe der Bäcker aus Hallein und ein aus dem 15. Jahrhundert stammendes hölzernes Zunftkreuz der Küfer aus Hallein, welches sich ansonsten im Halleiner Keltenmuseum befindet, zugerechnet werden. Etwa aus demselben soziologisch faßbaren Bereich stammte die Vortragsstange einer Rosenkranzbruderschaft. Nicht zuletzt erscheint das aus dem Halleiner Rathaus stammende Schwurkreuz aus dem 17. Jahrhundert, an dessen beiden Seiten je ein Korpus angebracht ist, besonders interessant.

Um das Aufzeigen der Entwicklung der Bergrettung hingegen hatte unter dem Titel „Bergrettung — gestern und heute“ eine Sonderausstellung des Österreichischen Alpenvereines, welche vom 2. bis 23. 10. 1971 anlässlich der Feierlichkeiten zum 75-Jahr-Jubiläum der Bergrettung im Alpenvereinshaus Innsbruck stattfand, ein großes Verdienst, da in ihr eine Reihe von Exponaten aus den Anfangsjahren der organisierten Bergrettung vorgewiesen und den modernen Rettungshilfen und -methoden gegenübergestellt wurden, um dem Besucher die Entwicklung und den heutigen Stand der Ausrüstungstechnik begreiflich zu machen. Dabei verspürte man, wie nicht leicht bei anderen Expositionen, ein didaktisches Bemühen um die Sichtbarmachung historischer Objekte und Methoden.

Der Jahresbrauchthematik zugewandt war, wie alljährlich so auch 1971, wieder im Advent eine Krippenschau, welche in der für Ausstellungszwecke neu adaptierten Krypta zu St. Peter in Wien gezeigt wurde, deren Exponate zum Großteil von den Mitgliedern der Krippenbauvereine in kunstgewerblichen Kursen verfertigt worden waren. Die Exponate, oft garniert auch mit Wachsmodellen, Engelplastiken usw., stammten aus ganz Österreich. Erfreulicherweise befanden sich dabei auch wieder mehrere Krippen, so die große, aus dem 19. Jahrhundert stammende Kastenkrippe der Pfarre Krieglach in der Steiermark, deren erstaunlich derb geformte und mit relativ stumpfen Farben gefaßte Figuren überraschten (Kat.-Nr. 1); insbesondere eine Figur daraus, ein Wagenradmacher, links in einer Höhlung des Krippenberges, fällt dabei auf. Sehr bemerkenswert erscheint auch die „Gruber-Krippe“ mit bekleideten Figuren um 1800 aus dem salzburgischen Oberndorf, die sämtlich, mit zwei Ausnahmen — Maria und dem Kind in der Krippe, welche aus geformtem Wachs bestehen —, aus Holz geschnitzt sind. Nicht unerwähnt und für die Forschung sehr wichtig muß weiters ein in einem braun gefärbelten hölzernen Glaskästchen befindliches „schlafendes Jesulein“ aus dem 18. Jahrhundert bezeichnet werden, dessen Kasten innen mit reichem Flitterwerk ausgestattet ist, und welches bekleidet auf einem violetten Pölstcheren ruht. Abgesehen davon sah man auch ein „barockes Fatschenkind“ aus dem 18. Jahrhundert (Kat.-Nr. 36). Weiters waren sieben Tafeln mit 126 handgemalten Figuren, ein bethlehemischer Kindermord aus Salzburg, entstanden um 1800, zu sehen. Alles in allem also eine bunte Reihe von Exponaten, die, weil meist in Privatbesitz, ansonsten nicht öffentlich zugänglich sind.

Vornehmlich Objekte der Hochkunst sah man in der Sonderausstellung „Barock in Kitzbühel“, die vom Juni bis Oktober 1971 im Tiroler Landesmuseum Ferdinandeum in Innsbruck gezeigt wurde und eine Reihe von barocken Kunstgegenständen aufwies, die jedoch auch volkskundlich von Interesse sind. So vor allem zwei rechtsarchäologisch wichtige Objekte, ein Bild „Urteil Salomons“ von Veit Rabl, 1675 (Kat.-Nr.6) und sozusagen dessen Ergänzung „Bekehrung Pauli“ von Ignaz Faistenberger, 1717 (Kat.-Nr.26), beides aus dem Kitzbüheler Rathaus. Ein weiteres Bild, von einem unbekanntem Maler, der Pegger-Epitaph von 1578 (Kat.-Nr.1) stammte aus dem Pfarrhof St. Ulrich am Pillersee. Auf ihm fällt die schwarze Pracht der Votanten ins Auge, wobei besonders bemerkenswert der halblange Rock des links am Bildrand dargestellten Mannes ist, welcher an seiner Innenseite mit Pelz gefüttert erscheint. Auch seine Halskrause kann eingesehen werden, gleichfalls bemerken wir hier einige dünne, offenbar silberne Halsketten.

Speziell rechtsarchäologische Bedeutung hatte schließlich die Sonderausstellung „Die Hinrichtung der kroatischen Adelligen Peter Zrinyi und Franz Christoph Frankopan im Bürgerlichen Zeughaus zu Wiener Neustadt (1671), die vom 23.6. bis 31.10.1971 im Sonderausstellungsraum des Stadtmuseums Wiener Neustadt stattfand und nicht nur an Hand von Stichen, Gemälden und diesbezüglichen Relikten auf dieses Ereignis einging, sondern auch die verschiedenen Begräbnisstätten bis zur Überführung der beiden Leichname nach Agram aufzeigte. Archivalien, Zeitungsausschnitte und zeitgenössische topographische Ansichten ergänzen diese Schau. So ein Kupferstich von der Verkündigung des Urteils an Peter Graf Zrinyi im äußeren Hof des Zeughauses zu Wiener Neustadt, wo man den Delinquenten stehend, ein Armensünderkreuz in den Händen halten, sieht, während das Urteil eben von einem gedeckten Gang im Obergeschoß des Zeughauses verlesen wird; ein Mann wirft gleichzeitig den zerbrochenen Stab als Zeichen für das erfolgte Todesurteil zur Erde. Demgegenüber auf einem anderen Öl/Leinen-Bild ist zu sehen, wie der eine der beiden Rebellen bereits tot neben der Exekutionsbühne liegt und der andere gerade enthauptet wird, währenddem der Mönch, zum Delinquenten gewendet, dessen Armensünderkreuz in Händen hält. Das Richtschwert, mit dem die beiden Adelligen enthauptet wurden, und welches Karl Hasch 1639 geschmiedet hatte, ist erhalten und war in dieser Schau gleichfalls ausgestellt. Hermann Steininger

Friedrich Carl Rotter †

Am 29. Jänner 1972 ist Primarius i. R. DDR. Friedrich Carl Rotter in hohem Alter in Wien gestorben. Rotter stammte aus dem ehemaligen Österreichisch-Schlesien, hat sich sehr für die dortige deutsche Volkskultur interessiert und ist nach der Vertreibung von 1945 bis zu seinem Tod in Wien als Primarius, nämlich als Facharzt für Augenheilkunde tätig gewesen.

Leben, Schicksal und Anteilnahme an der Volkskunde, wie sie Rotter beschieden waren, sind für die Jahrzehnte nach dem ersten Weltkrieg in vieler Hinsicht bezeichnend gewesen. Rotter war dem Gebiet um das Altvatergebirge verschrieben. Er lebte und wirkte in Mährisch-Schönberg, wo gleich nach dem Ende des ersten Weltkriegs von Breslau aus eine Forschungsstelle für Volkskunde gegründet worden war. Theodor

Siebs hatte sie von Breslau, von der Gesellschaft für Schlesische Volkskunde aus angeregt, und in den Jahren bis 1930 sammelte Rotter mit großem Eifer Zeugnisse des Brauchtums im Altvatergebiet. Darunter waren nicht weniger als fünfzig Weihnachtsspielaufzeichnungen. Nach Rotters Mitteilung wurden die Spiele von den Überlieferern geheimgehalten, so daß kaum die Orte bekanntgegeben werden konnten. Immerhin hat Rotter aus seinem Aufzeichnungsschatz 1924 „Zwei Adventspiele“ in den Mitteilungen der Schlesischen Gesellschaft für Volkskunde, Bd. XXV, S. 106 ff.) veröffentlichen können. Dann beteiligte er sich, wie dies fast überall üblich war, an der Erneuerung der Aufführungen, wobei er für die Echtheit der Texte und die Überlieferung der Melodien sorgte. Daraus erwuchs sein längst äußerst selten gewordenes Büchlein „Hermesdorfer Weihnachtsspiel“, in der Schriftenreihe „Aus der Heimat“ 1930 in Mährisch-Schönberg erschienen (40 Seiten und 32 Seiten Notenbeilage).

Schon früh muß Rotter, offenbar nach den Anregungen der schlesischen Weihnachtsspielforschung, vor allem von Friedrich Vogt, sich mit Gedanken über die Maskengestalten, die als wucherndes Beiwerk der Adventspiele auftraten, beschäftigt haben. Er versuchte sie in größere Zusammenhänge eines indogermanischen Maskenbrauches einzugliedern. In Wien nahm er anscheinend auch Gedanken der Männerbund-Schule auf, und forschte, wie er einmal schreibt, dabei nach „Zeichen der sozialen Struktur in vorchristlicher Zeit.“ Alles, was er sich zu dem immer breiter werdenden Themenkreis dachte, was er auf Reisen sah, was er aus einer sehr bunt ausgewählten Literatur zusammenlas, versuchte er in ein Hauptwerk zusammenzudrängen. Auf diese Weise entstand in seinen letzten Lebensjahren sein Buch „Weihnachten einst und jetzt. Von der Herkunft des Weihnachtsfestes“, 1968 in München-Lochham erschienen (328 Seiten, mit Bildern auf Tafeln und im Text)¹⁾. Im Mittelpunkt stehen eigentlich immer die Maskengestalten der Adventspiele des Altvatergebietes, zu deren Erklärung hettitische Gottheiten ebenso wie altbayerische Haberer herhalten müssen. Ein buntes breites Wissen wird aufgewendet, so daß man den Eindruck gewinnen muß: So und ähnlich spiegelt sich wohl die religionsgeschichtlich gefärbte Interpretation volkskundlicher Stoffe in der Vorstellung von begeisterten, aber unkritischen Außenstehenden.

So wird die Volkskunde also dem begeisterten Schlesier nicht nur seine Adventspiel-Aufzeichnungen danken. Sie wird sich vielleicht auch in ihrer Forschungsgeschichte, die doch auch ein Stück Geistesgeschichte darstellt, an ihn erinnern müssen.

Leopold Schmidt

Herbert Fischer †

Der einsame Tod von Herbert Fischer, geb. 1918, kurz vor den Weihnachtstagen des Jahres 1971, trifft nicht nur die Deutsche Rechtsgeschichte, die er an der Grazer Lehrkanzel zu vertreten hatte und von der er ausgegangen war, sondern einen viel weiteren Kreis von Forschungsgebieten, die zwar Beziehungen zur Geschichte des Rechtes haben, aber im ganzen doch eher zum Umkreis der Volkskunde, der

¹⁾ Rotter hat auf dem Titelblatt des mir gewidmeten Exemplares dieses Buches diesen vorliegenden Band als „Bd. II“ bezeichnet. Ein erster Band ist meines Wissens nie erschienen. Aber vielleicht ist mit dem nichterschienenen I. Band jenes Manuskript gemeint, das Rotter (vgl. S. 328) irgendwann einmal an Alfred Karasek übergeben hat.

Ethnologie etc., gehören und vielfach anthroposophisch bestimmt sind. Auf „verwachsenen Pfaden“ findet sich bald der Forscher, wie er in einer Arbeit über „Heilgebärden“ sagt, der rituelle Gebärden in ihrer ursprünglichen Bedeutung zu klären sucht. Von solchen Problemstellungen aus, von der Verknüpfung bestimmter Gebärden mit bestimmten Organen, kam er in einer Arbeit über „indogermanischen Krieger-yoga“ zur Beziehung zwischen Gebärde und Sitzform, Angriffs- und Abwehrgebärde u. a. Von der Untersuchung des gebärdengeschichtlich bedeutungsvollen „Schöffengrußes“ aus (rechte Hand auf die eigene linke Schulter, dann auf die linke Schulter des anderen) entwickelte sich ihm eine eigene „Schultersymbolik“, die er auch in Darstellungen von Ehegatten nachwies und mit dem Ehe-Kreuzsymbol in Verbindung brachte: Der Mann, vom Schöpfer aufrecht gestellt und ihm dann die waagrechte Form der Frau zugewachsen. In verwandte Richtungen weist auch seine Arbeit über die „offene Kreuzhaltung im Rechtsritual“, eine Untersuchung des Kreuzsymbolen, bezogen auf die Gebärden.

Mit der in seinen neueren Arbeiten besonders in den Vordergrund tretenden Bedeutung des „Aufrechten“, der Himmel-Erde-Leitlinie, kam er zu Untersuchungen über „Funktionstypen des europäischen Rechtspfahles“, die er in ein größeres Werk „Weltordnung und Rechtspfahl“, für das offensichtlich schon sehr viel Arbeit geleistet ist, einbauen wollte. Damit hat Fischer ein Gebiet betreten, das stark im Blickpunkt jener rechtsgeschichtlichen Forschung liegt, die versucht, das Recht als Erscheinung in einer Gesamtkultur zu begreifen und demnach auch Grenzgebiete intensiv einbezieht (man denke an die Arbeiten von John Meier, Karl Froelich u. a., etwa auch an des Autors dieses Nachrufes „vierköpfigen Stein“). Fischer betrachtet den Pfahl nicht nur als Hilfsmittel des Rechtes, sondern geradezu als dessen Verkörperung: Der Pfahl vertritt Recht und Gesetz, für den Urmenschen ist er das „Aufrechte“. Die Betonung lotrechter Konstellationen, Geräte und Vorstellungen zeigt sich auch in einer weiteren reizvollen Arbeit „Das Recht fällt vom Himmel“, die das der frühen Gesellschaft eigene Bild vom geschöpften Recht, von der von oben kommenden „Ein-Setzung“ zeigt; ob es sich um Königswürde, Richterspruch oder anderes handelt. Wertvoll sind auch seine Untersuchungen über Recht und Musik, etwa die Verwendung von Musikinstrumenten in der alten Strafrechtspflege (nicht nur die Schandgeige, sondern auch Lärmgeräte im Strafvollzug, Flötenspiel als Sterbehilfe für den Hinzurichtenden). Auch mit der Elementarsymbolik, z. B. Farbsymbolik befaßte sich Fischer, wobei vom österreischen Bindenschild ausgehend, die Farben rot und weiß, die Farben des Mannes und der Frau, und überhaupt die vielfache Bedeutung der Farbe im Rechtsleben behandelt wurden.

In all diesen Arbeiten verwendete Fischer ein außerordentlich reiches Material, präsentierte seine souveräne Kenntnis weitverstreuter Typen und seine bis ins letzte Detail gehende Kenntnis einzelner Belege und vor allem seine kombinatorische Tätigkeit und wissenschaftliche Phantasie, die das Bild dieses bedeutenden und eigenartigen Forschers prägte.

Hierzu gehört noch, daß Fischer in den letzten Jahren als Besitzer des oststeirischen Schlosses Freiberg sich neue Arbeitsbereiche erschloß, indem er in unermüdlischer, fast besessener Arbeit sammlicherisch und restauratorisch tätig war, um dieses Schloß zu einem Mittelpunkt wissenschaftlicher und künstlerischer Arbeit zu machen: In größeren Veranstaltungen zeigte sich Fischer weiten Kreisen als Gastgeber, Vortra-

gender und als Bewahrer alter Kunstgüter (vielfach auch volkswundlicher Objekte). Eine Fortsetzung all dieser Aktivitäten würde der Forschung einen weiten Blick in verwachsene und vielfach verschüttete Pfade zeigen — aber wer hat die Ausdauer, die Kenntnis und vor allem die einmalige Gabe, in dieser Art zu arbeiten und zu sehen?

Veröffentlichungen Herbert Fischers:

Die offene Kreuzhaltung im Rechtsritual (Festschrift A. Steinwenter zum 70. Geburtstag, herausgegeben v. H. Baltl = Grazer rechts- und staatswissenschaftliche Studien, Bd. 3, Graz, 1958).

Heilgebärden (Antaios-Bd. 2, 1961, S. 318 ff.).

Schwertarm und Schwertgebärde (Vortragsauszug). (Bericht über den siebenten österreichischen Historikertag in Eisenstadt, Eisenstadt 1962, Wien 1963, S. 173 f.)

The use of gesture in preparing medicaments and in healing (History of Religions Bd. 5, 1965, S. 18 ff.).

Die eheliche Verantwortung und das Schultersymbol, (Antaios Bd. 1, 1960, S. 186 ff.).

Die kosmurgische Symbolik der Sonnen-Erde-Stellung (Symbolon Bd. 3, 1962, S. 89 ff.).

Funktionstypen des europäischen Rechtspfahles (Festschrift H. Lentze, Innsbruck—München 1969, S. 169 ff.).

Musikinstrumente in der alten Strafrechtspflege (Antaios Bd. 12, 1970, S. 321 ff.).

Das Wort im Nacken (Zeitschrift für Ganzheitsforschung NF 5, 1961, S. 125 ff.).

Rot und weiß als Fahnenfarben (Antaios Bd. 4, 1963, S. 136 ff.).

Hermann Baltl

Die neue Gartenvitrine des Österreichischen Museums für Volkskunde

Im Frühsommer des Jahres 1972 wurde im großen Gartenhof des Museums in der Laudongasse ein Behelfsbau errichtet, der als Gartenvitrine dienen soll. Der luftige Holzbau, an drei Seiten verglast, hat den Zweck, einerseits Depot für größere, sperrige Objekte zu sein, anderseits als nicht begehbbare Vitrine Objekte schaumäßig darzubieten. Für 1972 wurden „Bemalte Bauernmöbel aus Österreich“ hineingestellt, um wenigstens in dieser Form zu zeigen, was das Museum noch an bemerkenswerten Stücken in seinen Depots besitzt, die aus Raummangel in der ständigen Schausammlung nicht gezeigt werden können.

Schdt.

Literatur der Volkskunde

Österreichische volkskundliche Bibliographie. Folge 5. Verzeichnis der Neuerscheinungen für das Jahr 1969 mit Nachträgen aus den vorangegangenen Jahren. Bearbeitet von Klaus Beitzl, Ernst Burgstaller, Elfriede Grabner, Hans Griessmair und Maria Kundegraber. Wien, Verlag Notring, 1971. 138 S.

Die österreichische volkskundliche Bibliographie hat sich bestens eingeführt; sie braucht keine Empfehlung mehr. Der Zwischenraum von zwei Jahren zwischen dem bearbeiteten Jahr und der Drucklegung scheint mir ideal zu sein, um allzuvielen Nachträge zu vermeiden und doch wirklich Neuerscheinungen rechtzeitig anzuzeigen. Das Bearbeiter-Team hat die gleichen Länder wie in den früheren Folgen übernommen; es sind die gleichen Mitarbeiter wie an der Internationalen Volkskundlichen Bibliographie (denen ich seit vielen Jahren dankbar verbunden bin). Neu hinzugekommen ist Hans Griessmair aus Brixen, der in Zukunft Südtirol bearbeiten soll. Das Heft umfaßt 750 Titel; in gewohnter Sorgfalt und Gründlichkeit finden sich im Anhang das Verzeichnis der Zeitschriften und die Register der Autoren und Personen, der Orte und der Sachen. Besonders zu vermerken ist der Umstand, daß in umfassenden, übernationalen Werken jeweils der Anteil an österreichischen Publikationen besonders vermerkt wird. Man wird sich auch immer mehr über das Fortschreiten von Fortsetzungswerken, wie Atlanten, Wörterbücher und Enzyklopädien, auf dem laufenden halten können. Dankbar ist man für den sonst meist vernachlässigten Abschnitt „Audio-visuelle Dokumentation“. Zu einem stattlichen Umfang ist die Orientierung über die Museen angewachsen. Manchmal ist es recht aufschlußreich zu beobachten, welche Teilgebiete der Volkskunde besonders intensiv bearbeitet worden sind. Für Österreich sind es — und Österreich befolgt damit seine alte Tradition — die Volksfrömmigkeit (vor allem Weihnachtsskripen und Wallfahrtswesen), das Volkslied und das Volksschauspiel.

Robert Wildhaber

Helene Grönn, Volkstracht in Niederösterreich. Eine Darstellung der lebendigen Tracht (= Niederösterreichische Volkskunde, Bd. 7), Rudolf Trauner Verlag, Linz 1971.

In den letzten Tagen des vergangenen Jahres hat Frau Dr. Helene Grönn ihrer Heimat Niederösterreich ein Geschenk von hohem kulturellen Wert gemacht. Gleichzeitig hat sie damit ein altes Vorurteil gründlich ausgeräumt: Wenn irgendwo von Tracht die Rede war, so dachte man nur an die Alpenländer und es kam einem gar nicht in den Sinn, daß auch der Osten Österreichs eine beachtenswerte Tradition auf diesem Gebiet haben könnte.

Zum Buche selbst: „Die vorliegende Arbeit will eine Übersicht der im Verlauf der letzten hundert Jahre im Lande üblichen Trachten geben.

Die Ausgangsbasis für die Darstellung ist die Zeit der Jahrhundertwende.“ Das Werk von Helene Grönn erscheint als Bd. 7 der Reihe „Niederösterreichische Volkskunde“ und führt in historischer Sicht die „Volkstracht von Niederösterreich“ von Leopold Schmidt, die als Bd. 5 in derselben Reihe erschienen ist, weiter. Es ist erstaunlich, welch umfangreichem Quellenstudium sich die Verfasserin unterzogen hat. Zunächst bearbeitete sie die jahrzehntelang brachliegenden Materialien, die aus den beiden Fragenbogenaktionen stammten, die Arthur Haberlandt von 1934 bis 1938 und von 1938 bis 1945 durchführen ließ. Dann standen ihr die Sammlungen von Gustav Baumgartner, Gertrud Heß-Haberlandt und Ludmilla Tatzgern zur Verfügung. Selbstverständlich bearbeitete sie auch die einschlägigen trachtlichen Bestände des N.-Ö. Landesmuseums und der verschiedenen Heimathäuser, ja sie kam sogar bis in das Tiroler Volkskunst-Museum, um die trachtlichen Dokumentationen von Frau Elfriede Weiß-Lampf, die dort lagern, auszuwerten. Schließlich konnte sie noch manche verdienstvolle Sammler und Heimatkundler als Mitarbeiter gewinnen, so z. B. Frau Prof. Erna Lechner aus Blindenmarkt, Frau Elfriede Swoboda-Edelmann und Frau Barbara Simhandl aus Amstetten, Frau Helene Holzer aus Purgstall a. d. P. und Herrn Hans-Hagen Hottenroth aus Scheibbs. Helene Grönn bearbeitete ihr Thema mit einer Sachkenntnis und mit einer Gründlichkeit, die erstaunen lassen. Das Kapitel über die Männertracht hat 17, das über die Frauentracht hat 16 Unterteilungen, in denen jedes einzelne Trachtenstück nach seiner Entstehung, seinem Weiterleben, seiner geographischen Verbreitung und seinen Varianten in Schnitt und Farbe besprochen wird. In zahlreichen Schnittzeichnungen werden die wesentlichen Einzelheiten von Männerhemden, Westen, Röcken, Hosen und Hüten erläutert. Eine wahre Fundgrube sind die Zeichnungen über die verschiedensten Varianten der Frauenhemden, der zahlreichen Leibchenformen, der Frauenjacken und Spenser, der Schürzen und Hauben.

Es ist schwer, sich bei der Besprechung des Buches der Superlative zu enthalten; die Illustrationen nach Schwarzweißzeichnungen und Aquarellen von Frau Elfriede Waclawizek und Frau Edeltraud Trubitsch, vom N.-Ö. Landesmuseum in Wien, gehören zum Anmutigsten und Schönsten, was auf diesem Gebiet in den letzten Jahren erschienen ist. Jeder Laie, jeder Fachmann und vor allem jede interessierte Frau werden das größte Entzücken beim Durchblättern und bei der Betrachtung der einzelnen Farbblätter empfinden. Neu an der Darbietung der Tracht ist, daß diese nicht an einem menschlichen Körper gezeigt und daß nur ihre wesentlichen Merkmale herausgearbeitet werden. Dadurch erhält diese Publikation einen zeitlosen Wert, weil sie von der Einwirkung der jeweiligen Mode auf die Trachtendarstellung, wie z. B. Frisur, Rocklänge usw., unabhängig ist. Der hier beschrittene Weg bringt jedes einzelne Stück auf das Anmutigste zur Wirkung. Wesentlich ist es darauf hinzuweisen, daß die Umsetzung der hier gezeichneten Mustervorlagen in die „stoffliche“ Wirklichkeit noch der geschickten Hand einer in der Trachtenpflege erfahrenen Persönlichkeit oder einer geübten Schneidermeisterin bedarf, weil einzelne Zusammenstellungen abgeändert werden müssen. Helene Grönn wollte ein Quellenwerk schaffen, das den interessierten Laien zur Freude, dem Fachmann aber zu intensivem Studium dienen soll. Jede einzelne ihrer Behauptungen, jede einzelne Darstellung hat sie in einem Quellenverzeichnis, das 1572 Anmerkungen umfaßt und einem Verzeichnis der Belegorte und Gewährs-

leute mit 323 Nummern belegt, zu denen noch die üblichen Register und Erläuterungen hinzukommen. Wahrlich ein nachahmenswertes Muster von Fleiß und wissenschaftlicher Korrektheit!

Dieses Buch ist aber nicht nur eine Freude für Niederösterreich allein. Es zeigt uns wieder einmal recht deutlich, wie vielgestaltig die Volkskultur in allen Teilen unseres Vaterlandes gewesen ist und daß die Gaben gleichmäßig und reichlich vom Westen zum Osten, vom Norden zum Süden verteilt waren. Und diese Erkenntnis läßt uns auch hoffen für die Zukunft.

Helmuth Hue mer

Atlas von Oberösterreich. Erläuterungen zur dritten Lieferung. Kartenblätter 41—54. 175 Seiten, mit 46 Abb. auf Tafeln, Skizzen und Karten. — dasselbe, Erläuterungen zur vierten Lieferung. Kartenblätter 55—67. 231 Seiten, mit zahlreichen Abb. auf Tafeln, mit Karten und Skizzen im Text. Linz 1971, Institut für Landeskunde von Oberösterreich.

Vor zwölf Jahren erschien der Erläuterungsband zur zweiten Lieferung des Atlas von Oberösterreich. Burgstaller hat nunmehr, vor der Beendigung seiner Dienstzeit als Leiter des Institutes für Landeskunde von Oberösterreich, die beiden bisher ausstehenden Bände auch noch herausgebracht. Und wie in den früheren Lieferungen das Hauptgewicht, von uns aus gesehen, auf seinen eigenen Karten und deren Kommentaren lag, so steht es auch jetzt.

Für die dritte Lieferung hat Burgstaller die Karten 52, Frühlingsbrauchtum, 53 a, b, Sommerbrauchtum, 53 c, d, Erntebrauchtum, 54 c, Bäuerliches Erbrecht und 54 d, Totenbrauchtum beigesteuert. Das bedeutet also nicht weniger als 80 Seiten Kommentar, eine stattliche Leistung. Burgstaller hat in diese Karten und Kommentarkapitel große Teile seiner ganz persönlichen Lebensleistung einfließen lassen. Seine Karten werden späterhin sicherlich stets parallel mit jenen des Österreichischen Volkskunde-Atlas herangezogen werden müssen.

Daneben sei auf andere einschlägige Karten und Kommentare immerhin noch hingewiesen: Die Beilagekarten 1—4: Zur Geschichte der Siedlungsnamen in Oberösterreich, von Al f o n s (recte Albrecht) E t z; 60: Bäuerliche Ortsformen in Oberösterreich von Adalbert K l a a r (mit einer Nebenkarte: Gehöftsformen in Oberösterreich); 65: Pfarrpatroninien von Rudolf A r d e l t. Der Atlas von Oberösterreich enthält also viel, was direkt das Fach Volkskunde betrifft, und so manches, was von ihm mit Nutzen wird herangezogen werden können. Genauere Besprechungen einzelner Beiträge werden sich hoffentlich noch einstellen.

Leopold S c h m i d t

Franz Stadler, Brauchtum im Salzkammergut. Herausgeber: Gebietsverband Steirisches Salzkammergut, broschürt 69 Seiten, mit einem Anhang „Da Jährweisa“ in der Mundart des Salzkammergutes von Franz Stadler (24 Seiten), vier Notenseiten (Lieder und Tänze) und fünf ganzseitigen Farbbildern.

Wer in Ebensee geboren ist, als „Pfannhauser“ „von einer Saline zur anderen“, also über Ischl und Hallstatt schließlich nach Aussee gekommen ist und dort seßhaft wurde, bringt schon einige Voraussetzungen mit, dem Brauchtum im Salzkammergut nicht nur zu begegnen,

sondern ihm auch — vielleicht gerade durch den herausgeforderten Vergleich — betrachtend gegenüberzutreten. Gewiß ist Franz Stadler einer von jenen nicht so rar gesäten „Salzkammerern“, die scharfe Beobachtungsgabe mit musischer Einfühlung und Ausdrucksfreudigkeit verbinden. Das Ebensee seiner Kindheit war zudem noch ein Boden dichter Überlieferungsstrukturen, in deren „Brauchtumseigenschaften“ er „hingewachsen“ ist. Für „Volksbräuche, Saitenspiel, Lied, Tanz... immer aufgeschlossen“, fand er leicht Zugang zu Gewährsleuten, die ihm erstaunliche Einblicke gewährten, die einem akademisch angelernten „Explorator“ nicht so leicht erschlossen werden. Als Kind dieser Zeit und als Hüttenmann durchaus mit technischen Dingen vertraut, hält er die gewonnenen Erkenntnisse mit Zeichenstift, Kamera und Tonbandgerät fest, damit in die Fußstapfen jener oder jenes tretend, die gleich ihm im Ausseerland demselben Interesse huldigen bzw. huldigten, vielleicht aus ein wenig anders schattierten Voraussetzungen und Antrieben. Die Tradition dieser Vorgänger, gemeint sind u. a. Konrad Mautner und Hans Gielge, führt Franz Stadler in dem humorvollen und flüssig gereimten „Jahrweisa“ fort, den er gleich seinen (bewußten oder „unbewußten“) Vorbildern eigenhändig schreibt und mit Illustrationen versieht, die als pointierte Hervorhebung des ihm wesentlich Erscheinenden auch volkskundlichen Aussagewert besitzen. Das Ungebrochene und Ganze am Autor, der gleicherweise mitteilen, festhalten und überliefern will, erweist sich auch in den angehängten Lieder- und Tanzbeispielen, die das Kunststück zuwebringen, auf vier Seiten recht Typisches aufzuzeigen. Wir wissen nicht, welche Mentoren dem Autor bei der Abfassung des Büchleins, das recht sauber geraten ist, zur Seite gestanden sind, sogar ein Literaturverzeichnis ist angehängt, das außer „F. Andrian, Die Altausseer“ und zwei Aufsätzen von F. Grieshofer zum Vorteil der Arbeit, wie ich gleich bemerken möchte, glaubhaft keine weitere volkskundliche Literatur ausweist. Dennoch bzw. gerade deshalb, weil hier nicht die sattsam bekannte Tour gedreht wird, aus hundert Büchern ein weiteres zusammenzustellen, bringt F. Stadler eine Menge Neues.

Seiner Lebensumwelt entsprechend bringt F. Stadler eine Fülle neuer Brauchtumsbelege für das Ausseerland, das er nach seinen Gemeinden, Ortschaften, ja Höfen und Häusern aufdifferenziert. Dies ist um so erstaunlicher, als man diese von der österreichischen Volkskunde so stark favorisierte Landschaft für längst ausgeschöpft hielt. Sehr wichtige Dinge haben aber weder Andrian noch Geramb noch die vielen anderen volkskundelnden Wahlausseer aus Wien oder Graz gesehen oder gewußt. Ich erwähne nur den gut herausgearbeiteten Unterschied von Glöcklern und „Berign“, das Auftreten der „Beriglmuatta“, das „Hexenausläuten“ und den Kampf zwischen Berign und Glöcklern in Gößl und das Moritatenspiel der Berign am Dorfplatz von Gößl. Neu ist die Schilderung des alternierenden Hexenausläutens in den übrigen Ortschaften um den Grundsee und die wiederholte Feststellung, daß sich die unholden Wesen auf eine bestimmte Alm in eine bestimmte Höhle oder in einen bestimmten Baum zurückziehen.

Brauchtumsgeographisch geht aus den Schilderungen häufig hervor, wie das oft zitierte „Hinterbergthal“ (östlich von Obersdorf) mit dem Ennstal und damit mit der übrigen Steiermark geht (z. B. der „Haarvürhang“ der Hinterberger Berign oder, noch deutlicher, das „Frisch- und gesund-Schlagen“ am 28. Dezember dortselbst). Geradezu eine Überraschung stellt die feine Schilderung des „Glockenkreuzes“ in Altausseer dar, das heute noch in sieben Höfen nach vorangegangener Rauferei von

Glöcklern und Perchten gestellt wird. Merkwürdig das Läuten der wieder aufgenommenen Glocken in eigenartig eindringlichem Rhythmus (S. 10). Der wiederholt geschilderte Ausseer Fasching ist von F. Stadler unvoreingenommen gesehen, wobei besonders der Rolle der Eselsbacher Schützen gedacht wird. Es wird von dem Laternenzug dieser Schützen berichtet, der von der „großen Schützenfackel“ ständig umkreist wird. Dieser Lichtbrauch erinnert Stadler an den Ebenseer Glöcklerlauf. Gut beobachtet er auch, daß sich im Hinterbergtal als ältere Form der „Flinserl“ die „Fleckerl“-Fasching erhalten haben, deren Leinenkleider nur mit ein paar Tuchfleckerl besetzt sind. Der „kleinen zweibeinigen Habergoaß“, die am Glöcklertag in Gößl auftaucht, folgt im Fasching die „große, vierbeinige“. Ohne die bekannten Klischees zeichnet F. Stadler aus eigenem Erleben den Ebenseer Fasching. — Auch zum Osterbrauchtum gibt es neue Beobachtungen, z. B. das kreisförmige Laufen der Ratscherbuben, das Vorhandensein von Fastenkrippen und einer mechanischen Fastenkrippe in Maria Kumitz. Andrian erwähnt zwar kurz auch das Osterfeuer für Altaussee, hier aber werden dessen nähere Umstände, Lokalisationen und Abwandlungen dargestellt werden. Für Stadler ist das seit Jahren in Bad-Aussee veranstaltete Narzissenfest ein „neuer Brauch“ (und er mag damit recht haben). Für uns neu ist jedenfalls der von ihm erwähnte „Gräfnbleamlsonntag“ im unteren Trauntal (Ebensee). Für die überwiegende Mehrzahl der Salzkammergutbewohner ist natürlich auch der „Pfeifertag“ am 15. August ein „uralter Brauch“, denn nur wenige wissen, daß es sich dabei um eine echte, von den Wiener Volkskundlern Zoder und Klier in Übung gebrachte Innovation der dreißiger Jahre handelt, übrigens ebenso wie bei den als „typischsten“ Ischler Brauch angesehenen Jahrgangsfeiern am „Lichtbratlmontag“, die nachweislich von einem erstmals versuchten Treffen im Jahre 1908 ihren Ausgang nahmen. Wirklich alt, aber neu entdeckt von Stadler, ist die „Raffelmess“ am „Ruabnfeldsonntag“¹⁾ in Gößl (Arbeitsbrauch) und sind die Totenbräuche im Hinterbergtal, aus dem auch ein (sicherlich vor nicht allzu langer Zeit innoviertes) „altes Grablied“ mitgeteilt wird, das heute noch bei jeder Beerdigung am Ortsfriedhof von Maria Kumitz von zwei Männern gesungen wird. — Stadler ist sicher auch der richtige Mann, das bergmännische Brauchtum zu schildern. Zutreffen dürfte seine Bemerkung, daß der Austausch der Salinen- und Bergarbeiter zwischen Aussee und Ebensee und die gleichzeitige Lebensweise der Holzknechte, Schifflleute, Salinen- und Bergleute und etwa auch der Schleifsteinhauer von Gosau in Männergemeinschaften zur Einheitlichkeit des Volkscharakters im Salzkammergut beigetragen hat. Aus den Arbeitsgemeinschaften der Männer seien immer auch die „Brauchtumpassen“ der Glöckler, „Midlau“ (= Nikolo), der Schützen und Vogelfänger usw. hervorgegangen.

Einen letzten Schwerpunkt setzt Stadler erwartungsgemäß in der Schilderung der „Nikolonacht“. Stark herausgearbeitet ist da die Rolle der „Mikloweibl“ und des „Graßteufl“ (Graß = Tannenzweige). Die Miklopassen mit abgewandelten Rollenträgern gibt es im ganzen Ausseerland (früher im ganzen Salzkammergut und in Randgebieten

¹⁾ Der erst unlängst auch in den „Blättern für Heimatkunde“ des Hist. Vereins für Steiermark, 45. Jg., Heft 3, eine eingehendere Würdigung durch Harald S a m m e r erfahren hat (S. 85 ff. mit vier Lichtbildern).

am Abersee), bekannt sind sie nur durch die folkloristische Aufwertung des Nikolausspieles in Mitterndorf, wo sie durch die „Strohschab“ bereichert werden. Unbekannt jedoch ist zumeist selbst der Volkskunde geblieben, daß am Samstag n a c h dem Nikolausfest in Obersdorf der vollständige „Nikolozug“ hoffentlich auch weiterhin „medienfrei“ nach unverfälschter Überlieferung vonstatten geht. (Wichtig die Bemerkung über Hirschgeweihmasken auf S. 56.) Noch um 1890 war in Oberlupitsch (am Pötschenpaß) ein Miklobrauch des Hinterbergertyps, in Vorderlupitsch hatte gar das „Miklomandl“ die Bezeichnung „Gottvater“ (S. 60).

Das sind nur einige der Nova, die uns Stadler mitteilt. Es seien auch die Mängel seiner Schrift nicht verschwiegen. Wer ihren Titel rasch überliest und sich eine Brauchtumskunde des Salzkammergutes erwartet, würde enttäuscht sein, denn zum überwiegenden Teil kommen das Ausseerland, dann auch Ebensee zum Wort, die dazwischen liegenden Orte sind nur gelegentlich gestreift. Aber es heißt ja auch „Brauchtum im Salzkammergut“. Als Schönheitsfehler empfindet der studierte Leser die unvollkommene Dialektwiedergabe (z. B. „Drank“ in der Bedeutung Spottpuppe statt „Drängg“) oder das Einfließen von sekundären Erklärungswörtern. Ich erlaube mir z. B. den Ausdruck „Leitberigl“ als Anführer der Perchten zu bezweifeln. Wenn er überhaupt vorkommt, dürfte er doch sehr jung bzw. folkloristisch geprägt sein. Aber das sind doch nur kleine Schönheitsfehler. Wesentlich ist, daß eine Menge Neues oder doch neuer Züge in einer unpathetischen Sprache, ziemlich fern von mythologischer Ausdeuterei (daß sie mitunter einfließt, ist bei der Flut von Medienmitteilungen schier unvermeidlich) mitgeteilt wird. So erhält, zusammen mit der relativen Unabhängigkeit von Sekundärliteratur, das schmale Büchlein von Stadler den Rang einer Primärquelle, über die keine ernsthafte wissenschaftliche Darstellung des Gegenstandes herumkommen wird. Dem vergleichenden und in die Tiefe lotenden Brauchtumsforscher gibt diese kleine Schrift jedenfalls mehr als die vielen, ausdeutungsfreudigen Darstellungen, die wir in den letzten Jahrzehnten vorgesetzt bekamen.

Franz Lipp

Hermann Baltl, Österreichische Rechtsgeschichte. 269 Seiten. Graz 1972, Leykam-Verlag. S 280,—.

Auf die auch vom Standpunkt der Rechtsvolkskunde aus wichtigen und ergiebigen Arbeiten Hermann Baltls war in dieser Zeitschrift schon mehrfach hinzuweisen.

Nunmehr hat der Grazer Rechtshistoriker eine zusammenfassende Übersicht über die österreichische Rechtsgeschichte vorgelegt, die nicht nur eine Summe der bisher erarbeiteten Fakten, sondern auch eine gründliche Überlegung mit vielen Detaillkenntnissen darstellt. Was „Recht“ im privaten, im staatlichen, im kirchlichen Bereich jeweils bedeutet hat, welche Folgen sich aus der rechtlichen Verbundenheit der Menschen untereinander innerhalb der österreichischen Ländergemeinschaft ergeben haben, das wird hier in seiner ganzen Vielschichtigkeit dargetan. Es wird also von Nutzen sein, bei jeder künftigen Behandlung rechtsvolkskundlicher Fakten in unseren Landen dieses durchdachte Lehrbuch zu Rate zu ziehen. Es ist übrigens auch durch ein sehr gutes Register aufgeschlossen.

Leopold Schmidt

Josef Dünninger und Horst Schopf, Bräuche und Feste im fränkischen Jahreslauf. Texte vom 16. bis zum 18. Jahrhundert (= Die Plassenburg. Schriften für Heimatforschung und Kulturpflege in Ostfranken, Bd. 30). 172 Seiten, mit 12 Tafeln. Kulmbach, Stadtarchiv, Freunde der Plassenburg e. V., 1971.

Im Jahr 1964 hat Josef Dünninger, der hochverdiente Vertreter von Altgermanistik und Volkskunde an der Universität Würzburg, den schönen Band „Fränkische Sagen vom 15. bis zum Ende des 18. Jahrhunderts“ herausgegeben. Der nunmehr emeritierte Gelehrte hat damit seinen Schülern wie der ganzen Fachwelt gezeigt, wie man „historische Volkskunde“ nützlich betreiben kann, ohne sich in müßigen Wortspiele-
reien darüber zu ergehen. Er hat damit auch ein Beispiel gesetzt, wie man Erzählforschung in diese „historische Volkskunde“ integrieren kann, was man dieser Spezialdisziplin auch gar nicht nachdrücklich genug vor Augen führen kann.

Nunmehr hat er, unterstützt von einem sehr fleißigen Schüler, ein Gegenstück zu dieser Sagensammlung geschaffen, eine Sammlung von Texten zur Geschichte des Volksbrauches, von dem sonst mehr beiläufig und nach sekundären Quellen die Rede ist: Hier liegen also die frühesten Beschreibungen, von kundigen Philologen bearbeitet, vor, welche die betreffenden Chronikberichte über Schembartlauf und Kurrendesingen, Metzgerumzug und Urbanireiten, Fischerstechen und Kirchweih usw. nicht nur den bekannteren Quellen, wie Joannes Boemus und Sebastian Franck, sondern auch vielen anderen, zum Teil nur archivalisch erhaltenen Zeugnissen entnommen haben. Sie haben sie zu zeitgenössischen Bildern gestellt, die fast alle aus Nürnberg stammen. Nur die Kostbarkeit einer Darstellung eines Schülerbischofs, 16. Jahrhundert, stammt aus Bamberg.

Sowohl die schriftlichen wie die bildlichen Quellen sind mit genauen Herkunftsangaben versehen und etwas kommentiert. Ein Buch also, das ohne weiteres auch für den Gebrauch in Seminarübungen herangezogen werden kann, sonst aber eine gediegene Grundlage für die weitere brauchgeschichtliche Forschung darstellt. Leopold Schmidt

Wolfgang F. Michael, Das deutsche Drama des Mittelalters. (= Grundriß der germanischen Philologie, Bd. 20) XI und 304 Seiten. Berlin 1971, Verlag Walter de Gruyter.

Das umfangreiche Gebiet des mittelalterlichen Schauspiels ist jahrzehntelang sehr wenig behandelt worden. Aber es hat doch ab und zu zusammenfassende Übersichten gegeben, die reifste und auf viele Jahre hin brauchbarste sicherlich im I. Band der „Geschichte des neueren Dramas“ von Wilhelm Creizenach, 1911. Dann sind, vor allem unter dem Einfluß von Wolfgang Stammer, viele Einzelarbeiten und Textausgaben entstanden. In der großen Textreihe „Deutsche Literatur in Entwicklungsreihen“ hat Eduard Hartl philologisch den Grund für die weitere Textbehandlung gelegt. Als neueste Darstellung sind die fünfzig Seiten in dem Hauptwerk von Hans Rupprich „Vom späten Mittelalter bis zum Barock“, Bd. I, München 1970, anzusehen, die eine konzentrierte Zusammenfassung mit Einschluß eigener Forschungen Rupprichs bieten.

Nun ist endlich im „Grundriß der germanischen Philologie“ auch ein dem mittelalterlichen Drama gewidmeter Band erschienen. Sein Verfasser, der sich einst von Freiburg aus mit dem Prozessionsdrama beschäftigt hat, sitzt seit langem in Texas und hat zur generationsgleichen Forschung ein gewisses Abstandsverhältnis. So ist ein verhältnismäßig kühl geschriebenes Buch entstanden, das aber versucht, den

ganzen Stoff gleichmäßig zu überblicken. Das ist für das geistliche Drama auch weitgehend möglich, dafür liegen genug Vorarbeiten vor. Michael schätzt vor allem die älteren Textausgaben. Was Hartl und andere inzwischen ediert haben, ist ihm nicht immer recht, seine Anmerkungen bezeugen da stets eine deutliche Abneigung. Man spürt mitunter die weite räumliche Entfernung: Aggsbach (S. 96, Anm. 86) liegt wirklich nicht bei Prag, sondern mitten in Niederösterreich. Das mitunter sehr starke lyrische Element in den Oster- und Passionsspielen findet sich gewürdigt. Freilich hauptsächlich im Hinblick auf die Beteiligung von Vaganten und deren Einfluß auf die manchmal ja überraschend munteren eingelegten Lieder. Hier ließe sich wahrscheinlich von der Erforschung des älteren Liedes her fortsetzen. Michaels Ausführungen kommen hier besonders dem Komplex der Erlauer Spiele zugute, die wir uns vielleicht in Villach aufgeführt vorstellen können. Im Gegensatz zu den älteren Darstellungen des Stoffes behandelt Michael, seinen Vorarbeiten entsprechend, das Gebiet der Prozessionsspiele besonders ausführlich. Zum Teil klingen seine Ausführungen heute noch wie ein später, mit Anton Dörrer geführter Dialog, vor allem über die Beziehungen zwischen Freiburg und Bozen auf dem Gebiet der Fronleichnamsspiele. Offene Fragen wie die nach dem eigentlichen Sinn des Egerer Fronleichnamsspiels bleiben auch bei Michael ungeklärt. Man merkt, wie wenig sich diese Riesentexte des Spätmittelalters in eine Systematik einordnen lassen. Aber das war freilich immer schon klar.

Sehr beachtlich erscheint, daß Michael im Gegensatz zu seinen Vorgängern dem „weltlichen Volksdrama“, also vor allem dem Fastnachtspiel, einen breiten eigenen Raum einräumt. Er gibt hier wirklich mehr als bisher üblich war. Dies freilich zunächst schon aus dem forschungsgeschichtlichen Grund, weil er sich vordem ausführlich ablehnend mit den Arbeiten von Otto Höfler und Robert Stumpfl auseinandergesetzt hat, und nun zeigen kann, auf welchen Wegen die neuere Forschung, vor allem Ekkehard Catholy und Werner Lenk, weitergekommen sind. Aber auch an Michaels Darstellung erscheint manches wieder zweifelhaft. Seine etwas abschätzige Würdigung der Lübecker Fastnachtsspiele, von denen nur eine, freilich recht umfangreiche Titelliste erhalten ist, erscheint doch recht einseitig. Da haben meiner Ansicht nach einstmals C. Walther und W. Creizenach aufschlußreicher interpretiert. Aber wie dem auch sei, Michaels Ausführungen erfassen wenigstens alles, was bisher zum Fastnachtspiel veröffentlicht worden ist, einschließlich aller neueren Text- und Belegfunde, man sieht beispielsweise den großen bayerisch-österreichischen Anteil jetzt auch schon deutlicher als zuvor.

Der dritte Teil des Buches ist dem Humanistendrama gewidmet. Eigentlich gehört es gar nicht in diesen Zusammenhang, und man orientiert sich darüber heute sicherlich in dem zitierten Hauptwerk von Hans Rupprich (S. 626 ff.) besser. Auch empfindet man das Aneinanderschieben von sozial- und geistesgeschichtlichen Dingen wie jenen bürgerlich-patrizischen spätmittelalterlichen Fastnachtsspielen einerseits und diesen humanistisch-schulmeisterlichen Schuldramen als verfehlt. Celtis und Reuchlin sind eben nicht mehr Mittelalter.

Michael hat keine Verbindung zur Volkskunde, auch nicht zur Volksschauspielforschung. Er kennt sie kaum, und für eine genauere Kenntnis auch nur der Literatur dieser Gebiete ist eben Texas wirklich zu weit von uns entfernt. Aber davon abgesehen ist die sehr kritische Darstellung doch auch für uns lehrreich, und selbst an Michaels vielen abwertenden Urteilen über die Leistungen von Vorgängern und Zeitgenossen ist wohl einiges zu lernen.

Leopold Schmidt

Heinrich Feilzer, **Jugend in der mittelalterlichen Ständegesellschaft**. Ein Beitrag zum Problem der Generation (= Wiener Beiträge zur Theologie Bd. XXXVI) Wien 1971, Verlag Herder. 318 Seiten. S 167,—.

Eine theologische Dissertation, mit besonderem Hinblick auf sozialgeschichtliche Probleme erstellt, läßt sich von unserer Seite her kaum zureichend beurteilen. Aber das angeschnittene Thema lockt, man glaubt doch hier Dinge behandelt zu finden, die von der Seite der Volkskunde immer wieder ins Gespräch gebracht wurden, — und täuscht sich darin auch nicht.

Der Verfasser hat sich viel vorgenommen. Er bettet die von ihm anvisierte mittelalterliche Jugend — es handelt sich im wesentlichen nur um die männliche Jugend in Deutschland und in Frankreich — in eine knappe Kulturgeschichte der mittelalterlichen Ständegesellschaft überhaupt ein. Das volle erste Drittel der Arbeit ist dem Volk des Mittelalters in seinen ständischen Gliederungen gewidmet: Der dörflichen Siedlung und ihrer Bevölkerung; dem Rittertum als privilegiertem Stand auf dem Lande; der „erwachenden Stadt“ mit Handwerkern, Kaufleuten und ihren kirchlichen Beziehungen; schließlich dem „Statusaufbau der Ständegesellschaft“ wobei wieder die „ländliche Feudalgesellschaft“ von der „vordemokratischen Städtegesellschaft“ geschieden werden. Was Kirche, Schule, Universität für diese Standeskulturen zu bedeuten hatten, wird angeschnitten, bis endlich eine erste kleine Summe gezogen wird. Feilzer sieht am mittelalterlichen Menschen seine „geringe Mobilität“, seinen „engen Horizont“, seine „gebundene Freiheit“ — eine recht glückliche Prägung übrigens — und das immerhin gegebene Maß an „sozialer Sicherheit“.

Nun erst geht Feilzer im zweiten Hauptkapitel an die „Jugend in der mittelalterlichen Ständegesellschaft“ heran. Er behandelt die Jugend auf dem Lande, und zwar im Lebenskreis der postulierten „Großfamilie“ wie im „Sozialgebilde der Dorfschaft“. Daraus erwächst ein Schlußkapitel über die „Jugend- und Burschenvereine in der ländlichen Region“, für die es zwar kein mittelalterliches Material gibt, wovon aber Feilzer aus der rheinischen Perspektive doch recht viel weiß. Vor allem im Ahr- und Eifel-Bereich hat er selbst Beobachtungen gemacht und verbindet sie mit den seit Hermann Usener dort gepflogenen Aufnahmen. Wie gesagt, Mittelalter ist das belegmäßig nicht. Wohl aber wendet er sich mit dem Kapitel „Ritterjugend im Ritterstand“ ganz dem zeugnismäßig belegten Mittelalter zu, man möchte das vielteilige Kapitel als das Hauptstück der ganzen Arbeit bezeichnen. Die körperliche und geistige Jugenderziehung, die Schwertleite, der Ritterschlag, das sind die hier zu erwartenden und auch demgemäß behandelten Erscheinungen. Mancher zaghafte Ausgriff könnte weiter reichen: Über die „Erziehergestalten“ der ritterlichen Jugend ließe sich vermutlich mehr beibringen. Und ob die Rolle der Kirche bei der Gestaltung des Ablaufes dieser ritterlichen Jugenderziehung wirklich erfaßt wurde, mag man bezweifeln. Das ganze Kapitel „Noviziat“ in den verschiedenen, vor allem von adeligen Jugendlichen bevölkerten Mönchsorden erscheint ausgespart. Knappenerziehung in den Ritterorden, das wäre vermutlich ein Kapitel für sich, fehlt hier aber ebenfalls.

Der nächste Abschnitt „Jugend in der mittelalterlichen Stadt“ bringt im wesentlichen bekannte Dinge. Das Patriziat ist bemerkenswerterweise gar nicht behandelt. Was Feilzer unter dem Titel „Jugend unter der Regie der Zukunft“ heraushebt, führt über das Mittelalter hinaus. An

dieses Kapitel schließt ein Überblick „Jugend und Schule“ an, der gleichfalls kaum Neues bietet, ebenso wie der an sich wichtige über „Jugend und Universität“, der aber doch auch erst spätestes Mittelalter und frühe Neuzeit behandelt, und daher für das Grundthema des Buches nicht wichtig erscheint.

Das gut aufgebaute Buch, das mit einem Schlußkapitel „Resultate — Vergleiche — Ausblicke“ schließt, hat sich ein bißchen viel vorgenommen. Es wäre sozusagen Stoff für drei Dissertationen vorhanden gewesen, und der Verfasser mußte sich zudem auf Material verlassen, das von der Gesellschafts- und Wirtschaftsgeschichte wie von der Altgermanistik voraufbereitet erscheint, und auch dieses im wesentlichen nur bis in die dreißiger Jahre. Alles andere, vor allem Ethnologie und neuere Volkskunde, haben den Verfasser offenbar nicht erreicht. Er hat also etwa anthropologische Fragestellungen zur Auslese durch die Ständekultur nie zur Kenntnis nehmen können. Es ist ihm nie gesagt worden, daß die volksgesellschaftlichen Fragestellungen der dreißiger Jahre durchaus nicht mehr die unserer siebziger Jahre sind. Er glaubt offenbar — die Zitate zeigen es — an Dinge, die man heute kaum mehr lesen, geschweige denn zitieren kann.

Und er hat, sicherlich begreiflicherweise, selbst kein kritisches Verhältnis zu den Quellen, zu den von ihm mit wirklichem Eifer benützten mittelhochdeutschen Dichtungen. Die Zitate und die in ihnen enthaltenen Druckfehler zeigen, wie sehr er mit diesem Stoff zu ringen hatte, wie wenig ihm Vorarbeiten wie beispielsweise Wikmans „Einleitung in die Ehe“ zugänglich waren. Selbst was in den letzten Jahrzehnten an orientalischen Vorbildern für das Rittertum erarbeitet wurde, beispielsweise von Adolf Waas in seiner großartigen Geschichte der Kreuzzüge, bleibt ihm fremd, er kommt kaum zu einem verständnisarmen Zitat. Daß es ihm an Konsequenz in der Durchdringung des Stoffes mangelt, daß er beispielsweise von seiner eigenen Darstellung der dörflichen Burschenbünde nicht auf die Formen der männerbündischen Gesellschaft in den Orden — man denke an den hl. Franz von Assisi und seinen Vergleich seines Ordens mit der Tafelrunde der Gralsritter — weiterschließen kann, soll ihm nicht zum Vorwurf gemacht werden: Es wäre von einem Dissertanten bei weitem zuviel verlangt. Feilzer hat sich an Hand einer ungenügenden, veralteten Literatur an die Beurteilung von Problemen gewagt, vor denen kundigere Bearbeiter bisher zurückgeschaut sind.

Leopold Schmidt

Bavaria Sancta. Zeugen christlichen Lebens und Sterbens in Bayern.

Herausgegeben von Georg Schwaiger. Regensburg 1970/1971, Verlag Friedrich Pustet. Bd. I: 434 Seiten, 28 Bildtafeln, DM 32,—; Bd. II: 480 Seiten, 28 Bildtafeln, DM 39,—.

Seit der Barockzeit, also seit Matthäus Rader, gibt es immer wieder eine „Bavaria Sancta“. Und aus allen diesen Darstellungen von Heiligen, die in Bayern, im bayerischen Siedlungs- und Herrschaftsbereich, also auch in Österreich gelebt haben, geht viel volkscundlich Wichtiges hervor. Auch in diesem neuen Werk steht es so, daß sogar wie jede der von verschiedenen Verfassern verfaßten Darstellungen auch einen Abschnitt Verehrungsgeschichte bringt.

Heben wir zunächst die direkt für Österreich belangreichen Heiligen heraus: Bd. I: Hl. Florian (von Josef Wodka), hl. Severin (von Josef Wodka), hl. Rupert (von Josef Wodka), hl. Wolfgang (von Georg Schwaiger), hl. Koloman (von Josef Wodka). Bd. II:

hl. Valentin (Josef Oswald), hl. Erhard (Paul Mai), hl. Magnus (Hermann Tüchle), hl. Leopold (Floridus Röhrig).

Dann sind gewisse Heilige hervorzuheben, die am ehesten als halb-legendäre Volksheilige gelten müssen, von der Wallfahrtsvolkskunde auch schon öfter beachtet wurden, und hier wieder ausführlich dargestellt erscheinen: Bd. I: sel. Edigna von Puch (von Dieter Schütz), hl. Rade Gundis von Wellenburg (von Manfred Weitlauff); Bd. II: hl. Gunther von Niederaltaich (Klaus Pfeffer), hl. Nantwin (Günter Knör), sel. Winthir von Neuhausen (Karl von Manz), sel. Maria Crescentia Höß von Kaufbeuren (von Manfred Weitlauff). Selbstverständlich sind auch die meisten anderen hier behandelten Heiligen in mancher Hinsicht wichtig für uns. Man sehe nur die Kapitel über die Heiligen Korbinian (von Peter Stockmeister), über den hl. Willibald (von Andreas Bauch) und über den hl. Ulrich (von Friedrich Zoepff) an. Man wird weiters daraus lernen, wie der erst vor kurzem verstorbene Romuald Bauerreiß den „Andechser Heiligenhimmel“ behandelt hat, oder was über einen ausgesprochen bäuerlichen Heiligen wie Konrad von Parzham (von Alois Winklhofer) ausgesagt wird.

Die einzelnen Artikel sind von kirchenhistorischen Kennern abgefaßt, die ihren Darstellungen jeweils auch gute, auf den letzten Stand gebrachte Literaturangaben angeschlossen haben. Jeder Band enthält ein Personen- und Ortsregister, man wird also gut damit arbeiten können.

Leopold Schmidt

Paul Ernst Rattelmüller, Matthäus Klostermayer vulgo Der Bayrische Hiasl. 120 Seiten mit 8 Abb., davon zwei farbig, und 22 Seiten Liedersammlung. München 1972, F. Bruckmann KG. DM 18,—.

Der Verfasser hat sich schon vielfach mit bekannten bayerischen Themen beschäftigt. Im Zuge der wiederbelebten Räuberromantik, die sich aus der Sicht der Gegenwart als so völlig unromantisch herausstellt, ist sein Blick nun auch auf den „Bayrischen Hiasl“ gefallen, jene einstmals viel besprochene Gestalt eines Wildschützen und Räubers, ja Mörders, der seinen volkstümlichen Nachruhm sicherlich nicht verdient hat. Aber die alten Lebensbeschreibungen, die Lieder, die vielaufgeführten Volksschauspiele, sie waren alle wirklich da, und man hat sich mit ihnen auch genugsam beschäftigt.

Rattelmüller hat aus den alten volksbuchartigen Lebensbeschreibungen, deren Hauptstellen er seitenlang abdruckt, eine lesbare Biographie seines Helden gemacht. Man weiß, was der Mann verbrochen hat; warum er es eigentlich getan hat, das wird auch aus dieser gut aufgliederten Lebensgeschichte nicht klar. Rattelmüller hat viele Quellen benützt, freilich ohne sie zu nennen. „Nun wollen wir hier“, schreibt er auf Seite 7, „keine wissenschaftliche Arbeit über den Bayrischen Hiasl veröffentlichen, eine Arbeit mit hundert Fußnoten und Fußangeln“. Selbst wenn er Fußnoten als Fußangeln empfindet, hätte er doch seine Quellen angeben können. Er stellt sich doch sonst auf eine Stufe mit dem wirklich volksbuchartigen Erzeugnis von Heinrich Raab „Matthias Klostermayer (Der Bayrische Hiasl). Sein Leben, Lieben, Kampf und Ende“, das 1933 in Prachatitz in 3. Auflage erschien, und sich damals sogar „Eine volkskundliche Studie und die wahre unentstellte Geschichte des Matthias Klostermeyer“ nannte. Es bringt wie Rattelmüller einen Liedanhang „Sammlung der Volkslieder über den Bayrischen Hiasl“, und weder Raab noch Rattelmüller haben es für notwendig gefunden,

auch auf die einzige ernstzunehmende Sammlung dieser Lieder hinzuweisen, nämlich auf die schöne Arbeit von Viktor Z a c k und Viktor von G e r a m b, „Die Lieder vom boarischen Hiasl in Deutschösterreich“ (Bayerische Hefte für Volkskunde, Bd. VI, München 1919, S. 1—34, mit Noten und Abbildungen).

Diese Art der Auswertung früherer guter Arbeiten, noch dazu mit Ablehnung jeglicher „Fußnoten“, das hieße nämlich: Herkunftsangaben, erscheint recht bedauerlich. Rattelmüller hätte sein Büchlein dadurch höchstens aufgewertet.
Leopold S c h m i d t

Alfred Karasek † und Josef Lanz, Das deutsche Volksschauspiel in der Bukowina (= Schriftenreihe der Kommission für ost-deutsche Volkskunde in der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde e. V., Bd. 9) 264 Seiten, mit Abb. und Karten sowie Singweisen. Marburg an der Lahn 1972, N. G. Elwert Verlag, DM 18,60.

Wer früher nicht zufällig den Band 18 des Jahrbuches des Bukowinaer Landesmuseums (Czernowitz 1912) mit der Arbeit von Johann P o l e k über „Deutsche Weihnachtsspiele aus der Bukowina“ in die Hand bekommen hatte, der konnte nicht wissen, daß in jenem einstmals östlichsten Land der alten Donaumonarchie auch noch ländliche und vorstädtische Deutsche lebten, die gar nicht selten ihre Paradeis- und Weihnachtsspiele aufführten. Heute, da es dort in der zwischen Rußland und Rumänien aufgeteilten Bukowina wohl kaum mehr Deutsche gibt, bemüht man sich post mortem sozusagen um eine möglichst genaue Bestandaufnahme. Und man muß sagen, daß der Versuch, von vielen Gewährsleuten und Sammlern unterstützt, doch ein recht glückliches Ergebnis zeitig hat.

Alfred Karasek, der noch 1960 mit Josef Lanz zusammen den Band „Das deutsche Volksschauspiel in Galizien“ herausbrachte, ist mittlerweile gestorben. Josef L a n z, der sich schon vor mehr als vierzig Jahren mit den deutschen Weihnachtsspielen in Galizien beschäftigte, hat das Erbe Karaseks aufgenommen, und nun dieses Buch getreu dem einstmals gefaßten Plan herausgebracht. Es umfaßt Weihnachtsspiele aus schlesischer wie aus nordböhmischer Tradition, ein Paradeissspiel mit deutlich durchschimmerndem Hans Sachs-Text, und viele Sternsinger- und Herodes-Spiele. Lanz hat in Weiterführung vieler früherer Anregungen alle Zuweisungsversuche der einzelnen Texte, die ja vielfach zerspielte Bruchstücke darstellen, die jeweiligen möglichen Herkunftsfäden genauer zu knüpfen versucht, ohne sich dabei auf direkt philologische Analysen einzulassen. Er hat, offenbar beeinflusst durch die von Karasek und ihm in den letzten Jahren eifrig betriebene Krippenforschung, sehr stark auf den möglichen Einfluß von Jesuiten in den verschiedenen Jesuiteniederlassungen in der Bukowina hingewiesen, einschließlich polnischer Ordensangehöriger, die vermutlich zum Teil für das Einflechten polnischer Liedtexte verantwortlich sein könnten. Er hat meiner Ansicht nach etwas zu wenig auf das bergmännische Element hingewiesen, das für einige Perioden und für die Gestaltung mancher Spieltypen, vor allem der Herodes-Schwertfechter-Spiele doch sehr wesentlich gewesen sein dürfte. Das alpenländische Liedelement, das manchmal recht kräftig hervortritt (so S. 133 f.) ließe sich wohl noch weiterverfolgen.

Alles in allem aber ein stoffreiches Buch über eine versunkene Volksschauspiellandschaft, wenn man diese in sich sehr disparate Fülle der Schauspiele der Bukowinadeutschen noch so nennen kann. Lanz hat ihr jedenfalls ein schönes Denkmal gesetzt. Leopold Schmidt

Bohemia. Jahrbuch des Collegium Carolinum. Herausgegeben von Karl Bosl. Bd. 11. München 1970, Verlag Robert Lerche, vormalig Calve'sche Universitätsbuchhandlung. 490 Seiten. DM 45,—.

Die Bohemia-Jahrbücher des Münchner Collegium Carolinum waren bisher im wesentlichen historischen Arbeiten aus der sudetendeutschen Geschichte gewidmet. Allmählich scheinen aber doch auch volkswissenschaftliche Arbeiten Eingang zu finden. Daher hier die kurze Anzeige.

Von den im wesentlichen historischen Arbeiten, die auch diesen Band füllen, sei von unserem Standpunkt aus auf die umfangreiche Abhandlung von Ernst Schwarz, Beiträge zur Volkstumsgeschichte der Sudetenländer, hingewiesen. Die Arbeit ergänzt das bekannte Werk des verdienstvollen Altgermanisten „Volkstumsgeschichte der Sudetenländer“ von 1965/66. In dieses Werk konnte Schwarz damals nicht alles aufnehmen, was er einst erarbeitet hatte, da sein Handexemplar der ersten Fassung dieses Buches in Prag zurückgeblieben war. Nach fünf- und zwanzig Jahren konnte es ihm wieder übermittelt werden, und die Ergänzungen, von denen er also schon damals gewußt hatte, stehen nun hier als neue „Beiträge“. Sie sind, wie alles, was Schwarz über das vorhussitische Deutschtum in Böhmen gearbeitet hat, auch für uns sehr wertvoll.

Von den anderen Beiträgen sei hier nur auf die wenig umfangreiche, für uns aber wichtige Studie von Herta Wolf-Beranek über die „Totenbretter in den Sudetenländern“ hingewiesen. Frau Wolf-Beranek rekonstruiert gewissermaßen einen Atlas der sudetendeutschen Volkskunde. Aus den vielen, oft sehr kleinen Mitteilungen baut sie die jeweiligen Kartenbilder auf, hier also die vier über die Totenwache, die Totenbretter, den Ersatz für das Totenbrett und die Weiterverwendung des Totenbrettes. Dabei hat sie für einige Gegenden, beispielsweise Nordmähren, von wo kaum etwas über Totenbretter bekannt war, Nachrichten einbringen können. Eine schmucklose, dennoch wertvolle Arbeit also. Es wäre nur hier wie in so manchen anderen Fällen gut, wenn wenigstens eine Übersichtskarte darüber informieren würde, wo sich die betreffende Kulturercheinung über die jeweiligen Landesgrenzen hinaus fortsetzt. Im Fall der Totenbretter wäre dies im Westen, also im angrenzenden Bayerischen Wald ja gut zu erstellen gewesen, im Fall der Totenwache vielleicht im Südosten, da die Verhältnisse in Südmähren einst ganz mit jenen im nördlichen Niederösterreich übereingestimmt haben. Aber vielleicht darf man die Beiträge von Frau Wolf-Beranek einstweilen als Vorarbeiten betrachten, und ihre Zusammenfassung wird dann vielleicht auch derartige naheliegende Wünsche erfüllen. Dann wird man doch erst sehen, daß die in den einzelnen sudetendeutschen Siedellandschaften aufgezeichneten Kulturelemente eben mit jenen in den Nachbarlandschaften zusammenhängen, oder sich auch von diesen in irgendeiner Form abhoben. Was in diesem Fall einer solchen Volkskunde-Atlas-Arbeit besonders wichtig wäre.

Leopold Schmidt

Jahrbuch für ostdeutsche Volkskunde. Im Auftrag der Kommission für ostdeutsche Volkskunde in der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde herausgegeben von Erhard Riemann. Bd. 14, 1971. 390 Seiten, mit Abbildungen im Text und auf Tafeln und einigen Karten im Text und im Anhang. Marburg an der Lahn 1972. N. G. Elwert Verlag. DM 33,—.

Der neue Band des Jahrbuches für ostdeutsche Volkskunde ist von uns aus wieder besonders zu begrüßen. Einmal, weil er fast nur Beiträge enthält, die sich auf deutsche Volksgruppen im Raum der ehemaligen Österreichisch-Ungarischen Monarchie beziehen, ob nun dort noch sesshaft oder aus ihrer Siedlerheimat vertrieben. Und dann, weil dieses Jahrbuch als so ziemlich einziges Veröffentlichungsorgan der Volkskunde Beiträge zur Volksschauspielforschung enthält, einer sonst doch zu wenig berücksichtigten Teildisziplin unseres Faches.

Der vorliegende Band beginnt sogleich mit einem Volksschauspiel-Beitrag. Rudolf Zrubek vom Heimatmuseum des Adlergebirges hat in tschechischer Sprache eine Arbeit geschrieben, die hier unter dem Titel „Deutsch-tschechische Gemeinsamkeiten in den Weihnachtsspielen des Adlergebirges“ übersetzt vorliegt. Es handelt sich eigentlich um Weihnachts- und Dreikönigsspiele aus dem Nachlaß von Eduard Langner, der einstmals verdienstvollerweise die Zeitschrift „Deutsche Volkskunde aus dem östlichen Böhmen“ herausgab. Zrubek stellt einige (nunmehr übersetzte) böhmische Weihnachtsspiele dazu, die vermutlich durch die deutschen Texte beeinflusst waren. Er versucht sich auch in einer etwas naiven Herkunftsforschung, wenn er Strophen aus dem Batzendorfer Weihnachtsspiel mit solchen aus dem Spiel aus Felizienthal in Ostgalizien vergleicht, das aber eigentlich wieder aus dem Böhmerwald gekommen ist... Zrubek hat offenbar die ganze neuere Weihnachtsspielforschung nie zu Gesicht bekommen, und von der Abhängigkeit solcher Liedstrophen von älteren Flugblattgedrucken hat er auch nie etwas gehört. Ein Versuch mit untauglichen Mitteln. Die Texte, die in extenso gebracht werden, bestätigen nur die Zusammenhänge mit dem schlesischen Weihnachtsspielgut, was allerdings Friedrich Vogt schon vor siebzig Jahren gewußt hat.

Wenn Zrubek keine weiterführende Literatur kennt, so verwendet Ingeborg Weber-Kellermann in ihrem Beitrag „Ein Banater Dreikönigsspiel im interethnischen Kontext“ davon wieder zuviel. Um ein Sternsingerlied, das letztenendes auf die Ansingelieder des späten 16. Jahrhunderts zurückgeht, bei seinem Auftreten in dem donauschwäbischen Dorf Klein-Betschkerek (heute in Rumänien) zu kommentieren, bedarf es nicht der Heranziehung von ungarischer und rumänischer Literatur. Aber es ist gut, wenn auf das Volksschauspiel in einem solchen Banater Dorf aufmerksam gemacht wird, in dem neben den Schwaben auch Rumänen und Serben leben, die durchaus auch ihr Volksschauspiel- und Maskenwesen besitzen, und zwar vielleicht mehr, als Alfred Karasek einstmals wahrhaben wollte. Für die in Noten wiedergegebenen Tonbandaufzeichnungen wird man also dankbar sein.

Ganz in der Nähe des Volksschauspiel- und Maskenwesens stehen die Mitwinter- und Faschingsgestalten, von denen Herta Wolf-Beranek in ihrem Beitrag „Gestalten der Mitwinter- und Fastnachtszeit in den ehemaligen Sudetenländern“ (gemeint ist: bei den Deutschen, die ehemals in den Sudetenländern zuhause waren) berichtet. Frau Wolf-Beranek veröffentlicht mit steigender Intensität Proben aus ihrem „Atlas der sudetendeutschen Volkskunde“. Vor kurzem konnten wir

ihre nützliche Übersicht „Totenbretter in den Sudetenländern (Bohemia, Jahrbuch des Collegium Carolinum, Bd. 11, München 1970, S. 376 ff.) begrüßen, nunmehr liegt ihr 14. Jahresbericht über das Sudetendeutsche Wörterbuch (Arbeitsjahr 1970/71), München, Collegium Carolinum 1972, vor. Der im Jahrbuch für ostdeutsche Volkskunde veröffentlichte umfangreiche Beitrag mit seinen 12 Kärtchen im Text zeigt, wieviel sich auf diesem Gebiet noch jetzt, sozusagen im nachhinein, hat erheben lassen.

Von den weiteren Beiträgen des Bandes seien noch besonders erwähnt: Helga Thiel, „Die ‚Werbetänze‘ aus dem Böhmerwald, dem Schönhengstgau und der Iglauer Sprachinsel“, also eine Weiterführung ihrer Doktorarbeit „Die deutschen Volkstänze in Böhmen, Mähren und Schlesien“, 1970 in Marburg als Band 8 der Schriftenreihe der Kommission für ostdeutsche Volkskunde erschienen. Ferner die Betrachtungen zu einem ungarndeutschen Liederheft aus Agostyan/Augustin im Komitat Komorn von Wolfgang Suppan, unter dem Titel „Liedleben im Umbruch“. Die Handschrift hat übrigens Karl Haiding einstmals, 1936, erworben. Sie ist um die Mitte des 19. Jahrhunderts entstanden und enthält viel von dem, was man damals, nach dem Ausweis von Liedhandschriften auch hierzulande, eben gesungen hat. Ungefähr aus der gleichen Landschaft stammt dann die umfangreiche Darstellung „Deutsche aus dem Ofner Bergland in Ungarn auf Wallfahrt“ von dem bewährten Spezialkenner Eugen Bonomi. Weiter nach dem Osten greift Waltraut Werner mit ihren „Frühformen des Kegelspiels mit Knochen und Holzklötzchen bei den Wolgadeutschen“ aus. Und Franz Krins bringt einen topographisch genauen Beitrag „Zur Verehrung des hl. Johannes von Nepomuk in Westfalen.“ Ein etwas verspäteter Beitrag zum Nepomuk-Jahr, dessen literarische Ergebnisse, beispielsweise unsere Kataloge, Krins nicht mehr einarbeiten konnte. Freilich war dies auch in seinem landschaftlichen Zusammenhang kaum erforderlich, man ist für die reiche exakte Darbietung auf jeden Fall dankbar.

Erhard Riemann schreibt zum Abschluß des Bandes „Dr. Friedrich Heinz Schmidt-Ebhausen zum Gedächtnis“. Der vielfach unterschätzte, durchaus anregende Mitherausgeber des Jahrbuches hat auf diese Weise die ihm gebührende Würdigung erhalten.

Leopold Schmidt

Niko Kuret, Praznično leto Slovencev. (Das festliche Jahr der Slowenen.) Starosvetre šege in navade od pomladi do zime. (Altehrwürdige Sitten und Gebräuche vom Frühling bis zum Winter.) 4 Bände. Bd. I, Celje 1965, 326 Seiten; II, 1967, 267 Seiten; III, 1970, 242 Seiten; IV, 1970 (erschienen 1971), 559 Seiten, davon S. 373—382 Quellen und S. 385—510 wissenschaftliche Anmerkungen für das Gesamtwerk. Initialen, Vignetten und Kunstbeilagen, zum Teil in Farbtafeln, von Maksim Gaspari.

Mit dem kürzlich (Oktober 1971) erschienenen Bande dieses umfassenden Werkes über „Das festliche Jahr der Slowenen“ liegt eine überaus wertvolle Gesamtdarstellung eines wesensbestimmenden Zweiges, ja geradezu des Herzstückes der „Volkskultur“ des zahlenmäßig zwar kleinen, aber in seinen Traditionen an Altschichten und modernen Neubildungen seiner Kultureigenheiten sehr reichen Volkes der Slowenen, unserer unmittelbaren Nachbarn im Südosten vor. So wie einst der hier (Band I) voll mitverwertete Beitrag „Aus der Maskenwelt der Slowenen“

(im Sammelwerk „Masken in Mitteleuropa. Volkskundliche Beiträge zur europäischen Maskenforschung“, hersg. v. Leopold Schmidt, Wien 1955, S. 201—220) ist nunmehr auch dieses Werk mit dem Giuseppe Pitrè-Preis 1971 (Palermo) ausgezeichnet worden. Es hatte (von unzählbar vielen Einzelaufsätzen, ja Büchern, unter denen die des Verfassers unseres Werkes eigenen einen bedeutenden Anteil stellen abgesehen), auch an ähnlichen intendierten Zusammenfassungen über das brauchtümliche Leben der Slowenen nicht gefehlt. Man denke etwa an Metod Turnšek, O. Cist., Pod vernim krovom. Ob ljudskih običajih skoz cerkveno leto — Unter dem (Schutz-)Dach des Glaubens. An Hand der Volksbräuche durchs Kirchenjahr; 4 Hefte Ljubljana 1943, 1944; Triest 1946, Gorica-Görz 1946. Auch das wertvolle, bloß durch die unglücklichen Kriegs- und Nachkriegsverhältnisse weitestgehend um seine wissenschaftliche Wirkung gebrachte, der slawistisch-volkskundlichen Fachwelt wenn überhaupt, so verspätet zur Kenntnis gelangte Sammelwerk „Narodopisje Slovencev“ (Volkskunde der Slowenen), Bd. I, hrsg. von Rajko Ložar, Ljubljana 1944; Bd. II, ebenda 1952, redigiert von Ivan Grafenauer und Boris Orel, hatte in seinen Abteilungen verständlicherweise auch das Brauchtum eingehend berücksichtigt. (B. Orel, Slovenski ljudski običaji = Slowenische Volksbräuche, I, S. 263—349; II, S. 134—165). Waren bei Turnšek und Orel die dargebotenen Materialien auch nach Quellen und Literaturbezügen ausgewiesen, so hat doch erst dieses nunmehr vorliegende Groß-Werk die gestiegenen wissenschaftlichen Ansprüche ineinander gefügter Brauchtumsmonographien zum Gesamtbilde genügen können. Zunächst liegt dies an der so unglaublich viele Sprachen beherrschenden, der deutschsprachigen ebenso wie der französisch-italienischen und der gesamt-slawischen Forschung zugewandten und in ihr wirklich als „Europäer“ auch bewährten, auf vielen Kongressen und in internationalen Symposien nicht nur sein Volk, sondern eben die südostalpine Kulturgemeinschaft und Verwandtschaft im Mehrvölkerraum bekundenden Persönlichkeit des Verfassers. Zum anderen ist es die auf Feldforschung ebenso wie auf Archivierung nach Sichtung verstreutester Materialien beruhende Arbeit des „Institut za slovensko narodopisje pri Slovenski Akademiji znanosti in umetnosti“ (Volkskunde-Institut bei der Slowenischen Akademie der Wissenschaften und Künste), die solch ein Werk erst ermöglicht. Das wird dem des Slowenischen Kundigen so richtig erst in dem mit minutiöser Genauigkeit und Gewissenhaftigkeit erarbeiteten Anmerkungsteile des Gesamtwerkes so recht bewußt. Hier ist in nahezu jedem Einzelkapitel eigene Forschung aus einer über dreieinhalb Jahrzehnte währenden Forscherarbeit an Sitte und Brauch, Sakralgeschichte, Volksdichtung, Sporttraditionen usw. verarbeitet, wenn sie sich früher und hier mit großer Akribie mit dem verstreut Vorliegenden, aber auch mit dem immer neu Zuwachsenden befaßt. Wenn Studien zur „Volkskunde“ seit dem Beginn des 19. Jahrhunderts (systematische Volksliedsammlung; man vgl. dazu die Einleitung des jüngst erschienenen 1. Bandes der Ausgabe „Slovenske narodne pesmi“ — Slowenische Volkslieder, hrsg. v. Zmaga Kumer, Milko Matičetov, Boris Merhar, Valens Vodušek, Ljubljana 1970, S. VII ff.), insbesondere auch zu Sagen, Märchen, „mythischen Erzählungen (bajke) und Brauchtumshandlungen“ u. dgl. ebenso seit dem Beginn des Illyrismus und des „preporod“ (Wiedergeburt-Bewertung) unter nationalen, südslawischen oder — geistig, nicht primär politischen — Panslawismus-Ideen vorgelegt wurden und in der damals wie (auch bei uns und hier sogar sehr stark!) noch bis zur Mitte des 20. Jahr-

hundreds auch entsprechenden „Deutungs“-Versuchen unterlagen, so kann man die kritische Sichtungsbearbeitung von N. Kuret erst verstehen und nur bewundern, mit der er im vorliegenden Werk an die seit Jahrzehnten anstehenden Probleme herangeht und sie in neuer, aus der Vergleichsschau gewonnenen Interpretation vorstellt und in einer auch dem „Laien“ verständlichen Wissenschaftssprache liebevoll auch dort schildert, wo es zu „desillusionieren“ galt, aber der Blick auf das wirklich im Mehrvölkergefüge dennoch „Eigenständige“ einer „Volkskultur der Slowenen“ gerichtet werden konnte. Solchen mitunter notwendigen „Deutungen“ war das bewußt sich auf bloße Materialdarbietung beschränkende Werk des (Kärntner Slowenen) Vinko M ö d e r n d o r f e r (Verovanja, uvere in običaji Slovencev. Narodopisno gradivo = Glaube, Aberglaube und Bräuche der Slowenen. Volkskundliches Material. II. Band, Prazniki — Die Feiertage. Celje 1948, erschienen jedoch erst 1952) noch entgangen. Wo es um eine Darstellung geht wie hier bei N. Kuret, ist Stellungnahme auf Schritt und Tritt notwendig. Dies gilt ja nicht nur für das Saggut-Erbe, wo die Quellenkritik an den besonders im 19. Jahrhundert aufgezeichneten Sagen, Märchen, Fabeln, Liedern immer neu angefacht werden muß. Man vgl. dzt. die Diskussion bei den Slowenen über die Frage des gesamt- oder urslawischen mythologischen Erbes in der rezenten slowenischen Tradition zu einem Kongreßvortrag (Bovec-Flitsch, Sept. 1971) im Glasnik Slovenskega Etnografskega Društva (Slowen. Volkskunde-Gesellschaft), hrsg. v. Zmaga K u m e r, Jg. XII, Ljubljana 1971, Heft 4, S. 31 f. Daß mythologisierende „Deutung“ rezenter Volksbräuche auch bei uns seit langem und immer noch z. T. in einer wirklich von längst unhaltbar gewordenen Axiomen ausgehenden „Bestemm“-Haltung vorliegen und das Fach „Volkskunde“ in der gegenwärtigen Krise tatsächlich bei der studentischen Jugend belasten, mußte erst kürzlich wieder Leopold Schmidt in seiner nüchtern erwägenden kleinen Studie über das Wesen und die (meist verkannte) Leistung unseres Faches dartun. Vgl. L. S c h m i d t, Volkskunde gestern und heute (Zs. „Neue Wege“. Theater der Jugend, Jg. 27, Wien 1972, S. 5 f.).

N. Kurets umfassendes Brauchtumswerk, das bewußt Altzustände als schon geschwundenes oder eben schwindendes oder sich stark umformendes Erbe im akzeleriert sich wandelnden Sein der modernen Industriegesellschaft schildert, darf gleichwohl nicht mit einer laudatio temporis acti in einer angeblich „heilen Welt“ des slowenischen Bauernvolkes verwechselt werden. Zu solcher Fehleinschätzung nach Rückschluß auf den Text könnten vom Äußeren her gesehen die an der „Heimatkunst“ nach dem 1. Weltkrieg orientierten Illustrationen des greisen Malers Maksim G a s p a r i (geb. 1883) erinnern. Insgesamt wird das Werk die erhoffte und notwendige Wirkung — leider! — nicht tun können. Das einst aus Hybris geborene Wort „Slavica non leguntur“ gilt zwar heute nur noch zum Teil, für das Slowenische aber noch weitestgehend. Zudem ist es auch für den des Slowenischen als Wissenschaftslektüre Kundigen nicht immer leicht, sich durch das sehr raumsparend ausgeklügelte, aber dennoch nicht bis ins Letzte aufgeschlüsselte Zitiersystem durchzufinden. Um so erfreulicher ist es, zu vernehmen, daß eine von Niko Kuret selber gestaltete deutschsprachige Ausgabe für die nächste Zeit geplant ist. Erst sie wird dann die internationale volkskundliche Brauchtumsforschung auf diesen Schatz der Slowenen aufmerksam machen, der hier in ihrer Sprache eingebracht ist.

Leopold Kretzenbacher

Festschrift für Paul Zinsli. Herausgegeben von Maria Bindschedler, Rudolf Hotzenköcherle und Werner Kohlschmidt. 267 Seiten, 1 Porträt. Bern 1971, Francke-Verlag.

Paul Zinsli hat nicht nur Altgermanistik, sondern auch Volkskunde der deutschen Schweiz an der Universität Bern gelehrt, eine Festschrift zu seinem 65. Geburtstag erscheint wohlverdiert.

Es ist ein vornehmer Band geworden, in dem die Volkskunde nicht zu kurz kommt. Man kann da schon mit dem Beitrag von Roland Ris über „Gott walts. Zur Geschichte der mit dem Verbum walten gebildeten Segens- und Verwünschungsformeln“ beginnen. Sicherlich gehört hierher die Studie von Hermann Bausinger über „Tierzucht und Namensgebung. Zu den Eigennamen des Zuchtviehs“, wobei auch die moderne Namensgebung von Pferd und Hund einbezogen werden, wenn auch die Bullen stark im Vordergrund der Betrachtung stehen, entsprechend Bausingers Hauptquelle, den Katalogen der Zuchtviehversteigerungen durch die Fleckviehzuchtverbände in Herrenberg. Von einer anderen Seite betritt Arnold Niederer das Quellengebiet der Volkskunde; er behandelt den „Evangelischen Mesmer als Gewährsmann des Volkskundlers“. Die Ergebnisse entstammen zum Teil einer von Niederer eingeleiteten Umfrage bei den evangelisch-reformierten Mesmern (bei uns: Mesnern) in Graubünden. Weitere Beiträge wenden sich der Volkslied- und Volkssagenforschung zu. Hans Trümpy berichtet über den Briefwechsel K. R. Hagenbachs mit dem Volksliedsammler J. G. Radlof, und Georg Thürer entsinnt sich in seinem Beitrag „Eigenen Versen entlang“ der Entstehung seiner mundartlichen Ballade „Maarchelauf“. Diese 1938 entstandene Ballade vom Grenzlauf der Vertreter von Glarus und von Uri (Grimm, Deutsche Sagen Nr. 288; Kaspar Freuler und Hans Thürer, Glarner Sagen, S. 167 f.) ist durch Rundfunk und Schulbuch in der Schweiz sehr bekannt geworden, wie Thürer ausführlich erzählt.

Den Abschluß der Festschrift bildet das umfangreiche Verzeichnis der Veröffentlichungen von Paul Zinsli, mit Unterstützung von Christian Hostettler zusammengestellt von Rudolf J. Ramseyer.

Leopold Schmidt

Jahrbuch für musikalische Volks- und Völkerkunde. Für das Staatliche Institut für Musikforschung, Preußischer Kulturbesitz, und die Deutsche Gesellschaft für Musik des Orients herausgegeben von Fritz Bose. Bd. 6. Berlin 1972, Verlag Walter de Gruyter. 112 Seiten mit Noten, Abbildungen auf Tafeln, 1 Schallplatte (Sozialstruktur bei den Völkern Westäthiopiens). DM 38,—.

Es ist durchaus erfreulich, daß es neben dem stattlichen Jahrbuch für Volksliedforschung, das vom Deutschen Volksliedarchiv herausgegeben wird, auch dieses Berliner Jahrbuch gibt. Es bedeutet einen Blick in die Welt, in die Weite der ethnologischen Musikforschung, ohne daß darüber die europäische Volksmusikforschung vergessen würde.

In dem vorliegenden Band sind für uns zwei Beiträge besonders wichtig, nämlich der Bericht von Kurt Reinhard „Zwanzig Jahre Wiederaufbau des Berliner Phonogramm-Archivs“, und die Studie von Hartmut Braun über „Volksliedhaftes im Glogauer Liederbuch“. Braun ist nicht zuletzt durch die gründliche Musterung der Beispiele bei Wolfgang Wittrock, Die ältesten Melodietypen im ostdeutschen Volksgesang, Marburg 1969, angeregt worden. Die neue Arbeit von H.-J.

Feurich, Die deutschen weltlichen Lieder der Glogauer Handschrift, ca. 1470 (= Neue musikgeschichtliche Forschungen, Bd. 4), Wiesbaden 1970, konnte dagegen von Braun nicht mehr berücksichtigt werden.

Der Band enthält übrigens auch einen reichen, bemerkenswerten Besprechungsteil.
Leopold Schmidt

Arthur und Albert Schott, Rumänische Volkserzählungen aus dem Banat. Märchen, Schwänke, Sagen. Neuausgabe besorgt von Rolf Wilh. Brednich und Ion Talos. 335 Seiten. Bukarest 1971, Kriterion-Verlag.

Vor 126 Jahren, nämlich 1845, erschien der schmale Band „Walachische Märchen“ in Stuttgart. Zwei Schwaben hatten die Märchen im Banat gesammelt bzw. bearbeitet und herausgegeben, und damit den Anfang der ganzen weiteren Märchensammlung für das Gebiet und für das rumänische Volk gemacht. Der noch von Wilhelm Grimm begrüßte, wenn auch kritisch gemusterte Band bildet beispielsweise die Grundlage zur Behandlung der rumänischen Märchen noch bei Bolte-Polivka (Anmerkungen zu den Kinder- und Hausmärchen der Brüder Grimm, Bd. V, S. 88 ff.).

Arthur Schott hat später, 1857—59, noch eine Nachlese zu seiner Sammlung in den „Hausblättern“ herausgegeben, die womöglich noch verschollener und unzugänglicher blieb als das romantisch kommentierte Hauptwerk. Es ist daher sehr zu begrüßen, daß diese Neuausgabe sämtliche von Schott gesammelten Märchen, Sagen und Schwänke umfaßt, die veraltete Kommentierung, die der philologisch gebildete Albert Schott beige-steuert hatte, wegläßt und dafür die heute üblichen Quellen-nachweise und Typenbezeichnungen anschließt. Ein aufschlußreiches Nachwort, das über die Lebensgeschichte der beiden Brüder ebenso wie über die Quellen und die Wirkungen ihrer Sammlung berichtet, bedeutet eine Bereicherung unserer Kenntnisse über die Phase der Volks-erzählforschung in einem weit entlegenen Winkel der alten Donau-monarchie. Es erscheint begrüßenswert, daß auch das Echo in den alt-österreichischen Zeitschriften, das die Sammlung immerhin gefunden hat, verzeichnet wird. Rein märchenkundlich hat freilich Reinhold Köhler 1855 am meisten dafür getan. In die neuere Märchenforschung hat Adolf Schullerus auch diese Bestände hinübergeführt, über den Misch Orend erst vor wenigen Jahren in unserer Zeitschrift (ÖZV XXII/71, 1968, S. 218 ff.) aufschlußreich berichtet hat.

Leopold Schmidt

Anzeigen / Einlauf 1970—1972

Volksschauspiel und Maskenwesen

Josef Bitsche, Beiträge zur Geschichte des Bizauer Theaters (aus: Jahresbericht 1967 des Vorarlberger Landesmuseumsvereines, S. 83—119, mit 16 Abb.). 21.237 SA

Günter Böhm er, Puppentheater. Figuren und Dokumente aus der Puppentheatersammlung der Stadt München (= Schriften des Münchner Stadtmuseums). 156 Seiten, 155 Abb. im Text. München 1969. 21.085 FM-A

Theodor Brauch, Lätarebrauchtum am bayerisch-badischen Untermain, im östlichen Odenwald und Bauland. Eine Untersuchung des Brauchtums zur Sommerbegrißung um die Mittfasten. 250 Seiten vervielfältigt, zahlr. Abb. auf Tafeln. Würzburg o. J. 21.601 N

Tekla Dömötör, Das „Blochziehen“ in Rabatotfalú 1968 — eine ungarische Variante eines interethnisch verbreiteten Faschingsbrauches (aus: Kontakte und Grenzen. Festschrift für Gerhard Heilfurth zum 60. Geburtstag. S. 385—392, mit Abb.). 21.116 SA

Tekla Dömötör und E. Eperjessy, Dodola and other Slavonic Folk-Costums in Country Baranya (Hungary) (aus: Acta Ethnographica, Bd. 16, Budapest 1967, S. 399—408, mit Noten und Abb. im Text). 21.135 SA

Fritz Fuhrich, Theatergeschichte Oberösterreichs im 18. Jahrhundert (= Österreichische Akademie der Wissenschaften, Kommission für Theatergeschichte Österreichs, Bd. I, H. 2) 366 Seiten, 20 Tafeln. Wien 1968. 22.074 N

Veronika Handlgruber-Rothmayer, Steyrer Kripperl. 20 Seiten, Abb. im Text. Steyr, Verein für Heimatpflege, o. J. 21.086 SA

Roger Henninger, Le Píngstpfletteri de Soultzbach-les-bains (aus: Art populaire de la France de l'Est. S. 261—272, 7 Abb. im Text). 21.112 SA

Norbert Hölzl, Das Jahrhundert der Passionsspiele und Karfreitagsprozessionen in St. Johann in Tirol (aus: ÖZV Bd. XXIII/72, 1969, S. 116—132). 20.975 SA

Norbert Hölzl, Alpenländische Barockdramen. Kampf- und Tendenzstücke der Tiroler Gegenreformation (= Maske und Kothurn, Beiheft 1) 157 Seiten, mit Noten, Faksimiles. Wien—Graz—Köln 1970. 21.576 N

Claudia Hoff, Masken (= Luitpold-Sonderheft). Unpag., mit Farbtafeln. München o. J. 21.354 SA

Leopold Kretzenbacher, Das österreichische Volksstück (aus: Schriften des Instituts für Österreichkunde, Wien 1971, S. 51—57).

21.879 SA

Léon Marquet, Le Carnaval de Malmedy. Haguète et Hape-tchâr (= Collection Folklore et art populaire de Wallonie, 1) 2 Teile. I: 128 Seiten mit 20 Abb., II: S 129—166, mit Abb. 21—29. Brüssel 1968.

21.976 N

Report Oberammergau '70/80. Völker hörten die Signale. Berichte, Dokumente, Zahlen. Eine Weltdiskussion. Herausgegeben von der Gemeinde Oberammergau. 192 Seiten, mit zahlr. Farbtafeln. Oberammergau 1970.

21.599 N

Stefania Polakova, Slovenske divadelnictvo do roku 1918 (Das slowakische Theaterwesen bis 1918) Katalog der gleichnamigen Ausstellung des Slowakischen Nationalmuseums Bratislava-Preßburg 1970. Unpag. mit zahlr. Abb. Russische und deutsche Zusammenfassung.

21.721 FM-A

Friederike Prodingler, Mini-Theater. Internationale Marionetten, Puppen etcetera (Katalog der 56. Sonderausstellung des Salzburger Museum Carolino Augusteum vom 20. Juli bis 1. September 1970) Unpag. mit Abb. Salzburg 1970.

21.420 FM-Ö

Leopold Schmidt, Bauernfasching im Burgenland. Aus der Arbeit am Atlas der burgenländischen Volkskunde (aus: ÖZV Bd. XXIII/72, 1969, S. 133—171, mit 1 Karte).

20.974 SA

Leopold Schmidt, Das Volksschauspiel am Niederrhein (aus: Heimatbuch des Kreises Kempen—Krefeld, 1971, = 22. Folge, Kempen 1970, S. 201—208).

21.772 SA

Peter Simhandl, Bühne, Kostüm und Requisit der Paradespiele. 121 Seiten, 8 Skizzen. Wien, 1970, Notring der wissenschaftlichen Gesellschaften Österreichs.

21.556 N

Otto Swoboda, Lebendiges Brauchtum. Mit einer Einführung von Friederike Prodingler. 143 Seiten, 52 Farbbilder. Salzburg 1970.

21.508 N

(Hans Stimpfl), Ritterspiele Kiefersfelden 1618—1968. 350 Jahre Volkstheater Kiefersfelden. Unpag. mit Abb. Kiefersfelden 1968.

20.973 SA

Zoltán Ujváry, Theriomorphe Korndämonen in der ungarischen Volksüberlieferung (aus: Acta Ethnographica; Bd. 16, Budapest 1967, S. 35—59, mit 3 Abb.

20.088 SA

Herta Wolf-Beranek, Gestalten der Mittwinter- und Fastnachtzeit in den ehemaligen Sudetenländern (aus: Jahrbuch für ostdeutsche Volkskunde, Bd. 14, Marburg 1971, S. 124—183, mit 12 Kärtchen im Text).

22.083 SA

Heinrich Zimburg, Vom Perchtenlaufen in der Gastein (in: Bad Gasteiner Badeblatt, Jg. XXX, 1970, Nr. 27, S. 393—397, Nr. 28, S. 409 bis 412, mit zahlr. Abb.).

21.897 SA

Selbstverlag des Vereines für Volkskunde

Alle Rechte vorbehalten

Druck: Holzwarth & Berger, Wien I

Wien 1972

Die verzierten hölzernen Stubendecken des oberen Pielachtales

(Mit 15 Abbildungen)

Von Gerhard Maresch

1. Einleitung

1.1. Gegenstand der Untersuchung

Die vorliegende Untersuchung befaßt sich mit den verzierten hölzernen Stubendecken eines kleinen Teiles von Niederösterreich, des Oberen Pielachtales. Dieses Gebiet umfaßt die Gemeinden Kirchberg an der Pielach, Loich, Schwarzenbach und Frankenfels. Hier trifft man die dunkelbraunen, mit Kerbschnitzereien verzierten Stubendecken noch vereinzelt an, die meisten sind jedoch bereits dem Umbau und der Erneuerung der Bauernhäuser zum Opfer gefallen. Es erscheint deshalb angezeigt, die Stubendecken dieses Gebietes, die im Zuge der volkskundlichen Sammeltätigkeit der „Heimatsube in der Loich“ noch vorgefunden wurden, einmal vorzulegen und zu untersuchen.

1.2. Zur Verfügung stehendes Material

Die Grundlage der Untersuchungen bilden die fotografischen Aufnahmen von 38 verzierten hölzernen Stubendecken, die in etwa 110 Bauernhöfen angetroffen wurden. Diese Auswahl ist aber keine nach den Gesetzen der Statistik gezogene Stichprobe, sondern ist durch die Bedingungen gegeben, daß der Bauernhof besucht wurde und eine Stubendecke fotografiert werden konnte.

Die Aufnahmen befinden sich im Archiv der Heimatsube in der Loich, die auch die Mittelstücke von 6 Durchzugbalken aufbewahrt.

In der folgenden Liste sind diese 38 Stubendecken in chronologischer Reihenfolge angeführt.

Lfd. Nr. der Decke	Hofname	Gemeinde ¹⁾	Datierung	Merkmale							
				Gestaltung	Grund- konstruktion der Ringsterne				Form	Kartusche	Ranken
					Teilung						
					Typ	Mitte	1.	2.		3.	Form
		Kreisring									
1	Gasthof zur Post	K	1610	1	20	—	—	—	—	2	0
2	Seemühle	L	undat.	2	6	—	—	—	—	—	0
3	Seemühle	L	undat. ²⁾	2	6	—	—	—	—	—	0
4	Klein Eugen	T	1641	2	6	—	—	—	—	1	0
5	Gstetten	F	1650	3	18	18	18	—	1	1	0
6	Hammermühle	L	1653	3	24	24	24	—	1	1	0
7	Hof	F	1670	3	16	16	32	32	3	1	0
7a	Hof ³⁾	F	1670	2	6	—	—	—	—	—	—
8	Mitter Wies	K	1678	4	14	14	14	—	1	1	0
9	Taschl	F	undat. ⁴⁾	2	6	—	—	—	—	—	—
10	Ober Nesselberg	F	1682	4	18	18	18	—	1	3	0
11	Schrambach	F	1688	4	18	18	18	—	1	1	0
12	Klein Winkel	K	1693	2	6	7	—	—	—	2	0
13	Hofstatt	L	1698	4	16	16	16	—	1	1	1
14	Klein Ort	L	1705	6	12	21	—	—	5	3	1
15	Felber Haus	L	1711	6	29	24	—	—	5	2	1
16	Irrenberg	L	1713	4	20	20	20	—	1	3	0
17	Steinhauser	L	1722	7	12	14	25	25	5	2	0
18	Leiten	L	1726	7	5)	5)	5)	5)	—	2	0
19	Schweinberg	S	undat. ⁶⁾	6	25	19	—	—	5	—	1
20	Gasthof Fink	L	1736	4	16	16	16	—	1	3	0
21	Gasthof Fink	L	1736	4	18	18	18	—	1	2	0
22	Hofstatt	K	1737	4	12	24	—	—	2	3	1
23	Groß Ort	L	1737	4	12	12	12	—	1	3	1
24	Klein Schweighof	K	1744	4	12	24	24	24	2	3	0
25	Klein Pichl	S	1750	6	24	24	—	—	1	2	1
26	Leiten	F	1753	4	15	15	15	—	1	3	1
27	Unter Brand- graben	K	1762	4	12	24	24	24	2	2	0
28	Baumgarten	L	1776	5	12	12	24	—	3	4	1
29	Schroffen	K	1779	5	8	16	24	24	6	1	1
30	Gansch	L	1781	5	8	16	24	24	6	2	0
31	Oberes Reitel	K	1783	5	8	18	18	—	6	4	1
32	Schagerl	F	1783	4	23	12	12	—	5	3	1
33	Schagerl	F	1787	5	8	12	16	—	6	4	1
34	öd	L	1792	5	48	24	24	24	4	4	1
35	Ober Wies	K	1794	5	48	24	24	24	4	4	1
36	Brietal	L	1796	5	19	9	17	24	7	3	1
37	John Haus	L	1799	5	32	16	16	16	4	4	1
38	Irrenberg	L	1813	5	5	10	23	—	7	2	0

2.2. Verzierungen

Die Verzierungen konzentrieren sich auf den Durchzugbaum. Er trägt in der Mitte an seiner Unterseite den „Stern“ und an einer Seitenfläche die Jahreszahl und die Initialen des Hofbesitzers. Als zusätzliche Verzierungen treten Ranken mit Blättern und Blüten, Kartuschen usw. auf. Links und rechts daneben und an beiden Enden umzieht ein Zierband den Durchzugbaum. Zwischen den Zierbändern ist er abgefast. Auch die querliegenden Pfosten tragen an beiden Enden Zierbänder und sind dazwischen ebenfalls abgefast. Die Deckbretter sind ohne Verzierung.

2.3. Technische Ausführung der Verzierungen

Der Stern ist mit Zirkel und Lineal konstruiert und als Kerbschnitzerei ausgeführt. Dabei bleiben entweder die Linien als Grat stehen und der Grund wird herausgeschnitten oder die Linien sind eingekerbt und der Grund bleibt stehen. Auch alle anderen Verzierungen der Balkenmitte sind eingekerbt. Ein Zierband besteht aus einem oder mehreren Streifen von kürzeren oder längeren, gegeneinander versetzten Kerben, die meist mit einem halbrunden Stemmeisen herausgestochen sind. Das Abfasen erfolgte mit dem Reifmesser.

Alle diese Arbeiten führte der Zimmermann vor dem Einbau der Decke aus.

Die Ausführung der Kerbschnitzereien ist in den meisten Fällen sehr sorgfältig, nur wenige sind ungenau ausgeführt und nur zweimal sind die Schnitzereien roh und unbeholfen.

3. Analyse

3.1. Grundsätzliches

Die Analyse gliedert sich in folgende Schritte:

1. Schritt: Auffinden von Merkmalen
2. Schritt: Untersuchen der Merkmale auf verschiedene Formen
3. Schritt: Darstellen der zeitlichen Abfolge der Formen jedes

Merkmals

4. Schritt: Zusammenfassen aller Merkmale mit Veränderungen

Da sich alle folgenden Untersuchungen mit Merkmalen, Formen von Merkmalen und Veränderungen von Merkmalen beschäftigen, sollen zunächst diese Begriffe definiert und erklärt werden.

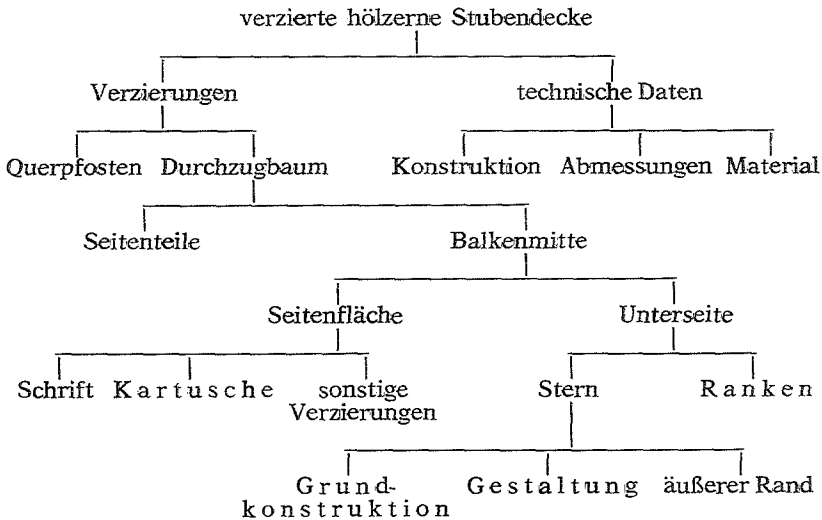
3.1.1. Merkmal

Ein Merkmal ist jede an allen zu untersuchenden Gegenständen — im vorliegenden Fall also an allen verzierten hölzernen Stuben-

decken — auftretende, eindeutig beschreibbare und gegenüber anderen klar abgrenzbare Eigenschaft.

Das folgende Schema soll veranschaulichen, wie man durch Differenzierung in mehreren Stufen zu immer enger gefaßten Merkmalen gelangt.

Die Merkmale, an denen sich Veränderungen feststellen lassen, sind gesperrt gedruckt. Nur diese Merkmale werden im folgenden genauer untersucht.



3.1.2. Formen und Veränderung eines Merkmales

Um eine Veränderung eines Merkmales erkennen und graphisch darstellen zu können, müssen verschiedene Formen dieses Merkmales gefunden und in ihrer zeitlichen Erstreckung nebeneinandergestellt werden.

Formen eines Merkmales sind prinzipiell gleiche, nur in Einzelheiten voneinander abweichende aber dennoch klar unterscheidbare Ausbildungen des Merkmales.

Eine Veränderung eines Merkmales liegt dann vor, wenn im zeitlichen Nebeneinanderbestehen von mindestens zwei Formen des Merkmales eine Änderung eintritt und sich Zeitabschnitte mit unterschiedlichen Formen gegeneinander abgrenzen lassen. Dabei gibt es grundsätzlich zwei Möglichkeiten:

Zwei Formen lösen einander, sich eventuell zeitlich überschneiden, ab — oder

ab einem bestimmten Zeitpunkt tritt neben einer bereits bestehenden Form eine zweite auf bzw. von zwei nebeneinanderstehenden Formen verschwindet eine.

3.2. Der Stern

Der Stern befindet sich in der Mitte der Unterseite des Durchzugbaumes und ist die markanteste Verzierung an der Stubendecke.

Er besteht aus einem Kreis, in dem auf verschiedene Weise Verzierungen, die sich aus Kreisbögen, radialen Geraden oder aus beiden zusammensetzen, angeordnet sind.

3.2.1. Merkmal: Gestaltung des Sternes

Die Gestaltung des Sternes ist durch die Anordnung der Verzierungen innerhalb des Kreises sowie durch die technische Ausführung der Verzierungen gegeben.

An Formen dieses Merkmales lassen sich zunächst 3 Grundtypen von Sternen unterscheiden — Rosette, Sechsstern und Ringstern (Abb. 1).

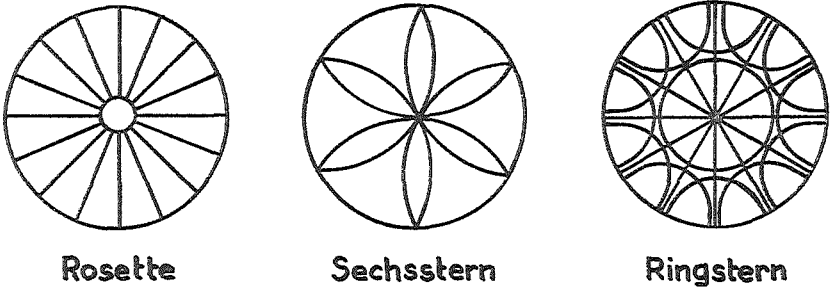


Abb 1: Die 3 Grundtypen des Sternes

Bei einem Ringstern sind um eine Mittelrosette mit geraden oder gekrümmten Strahlen ein oder mehrere Kreisringe mit Verzierungen, die aus Kreisbögen und radialen Geraden bestehen, angeordnet.

Während die Rosette nur einmal auftritt und auch der Sechsstern und die davon abgeleiteten Konstruktionen wegen ihrer geringen Anzahl als ein Typ betrachtet werden müssen, liefert bei den Ringsternen eine feinere Unterscheidung, besonders auch hinsichtlich der technischen Ausführung, 5 verschiedene Typen.

Somit ergeben sich als Formen des Merkmales „Gestaltung des Sternes“ 7 Typen, die nachfolgend in Form einer Tabelle zusammengestellt sind.

	technische Ausführung	Verzierungen
Rosette		
Typ 1	Linien eingekerbt	einfache Rosette mit geraden Strahlen
Sechsstern		
Typ 2	Linien als Grat belassen, einmal Linien eingekerbt	Sechsstern und davon abgeleitete Konstruktionen
Ringstern		
Typ 3	Konstruktionslinien als Grat belassen, gesamter Grund ausgekerbt	einander schneidende Halbkreise in 1 bis 3 Kreisringen bis auf eine Ausnahme liegen die Mittelpunkte der Halbkreise jeweils auf dem Außenkreis des Kreisringes
Typ 4	wie Typ 3, aber Grat durch zusätzliche, seichte Nut geteilt	
Typ 5	Konstruktionslinien eingekerbt, Grund nur teilweise ausgekerbt	
Typ 6	meist wie Typ 5, einmal wie Typ 3	ein Kreisring mit einander schneidenden Kreisen
Typ 7	einmal wie Typ 4, einmal sehr roh eingekerbt Linien	mindestens in einem Kreisring Zickzackband

3.2.2. Merkmal: Grundkonstruktion

Die Grundkonstruktion ist bei Rosette und Sechsstern durch die Teilung des Sternes, beim Ringstern durch den konstruktiven Zusammenhang der Teilungen von Mittelrosette und Kreisringen charakterisiert. Unter Teilung ist dabei jeweils die Anzahl der sich wiederholenden Motive — Kreisbögen, radiale Geraden — über den gesamten Kreisumfang gemeint.

Sowohl die Rosette als auch die Sechssterne lassen sich hinsichtlich der Teilung nicht weiter unterteilen, da die Rosette nur einmal vorkommt und alle Sechssterne aus ihrem Konstruktionsprinzip heraus die Teilung 6 haben. Der Stern der Decke Nr. 12 kann nur als Ausnahme, nicht jedoch als eigene Form angesehen werden, da diese Konstruktion — sieben Sechssterne sind um einen zentralen Sechsstern angeordnet — nur ein einziges Mal vorkommt. Es ergeben sich daher nur zwei Formen, die aber genau

den Typen 1 und 2 — Rosette und Sechsstern — bei Merkmal „Gestaltung des Sternes“ entsprechen. Beide Merkmale liefern somit bei Rosette und Sechsstern dasselbe Ergebnis.

Die Untersuchung beschränkt sich daher auf die Ringsterne. An diesen lassen sich die in nachstehender Tabelle zusammengefaßten Formen unterscheiden:

Form	Teilung				Erklärung
	Mittelrosette	1. Kreisring	2. Kreisring	3. Kreisring	
1	T	T	T	T	gleiche Teilung für Mittelrosette und alle Kreisringe
2	T	2 T	2 T	2 T	Teilung aller Kreisringe doppelt so groß wie Teilung der Mittelrosette
3	T	T	2 T	2 T	Teilung von Mittelrosette und innerstem Kreisring gleich, für alle übrigen Kreisringe doppelt so groß
4	T	$\frac{T}{2}$	$\frac{T}{2}$	$\frac{T}{2}$	Teilung aller Kreisringe halb so groß wie Teilung der Mittelrosette
5	T	T'	T'	T'	Teilung aller Kreisringe gleich, Teilung der Mittelrosette verschieden aber nicht aus Teilung der Kreisringe ableitbar
6	T	T'	T''	T''	$T < T' < T''$ Teilung von Mittelrosette, innerstem Kreisring und übrigen Kreisringen verschieden, es besteht ein konstruktiver Zusammenhang zwischen den einzelnen Teilungen
7	T	T'	T''	T'''	$T \neq T' \neq T'' \neq T'''$ alle Teilungen verschieden, es besteht kein konstruktiver Zusammenhang zwischen den einzelnen Teilungen

3.2.3. Merkmal: Äußerer Rand des Sternes

Dieses Merkmal wird nur deshalb angeführt, um zu zeigen, daß sich nicht an jedem Merkmal, das verschiedene Formen aufweist, auch Veränderungen feststellen lassen.

Die Begrenzung des Sternes nach außen bildet entweder eine Nut oder ein Kranz kleiner Kerben.

Folgende Formen lassen sich unterscheiden:

Form 1 keine Umrandung bzw. einfache Kreisnut

Form 2 doppelte Kreisnut

Form 3 auf der Spitze stehende Dreieckskerben

Form 4 auf der Basis stehende Dreieckskerben

Form 5 kreisförmige Kerben

Form 6 Zickzackband

Trägt man die den Formen dieses Merkmales zugeordneten Stubendecken über einer Zeitachse auf (siehe Punkt 4.), so zeigt sich, daß Form 1, 3 und 4 den gesamten Zeitraum hindurch nebeneinander auftreten, während Form 2 und 5 nur je einmal und Form 6 dreimal anzutreffen sind. Aus Abb. 2 ist leicht zu ersehen, daß kein Zeitpunkt einer Änderung des Merkmales angegeben werden kann.

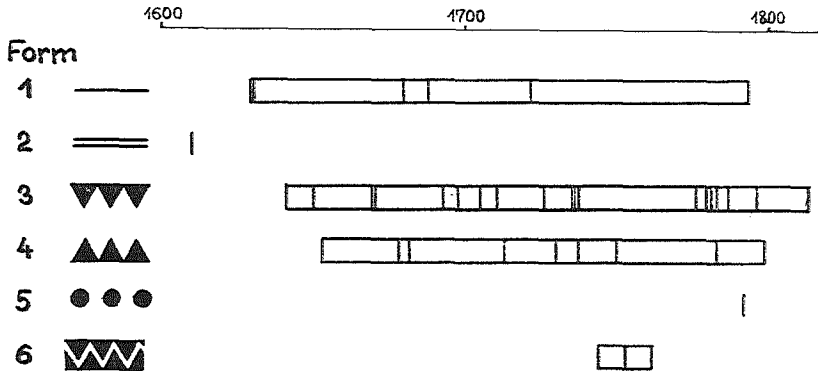


Abb 2 : äußerer Rand des Sternes

3.3. Weitere Verzierungen neben dem Stern

Bei einigen Decken treten auf der Unterseite des Durchzugbaumes neben dem Stern noch weitere Verzierungen, wie z. B. Rosetten oder halbe Sterne neben dem Stern bzw. an den Balkenenden, weiters Ranken auf. Von diesen Verzierungen sind nur die Ranken für unsere Untersuchung interessant, da nur sie an einer

größeren Anzahl von Durchzugbäumen anzutreffen sind, während alle anderen Verzierungen nur selten oder gar nur einmal vorkommen.

3.3.1. Merkmal: Ranken

Auf 17 Durchzugbäumen wird der Stern von eingekerbten Ranken z. T. mit Blüten und Blättern flankiert. Obwohl es einfache und steife aber auch bewegte und reich ausgestaltete Ranken gibt, sind sie in ihrer Ausführung doch so verschieden, daß sich Formen von Ranken nicht gegeneinander abgrenzen lassen. Es können nur 2 Formen des Merkmales unterschieden werden, die durch das Fehlen bzw. durch das Vorhandensein irgendwelcher Ranken neben dem Stern gegeben sind.

3.4. Seitenfläche

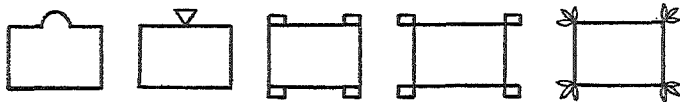
Auf einer Seitenfläche sind bei fast allen Durchzugbäumen das Entstehungsjahr und die Initialen des Hofbesitzers eingekerbt. Neben und zwischen Initialen und Jahreszahl sind im 18. Jahrhundert manchmal Blüten und Ranken oder Wirbelrosetten angebracht, vereinzelt auch das Herz Jesu mit den drei Nägeln, die Kreuzesinschrift INRI oder das Jesusmonogramm IHS. Fast immer jedoch sind sie von einer Kartusche umgeben.

Form 1 keine Kartusche

Form 2 einfache Rechteckkartusche



Form 3 Rechteckkartusche mit außen, meist an den Ecken, angesetzten Verzierungen, z.B.:



Form 4 Rechteckkartusche mit durch Viertelkreise abgeschnittenen Ecken



Abb 3: Kartusche

3.4.1. Merkmal: Kartusche

Die einzige Verzierung der Seitenfläche, die oft genug vorkommt, um verschiedene Formen und Änderungen feststellen zu können, ist die Kartusche, die Jahreszahl und Initialen umschließt.

Vier Formen des Merkmales „Kartusche“ lassen sich unterscheiden (Abb. 3).

4. Folgerungen

In Abb. 4 sind über einer Zeitachse die Stubendecken den Formen der vier Merkmale Gestaltung des Sternes, Grundkonstruktion des Ringsternes, Ranken neben dem Stern und Kartusche zugeordnet. Das Rechteck in der Zeile einer Form kennzeichnet die Zeitdauer des Auftretens dieser Form, wobei jeder senkrechte Strich in diesem Rechteck, also auch der vordere und der hintere Begrenzungsstrich, einer Stubendecke entspricht. Nicht einbezogen in ein Rechteck wurden Stubendecken, die von der nächsten durch einen zu großen Zeitraum getrennt sind. Die Verzierungen sind keine natürlichen Gebilde, deren Gestaltung durch Naturgesetze bestimmt ist, sondern Werke des schöpferischen Menschen, die zwar einerseits von den Stiltendenzen der Entstehungszeit, andererseits aber auch von der Geschicklichkeit und dem Erfindungsreichtum jedes einzelnen Zimmermannes geprägt sind. Deshalb verwundert es nicht, daß einzelne Stubendecken in einem oder auch in mehreren Merkmalen von allen übrigen Stubendecken des gleichen Zeitraumes abweichen. Sieht man jedoch von der ältesten — Nr. 1 — und von der jüngsten — Nr. 38 — ab, die sich grundsätzlich von allen anderen unterscheiden, so ist doch bei fast allen Stubendecken mit derselben Form eines Merkmales der zeitliche Abstand zueinander gering.

4.1. Stilwandel

Merkmale können sich unabhängig voneinander zu ganz verschiedenen Zeiten ändern. Das Gesamtbild wird sich dann zwar auch im Laufe der Zeit wandeln, ein Zeitpunkt für einen Stilwandel läßt sich jedoch nicht angeben. Von einem Stilwandel kann man erst dann sprechen, wenn an mehreren Merkmalen zur gleichen Zeit oder innerhalb eines kurzen Zeitraumes eine Änderung eintritt.

Im Falle der verzierten hölzernen Stubendecken lassen sich in Abb. 4 klar zwei solche Zeiträume erkennen. Der erste umfaßt etwa das letzte Viertel des 17. Jahrhunderts und leitet von der Frühform zur Hauptform über. Der zweite ist sehr kurz und etwa mit den Jahren 1775—1780 anzusetzen. In dieser Zeit weicht die Hauptform ziemlich plötzlich der Spätform, die selbst wieder nur bis etwa 1800 währt.

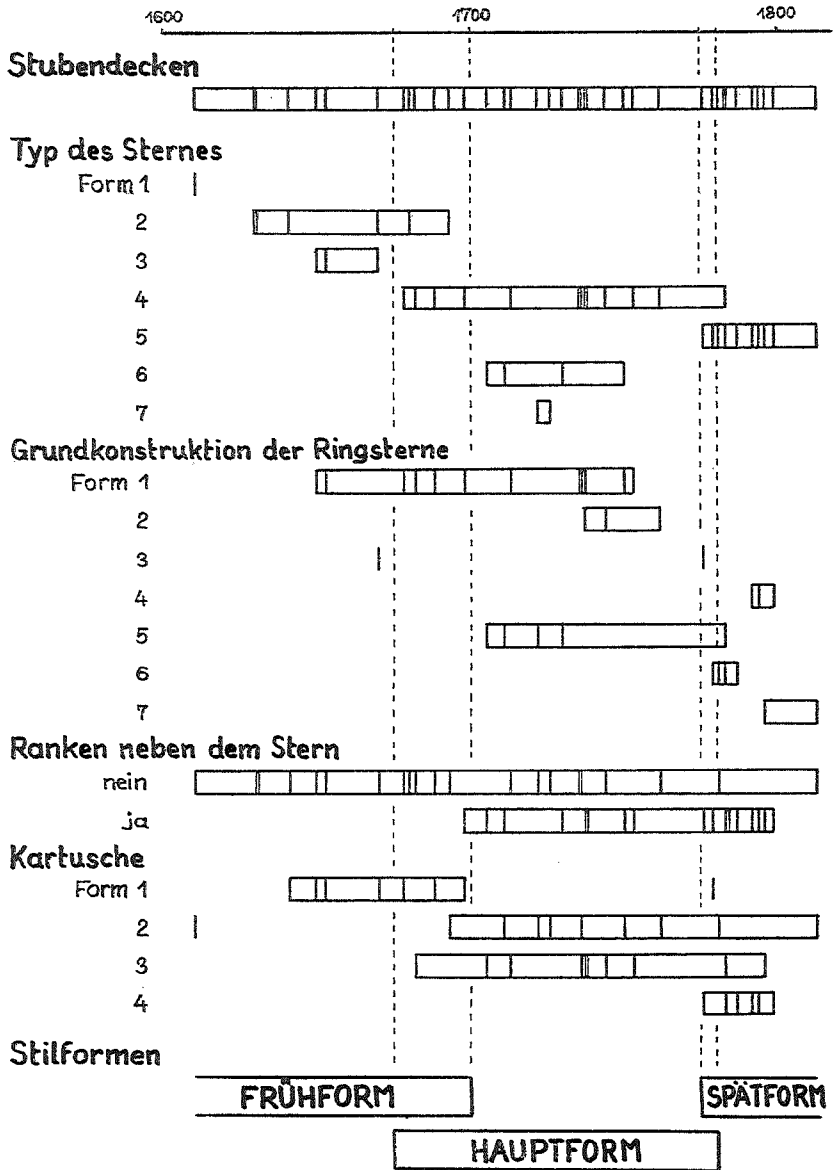


Abb 4: Verteilung der Formen der Merkmale

4.2. Stilformen

Die einfach verzierte Frühform beherrscht die Mitte des 17. Jahrhunderts und ist bis zur Jahrhundertwende anzutreffen. Sie trägt außer dem Stern und Initialen und Jahreszahl keine weiteren Verzierungen. An ihr finden sich alle drei Grundtypen des Sternes. Während jedoch Rosette und Sechsstern keine Möglichkeit bieten, sie reicher auszugestalten, und auf die Frühform beschränkt bleiben, sind die ältesten Ringsterne — Typ 3 —, die ebenfalls nur in der Frühform anzutreffen sind, Ausgangspunkt für die konstruktiv und technisch reich ausgeführten Ringsterne der nachfolgenden Stilformen.

Ringsterne des Typs 4 und 6, Kartuschen der Form 2 und 3 sowie teilweise auch schon Ranken neben dem Stern sind die Kennzeichen der Hauptform der Stubendecken. Die Hauptform hält sich vom letzten Viertel des 17. Jahrhunderts, also anfangs noch neben der Frühform auftretend, durch nahezu 100 Jahre.

Mit Beginn des letzten Viertels des 18. Jahrhunderts wird diese Form rasch durch die Spätform abgelöst, die mit der Jahrhundertwende wieder verschwindet. Kennzeichen der Spätform sind ein Stern des Typs 5, eine Kartusche der Form 4, immer Ranken neben dem Stern und meist auch noch weitere Verzierungen. In der folgenden Tabelle sind die Kennzeichen der drei Stilformen nochmals übersichtlich zusammengestellt.

	Frühform	Hauptform	Spätform
Gestaltung des Sternes	Typ 2 und 3	Typ 4 und 6	Typ 5
Grundkonstruktion der Ringsterne	Form 1	Form 1 Form 2 und 5	Form 4, 6 und 7
Ranken neben dem Stern	keine	teilweise	immer
Kartusche	Form 1	Form 2 und 3	Form 4
Zeitdauer	1610—1700	1675—1780	1775—1813

Die Gewohnheit, hölzerne, mit Kerbschnitzereien verzierte Stubendecken anzufertigen, bricht zu Beginn des 19. Jahrhunderts sehr plötzlich ab. Den 10 Stubendecken aus dem letzten Viertel des 18. Jahrhunderts steht eine einzige Stubendecke aus dem ersten Viertel des 19. Jahrhunderts gegenüber.

Die Stuben bekommen im 19. Jahrhundert glatt verputzte, weiße Decken, und auch die Reamlingdecken werden verputzt. Die glatten, weißen Decken tragen öfters in der Mitte Verzierungen aus Stuck, meistens einen Laubkranz oder eine Kartusche und darinnen eine Jahreszahl und Initialen, manchmal auch noch weitere Verzierungen, wie z. B. das Jesusmonogramm. Auf diese Decken wird im Rahmen dieser Untersuchung nicht näher eingegangen.

4.3. Werksgruppen

Bisher wurden immer alle Stubendecken gemeinsam behandelt und durch Analyse der Verzierungen Aussagen über Stilwandlungen und Stilformen gewonnen. Dafür genügte es, jedes Merkmal für sich allein zu untersuchen und erst die solcherart erhaltenen Resultate zusammenzufassen.

Man kann aber darüber hinaus die Stubendecken einzeln miteinander vergleichen. Dabei zeigt sich, daß in fünf Fällen Stubendecken in mehreren Merkmalen so weitgehend übereinstimmen, daß sie zu einer Werksgruppe zusammengefaßt werden können. Ob es sich dabei um Werke eines Zimmermannes, um Übernahme

Werksgruppe	Nr. der Decke	Datum	Typ des Sternes	Grundkonstr.	Ranken
1	14	1705	7	5	gleiches Grundprinzip
	15	1711	7	5	
	19	—	7	5	
2	24	1744	5	2	verschieden
	27	1762	5	2	
3	28	1776	6	3	gleiches Grundprinzip
	33	1787	6	6	
4	29	1779	6	6	gleiches Grundprinzip
	30	1781	6	6	
	31	1783	6	6	
5	34	1792	6	4	gleiche Motive
	35	1794	6	4	
	37	1799	6	4	

einer bestimmten Ausführung der Verzierungen durch einen anderen Zimmermann oder um einen Zufall handelt, läßt sich durch Analyse der Verzierungen nicht sicher feststellen, sondern nur vermuten. Gewißheit darüber könnten erst entsprechende archi- valische Nachrichten bringen.

In der Tabelle sind die fünf Werksgruppen mit den überein- stimmenden Formen der Merkmale zusammengestellt.

4.3.1. Werksgruppe 1

Die Sterne und Ranken stimmen weitgehend überein, die tech- nische Ausführung dagegen ist sehr unterschiedlich.

Wegen der sehr stark differierenden Qualität der technischen Ausführung handelt es sich bei dieser Gruppe wohl nicht um Werke desselben Zimmermannes, sondern nur um Übernahme gleicher Motive — Sterntyp, Ranken.

4.3.2. Werksgruppe 2

Die geometrische Konstruktion der beiden Sterne ist iden- tisch, Ranken und Kartusche dagegen sind verschieden, ebenso alle übrigen Verzierungen. Sie sind wohl kaum vom selben Zimmer- mann verfertigt.

4.3.3. Werksgruppe 3

Die beiden Stubendecken sind die am reichsten verzierten. Sie stimmen in sovielen Einzelheiten der Verzierungen überein, daß sie wohl als Werke eines Zimmermannes angesprochen werden können.

4.3.4. Werksgruppe 4

Die Sterne stimmen auch darin überein, daß die eingekerbten Konstruktionslinien dominieren und zusätzliche Kerben im Grund nur in der Mittelrosette und im äußersten Ring auftreten. Da diese Stubendecken in den Verzierungen weitgehend übereinstimmen und sich von allen übrigen Stubendecken in der Ausführung des Sternes und der Ranken abheben, sind sie wohl Werke eines Zimmermannes.

4.3.5. Werksgruppe 5

Ob es sich um Werke eines Zimmermannes handelt, ist schwer zu sagen. Einerseits besteht bei den meisten Verzierungen weit- gehende Übereinstimmung, zum Teil bis in Details (z. B. Stern), andererseits gibt es doch Unterschiede, z. B. bei den Ranken:

1792 Ranken mit mißverstandenen Tulpen

- 1794 Ranken ohne Tulpen, dafür sehr reich gestaltete Tulpen neben der Kartusche
1799 Ranken mit weniger reich ausgeführten Tulpen

4.3.6. Die letzten verzierten hölzernen Stubendecken

Verzierungen, die an keiner anderen Stubendecke auftreten oder die besonders reich, aber technisch schwächer ausgeführt sind, kennzeichnen zwei Stubendecken, die als die letzten Vertreter der verzierten hölzernen Stubendecken angesprochen werden können.

Nr. 36 Brietal

Die Verzierungen der Seitenflächen und die Ranken neben dem Stern sind einfach, der Stern dagegen ist besonders reich gestaltet. So sind die eingekerbten Linien zum Teil durch parallel dazu eingekerbte Linien verdoppelt und um jeden Kreisring zieht sich ein Kranz von Dreieckskerben. Es ist dies auch der einzige Ringstern, bei dem die Mittelpunkte der Halbkreise innerhalb der Kreisringe jeweils auf dem inneren Kreis des Kreisringes liegen.

Nr. 38 Irrenberg

Der Stern besitzt einen Ring mit nebeneinanderstehenden und einen Ring mit einander überschneidenden Halbkreisbögen, in der Mitte befindet sich jedoch an Stelle der sonst üblichen Rosette ein fünfzackiger Drudenstern. Eine Seitenfläche trägt die Initialen H G, die Jahreszahl und das Jesusmonogramm. Neben den Initialen steht in unbeholfener Schrift: „Gott den G“. Es ist dies das einzige Mal, daß Worte auf einem Balken angebracht sind. Die andere Seitenfläche zeigt einen einfachen Sechsstern. Links und rechts berührt ihn je eine geneigte halbe Rosette mit geraden Strahlen, unterhalb dieser befinden sich die beiden eisernen Teile des Pfluges, links das Sech, rechts die Pflugschar. Auf dem Sechsstern ruht ein etwas größerer Kreis auf, in dem ein Hahn auf einer T-förmigen Stütze steht. Flankiert werden diese Motive von nur eingeritzten, konzentrischen Kreisen. Die gesamte Decke ist dunkelbraun, Sech, Pflugschar und Hahn sind rot ausgegründet.

5. Schluß

Mit der Feststellung der drei Stilformen und der Zusammenstellung von fünf Werksgruppen ist an sich das für die vorliegende Untersuchung gesteckte Ziel erreicht.

Doch muß zum Abschluß noch darauf hingewiesen werden, daß die Stubendecken nicht nur für sich allein behandelt werden dür-

fen. Sie müssen auch im Zusammenhang mit der gesamten bäuerlichen Kultur betrachtet werden, da sie ja nur eine ihrer Erscheinungsformen darstellen und sich daher ihre Entwicklung innerhalb der Gesamtentwicklung abspielt. Veränderungen in der gesamten bäuerlichen Kultur müssen sich daher auch in der Entwicklung der Stubendecken widerspiegeln bzw., um von der vorliegenden Arbeit auszugehen, ein Stilwandel bei den Stubendecken muß einen Hinweis darauf geben, wann mit einer Veränderung in einem größeren Bereich der gesamten bäuerlichen Kultur gerechnet werden muß.

Zwei Umstände unterstreichen noch die Bedeutung der Stubendecken für die Betrachtung der gesamten bäuerlichen Kultur:

Außer den Stubendecken gibt es nur sehr wenige Gruppen von Objekten der bäuerlichen Kultur, die einerseits über einen Zeitraum von 200 Jahren verteilt und andererseits fast alle datiert sind, so daß ihre Entwicklung innerhalb dieser langen Zeit exakt verfolgt werden kann.

Eine Stubendecke ist auch nicht irgendein Objekt, das zu einem bestimmten Anlaß verziert wird, wie z. B. verschiedene kleine Holzgeräte, sondern sie soll auf lange Zeit einen repräsentativen Raum des Hauses schmücken, weshalb sie auch meistens mit besonderer Sorgfalt ausgeführt ist. Außerdem bedeutet eine neue Stubendecke immer einen größeren Umbau oder gar den Neubau des Wohnhauses und daher eine einschneidende Veränderung in der Geschichte eines Bauernhofes.

Die Beantwortung der Frage nach den Ursachen für den Stilwandel muß einer anderen Untersuchung vorbehalten bleiben.

Hier sollte gezeigt werden, daß verzierte Gegenstände nicht nur als Objekte der Volkskunst oder im Hinblick auf ihre kulturelle oder brauchwürdige Bedeutung interessant sind, sondern daß auch eine Untersuchung, die sich darauf beschränkt, die Konstruktionsprinzipien der Verzierungen herauszuarbeiten und die Objekte danach zu ordnen, Hinweise bezüglich der Entwicklung der gesamten bäuerlichen Kultur liefern kann.

Der Zeilenzieher, ein Hilfsgerät im Ackerbau

(Mit 4 Abbildungen)

Von Maria Leiner

Um geradliniges Setzen verschiedener Feldfrüchte zu erleichtern, wird, dem Ordnungssinn unseres bäuerlichen Menschen entsprechend, über den umgebauten und geeigten Acker, der Zeilenzieher vom Menschen gezogen. Dieses Zusatzgerät, „Furchenziager, Zalnziager, Ankrazer, Anreißer, Magierer (Markierer), Ruabnrechen“ genannt, rechtfertigt seine Bezeichnung im jeweiligen Arbeitsvorgang. Dieses der Arbeitserleichterung angepaßte Gerät ist einem übergroßen Holzrechen ähnlich und wurde bzw. wird noch mit kleinen Abänderungen vom bäuerlichen Menschen selbst angefertigt. Der große, mitunter runde Balken, in Kirchberg a. d. Raab z. B. „Kratzerbank“ benannt, ist meist aus Hartholz (Esche oder Buche), gelegentlich kommt auch Weichholz vor. Die manchmal versetzbaren, zum Teil recht großen und klobigen Hartholzzähne werden nur ganz selten durch eiserne ersetzt. Da das Setzen der Früchte verschieden große Abstände erfordert, werden auch die Löcher für die Zähne weiter oder enger gebohrt. Die Zugstange ist eine Zwiesel oder eine gerade Stange, welche mit einer Dreiecksverbindung denselben Zweck erreicht. Ein am Ende angebrachtes Querholz erleichtert beim Anfassen das Ziehen. Nachdem die Linien „ängmirk“t, gesät oder die Pflanzen gesetzt sind, wird der Same anschließend mittels eines umgekehrten Rechens mit Erde bedeckt; dies nennt man dann „zurechen“.

Im Gerätebestand des Steirischen Volkskundemuseums befindet sich unter Inv. Nr. 10.082 ein solcher Zeilenziehrechen (Abb. 1) („Furch-Adn“) aus Preding/Weststeiermark. Das Stück ist 170 cm lang, 125 cm breit, die Eschenholzzähne sind je 25 cm lang. Der Querbalken ist von Tannenholz, der Zwieselstiel aus Hain- oder Hagbuche und der 42½ cm lange Quergriff am Ende aus Eschenholz. Ein schmales Eisenband verstärkt die Gabelung.

Vorläufig konnte ich in folgenden steirischen Gegenden dieses Gerät aufzeichnen:

Edelschrott — Kreuzberg, Bh. Voitsberg, 1969:

Hier wird der „Ruabenrechen“ für Rüben und Kartoffeln gebraucht.

Fürstenfelder Gegend, Bh. Fürstenfeld, 1970:

Ein „Ankratzer“ oder „Zalnzieger“ aus gewöhnlichem Weichholz wurde nur für den Anbau von Mais verwendet. Mit dem Zalnzieger konnte man in der Regel 5 Zeilen oder Furchen anzeichnen. Aussehen: Ein waagrechtes Kantholz, etwa 8×8 oder 10×10 cm und 1,50 m lang, darinnen eingebohrt 5 Holznägel von etwa 20 bis 25 cm Länge, in der Dicke eines Daumens. Eine vom Kantholz schräg nach oben stehende Stange (3 bis 5 cm Ø) diente als Haltegriff.

Furth bei Gams ob Frauenthal, Bh. Deutschlandsberg, 1969:

Der „Zalnzieger“ wird beim Maissetzen verwendet.

Gaisfeld bei Krottendorf-Ligist, Bh. Voitsberg, 1970:

Den „Ankratzer“ verwendet man beim Kartoffel-, Burgunder- und Maisanbau. Er hat 4 Holzzähne in folgenden Abständen: 60 cm für Kartoffeln und Mais, 40 cm für Burgunderrüben.

Hartmannsdorf, Bh. Weiz, 1970:

Der Zeilenzieher heißt hier „Bifingrechen“.

Kirchberg a. d. Raab, Bh. Feldbach, 1960:

Der „Ankratzer“ ist hier nicht mehr in Gebrauch. Die „Kratzerbank“ bestand meist aus Hartholz (Esche oder Buche), Weichholz wäre zu leicht gewesen. Er wurde für alles verwendet, nur nicht für Kartoffeln.

Nestelbach bei Graz, Bh. Umgebung Graz, 1969:

Der „Furchnzieger“ oder „Anreißer“ ist hier aus Buchenholz, ca. 75 cm breit und dient beim Setzen von Mais, Burgunder und anderen Rüben.

Pfannberg bei Frohnleiten, Bh. Umgebung Graz:

(Aus der unveröffentlichten Reihe P. Romuald Prambergers, Vlkde. 43. Bd., S. 136):

„Um den Veitstag tut man den Acker ‚gellen‘, umbauen und eggen, auch die Schrullen zerschlagen und dann mittels Stichels oder eines 3—5 zurkigen Rechens mit sehr starken Zähnen die Pflanzen vom Garten auf den Acker übersetzen.“

S. 138:

„Burgunder Rübe. Auch diese wird im Garten wie die Rüben gesät. Sind die Pflanzen schon ziemlich groß, so baut man den abgeernteten Gerst- oder Kornacker um zugleich mit dem Dünger, übereggt ihn und gräbt darauf mit dem 3—5 zurkigen Rechen Furchen („Wirl“) in den Boden (oft mit einem Stein beschwert) und setzt dann hinein die Burgunderpflanzen.“

Pischk bei Bruck a. d. Mur, Bh. Bruck/M., 1970:

Der hier genannte „Zalnrechen“ hat drei Zähne und wird beim Kartoffelanbau verwendet.

Pernegg, Bh. Bruck a. d. Mur, 1971:

Den „Zalnzieger“ brauchte man beim Burgunder-, Kartoffel- und Kropfrübenanbau.

Pöllauberg, Bh. Hartberg, 1968:

„Magierer“ (Markierer) heißt hier dieses Gerät.

Rabnitz, Bh. Umgebung Graz, 1969 (Abb. 2):

Den „Ankratzer“ verwendet man hier für Kartoffeln, Mais und Burgunder.

Rein, Bh. Umgebung Graz, 1969:

Der „Zalnzieger“, wie üblich beschrieben, hat dreieckige Zähne, die sehr stark sein müssen, und wird für den Burgunderanbau gebraucht.

- Rothwein**, Bh. Deutschlandsberg, 1969 (Abb. 3):
Als „Furchnziager, Zalnziager“ findet das Gerät in dieser Gegend noch heute Verwendung beim Burgunder-, Mohn- und Maisanbau.
- St. Marein im Mürztal**, Bh. Bruck a. d. Mur, 1970:
Der „Zalnrechen“ hat drei Zähne und wird für den Kartoffelanbau verwendet.
- St. Oswald bei Plankenwarth**, Bh. Umgebung Graz, 1969:
Den „Zalnziager“ braucht man hier für den Maisanbau.
- St. Peter a. Kammersberg**, Bh. Murau, 1969:
Der in dieser Gegend verwendete „Zalnziager“ dient beim Kartoffel- und Rübenanbau.
- Schwanberg**, Bh. Deutschlandsberg, 1971:
Den „Anreißer“, der hier aus Weichholz, jedoch mit Hartholzzähnen versehen ist, braucht man für den Kartoffel-, Rüben-, Kraut- (mit weitem Abstand) und Burgunderrübenanbau.
- Stallhofen**, Bh. Voitsberg, 1969:
Der „Zalnziager“. Im schweren, oben runden und auf der Unterseite flachen Balken sitzen 4 Zähne. Manchmal wurde auch ein Gurt zum besseren Ziehen befestigt. Er wird beim Mais- und Burgunderanbau genommen.
- Stein, Pfarre Mooskirchen**, Bh. Voitsberg, 1969:
Der „Furchnziager“ hat einen klobigen Querbalken und eine rechenstielstarke Zugstange; Verwendung findet er beim Anbau von Burgunderrüben, Kraut und Stockrüben.
- Stenzengreith**, Bh. Weiz, 1969 (Abb. 4):
Der „Ankratzer“ ist zum „Anmirkn“ für Rüben, Burgunder, Stockrüben und Mais. Gelegentlich können auch Eisenzähne eingesetzt sein.
- Straden**, Bh. Radkersburg, 1969:
Der Name des Gerätes ist hier „Kratzer“ oder „Zalnziager“. Verwendet wurde er beim Maisanbau, auch für Möhren und Petersilie. Er hatte 5 Zähne. Die kleineren Kinder setzten die Pflanzen, ein größeres ging nach, um zu „häufeln“ (mit Erde zudecken).
- Aus der **Veitsch**, Bh. Mürzzuschlag, 23. 12. 1928
(P. Romuald Pramberger, Wörter und Sachen, 6. Bd., Ergänzungen):
„7743 Der FURCHENRECHEN dient zum Furchenziehen auf dem Erdäpfelacker, damit man die Furchen gleich weit entfernt hat.“
- Wildbach**, Bh. Deutschlandsberg, 1969:
Der „Anreißer“ ist noch in Gebrauch und wird für Mais, Kartoffeln und Rüben verwendet. Oft sind auf beiden Seiten 3 bzw. 4 Löcher gebohrt, dann braucht man das Gerät nur umzudrehen und die Zähne in den vorhandenen Abstand setzen. Die Zahnweite für Kartoffeln beträgt 60 cm, für Mais 65 cm.

Literatur

- Der steirische Bauer, Katalog der Steir. Landesausstellung 1966, S. 280, Nr. 973.
- Wilhelm Peßler (Hg.), Handbuch der deutschen Volkskunde II. Bd., S. 25.
- Toncica Urbas, „Crtalo v severovzhodni Sloveniji“. (Slovenski Etnograf, Letnik XIV, 1961, S. 41, S. 48 ff. „Zusammenfassung: Der Reißer im Nordosten Sloveniens.“)

Arbeit und Leben eines wandernden Sagfeilers

(Mit 8 Abbildungen)

Von Hiltraud A s t

Zimmerleute und Sägemüller, die die Fähigkeit besaßen, abgenützte Sägeblätter wieder instand zu setzen, muß es schon gegeben haben, seit die Säge überhaupt bekannt ist ¹⁾. Diese Tätigkeit gewann aber wesentlich an Bedeutung, seit man auch in der Forstwirtschaft begann, eine Säge, nämlich die Zugsäge, zu verwenden. Obwohl schon die Waldordnung vom Jahre 1766 die Benützung der Zugsäge statt der Hacke empfahl, fand diese bedeutende Umstellung in der Arbeitsweise der Holzknechte in unserer Heimat erst um die Wende zum 19. Jahrhundert statt ²⁾.

Durch die Verwendung der Zugsäge konnte nicht nur die Arbeitsleistung bedeutend erhöht werden, so daß die Produktionskosten sanken, sondern es konnten auch große Mengen Holz eingespart werden, was gerade in dieser Zeit besorgniserregender Holznot sehr wünschenswert war. Denn mit der Säge gelang es, die Bäume bedeutend näher am Boden abzustocken als mit der Hacke, und auch beim Zerteilen der Stämme zu Blochen (Klötzen) wurde beim Sägen jeder Holzverlust sauber vermieden, während beim Hacken große Mengen Scharten (Späne) nutzlos im Wald zurückgeblieben. Diese neue Arbeitsmethode wurde von der Innerberger Hauptgewerkschaft, in deren Interesse es lag, viel und sparsam zu schlägern, auf verschiedene Weise gefördert: Jeder Holzknecht erhielt unentgeltlich eine Zugsäge und die Gewerkschaft ließ um das Jahr 1800 einen Mann kommen, der sich auf das „Sagzurichten“ verstand und stellte ihn in ihre Dienste. Seine Aufgabe war es, die Zugsägen immer in tadellosem Zustand zu halten, so daß die Holzknechte selbst eine Erleichterung zu spüren und

¹⁾ Das Gedenkbuch von Merkenstein berichtet 1683 von einem „Hans Sagfäller“ (Haus-, Hof- u. Staatsarchiv, HS 976 w 1088 r).

²⁾ Der Stich von Gauer mann-Schwartz „Kalkofen“ aus „Voyage pittoresque en Autriche“, Paris 1824, zeigt die Holzknechte noch beim Schlägern mit der Hacke.

damit mehr Lust bekamen, die überlieferte Arbeitsweise aufzugeben. Außerdem sollte der neu eingestellte Sagfeiler nach und nach unter den Waldarbeitern selbst einige für diese Dienstleistung anlernen. Zur Unterstützung dieser Aufgabe verfaßte der Waldmeister der Innerberger Hauptgewerkschaft, Aloys Joh. Kofler, eine Anleitung unter dem Titel: „Gebrauch der Holz-Sag im Um- und Durchschneiden der Bäume“. Sie ist am 1. Jänner 1821 in Steyr ausgefertigt, mit sauberen Aquatintazeichnungen ausgestattet und umfaßt 9 Folioblätter. An Hand dieser Lehrschrift, die im Holzmuseum in der Alten Hofmühle zu Gutenstein zu besichtigen ist, wollen wir im folgenden die Arbeit des Sagzurichtens kennenlernen:

Den Anfang bilden einige Bemerkungen, worauf beim Ankauf einer neuen Zugsäge zu achten und an welchen Merkmalen ihre gute Qualität zu erkennen ist: „Die gewöhnlichen Sägen, wie sie vom Sagschmied kommen, sind beinahe viertelmondförmig, in der Länge von einem Griff zum andern beiläufig $4\frac{1}{2}$ —5 Fuß (148,5—165 cm) und in ihrer Mitte, also am breitesten Orte, bei 7 Zoll (18 cm) breit. Erfahrene Holzknechte bedienen sich zum Umschneiden der Bäume lieber der schmälern Stücke. Man nennt sie allgemein „Buglsägen“.

„Soviel von einem als geschickt bekannten Sagschmied erfahren werden konnte, nimmt er zwei Teile guten Stahl und für den Rücken des Blattes einen Teil guten Eisens. Die größte Kunst besteht in der Gärbung³⁾ und darin, den richtigen Grad der Härte zu treffen. Die Säge soll zwar hart sein, aber doch nicht zu sehr, da ansonsten die Zähne abgesprengt werden. Sie muß möglichst gleichmäßig geschmiedet und gerade gerichtet sein; jeder Bug, jede Unebenheit würde die Arbeit hemmen. Nachdem der Sagschmied nach seiner Einsicht das Sägeblatt gut hergestellt hat, bricht er die Schneid- und Räumzähne aus. Erstere etwas über $\frac{1}{2}$ Zoll lang für weiches und höchstens $\frac{1}{3}$ Zoll lang für hartes Holz, am Blatt ein starkes $\frac{1}{3}$ Zoll breit, von wo sie dreieckig zugespitzt sind. Die letzteren, die Räumzähne, von denen ein Sägeblatt 4—8 hat, werden gemacht, um die Sägespäne aus dem Schnitt zu schaffen. Sie sind weder schneidend noch zugespitzt und müssen kürzer sein als die Schneidezähne. Eine Halbscheid der Räumzähne muß mit dem höheren Eck dem einen Ende der Säge, die andere Halbscheid dem anderen Ende, die niedrigen Ecken aber alle der Mitte der Säge zugekehrt sein (Abb. 1 a). Für großes Holz sollen die Zähne etwas weiter auseinanderstehen als für kleines, weiter als $\frac{1}{4}$ Zoll aber niemals.

Dies ist das wesentliche, worauf beim Ankauf einer Säge gesehen werden soll. Doch haben öfters Sägen die besten Kennzeichen der Güte, ein kurzer Gebrauch zeigt aber, daß man sich getäuscht hat. Will man jedoch mit ziemlicher Verlässlichkeit auf dauerhafte Güte rechnen, so sind es wohl vorzugsweise diejenigen des Sag- und Hackenschmiedmeisters Joseph Zedler in Damischbach im Kreise Bruck, dessen Sägen nicht nur in Steiermark und Österreich gesucht sind, sondern sogar vom tiefen Ungarn und Illyrien schriftlich bestellt werden.

Diese nun beschriebene Säge, sie mag vom Schmied im besten Zustand abgegeben worden sein, ist doch noch nicht gebrauchsfähig.

3) Gärbung: Zusammenschweißen von Stahl und Eisen.

Keineswegs, weil sie der Fabrikant nicht vollständig herzustellen versteht, sondern weil eine gänzlich fertige Säge bei der Versendung unausbleiblich wieder ruiniert würde, am Bestimmungsort also doch wieder neu zugerichtet werden mußte. Außerdem kann der Fabrikant nicht wissen, zu welcher Holzgattung sie verwendet werden soll. Darum ist es besonders bei großen Holzlieferungen unbedingt notwendig, daß unter den Holzknechten einige kundige Sag-Zurichter vorhanden sind, da sonst zu viele Verfeinerungen (Arbeitspausen) entstehen würden, wollte man die oft beschädigten Sägen jedesmal zur Reparatur zum Sagschmied schicken. Die k. k. Hauptgewerkschaft hat derzeit unter ihren Gedingern⁴⁾ schon mehrere, die nicht nur die Zähne der Sägen gehörig zu feilen und zu richten verstehen, sondern auch die Zähne tiefer auszubrechen.

Der kundige Sagzurichter übernimmt also z. B. eine neue Säge vom Sagschmied, macht sie an etwas, am besten an einem Schraubstocke, fest und feilt anfänglich die Zähne mit einer etwas schärferen Feile nur grob, dann mit einer feineren Feile schneidend aus. Diese Schneid darf sich jedoch nicht bei jedem Schneidezahn auf derselben Seite, sondern bei einem rechts, beim folgenden links auswärts befinden, ohne die allenfalls dazwischen stehenden Räumzähne zu berücksichtigen (Abb. 1 b). Sowie die Zähne schneidend und spitzig gefeilt sind, fängt der Zurichter an, mit einem schlüsselartigen Eisen, dem Schränkeisen, den einen Schneidezahn nach rechts, den anderen nach links zu zwingen, so daß ihre Spitzen etwas vom Sägeblatt nach außen stehen (Abb. 1 c). Sieht man von einem Ende der Säge zum anderen, so darf die Schränkung (Schrank) für weiches Holz nicht weiter als $\frac{1}{8}$ Zoll, für hartes noch weniger betragen. In diesem Schrank erscheinen die Räumzähne, die nicht geschränkt werden, nur mit den äußersten Spitzen, da sie etwas kürzer sind als die Schneidezähne.

Hat man nun an beide Enden der Säge die hölzernen Griffe befestigt und noch einmal dafür gesorgt, daß die Säge auch nicht im mindesten verbogen ist, so kann zur Arbeit geschritten werden. Wird jedoch mit ihr den ganzen Tag geschnitten, so stumpfen die Zähne natürlich ab und es ist notwendig, die heil (glatt) gewordenen Zähne mit einer feinen Feile etwas nachzufeilen.

Der Verlust eines einzelnen Zahnes macht noch kein wesentliches Hindernis im Schneiden aus. Sobald aber mehrere Zähne nacheinander abgebrochen oder alle Zähne durch öfteres Feilen zu kurz geworden sind, gibt es kein anderes Mittel, als sie wegzuhauen und tiefer ins Sägeblatt hinein neue Zähne auszubrechen. Hiezu hat der Sagzurichter eine eigene Vorrichtung: Sie besteht aus einem Blattl, bei 5 Zoll lang, 3 Zoll breit und $1\frac{1}{2}$ Zoll dick (13, 8, 4 cm) von hartem Zeug (Stahl) mit einer rechteckigen Ausnehmung (3,5 × 1,5 cm) (Abb. 1 d). Das zweite, zum Ausbrechen erforderliche Werkzeug besteht aus einem hammerförmigen, eisernen Stöckl (Durchschlag), 6 Zoll lang und 1 Zoll breit und hoch (16 cm × 2,7 cm × 2,7 cm) mit einem Zapfen a nach unten, der genau in die Öffnung des Blattls paßt. Die Verbreiterung b soll verhindern, daß der Durchschlag zu tief eingeschlagen werden könnte (Abb. 1 e u. 1 f). Das Blattl wird nun auf einem Holzstock befestigt, die Säge draufgelegt, der Durchschlagszapfen auf die hohl liegende Stelle gerichtet, das ganze mit einem am Durchschlag angebrachten hölzernen Griff festgehalten und der Durchschlag sodann von einem Gehilfen mit einem

⁴⁾ Gedinger: Akkordarbeiter.

schweren Eisenhammer niedergeschlagen. So verfährt man, bis alle Zähne neu ausgebrochen sind. Nun müssen sie noch zu Schneide- und Räumzähnen gefeilt und sodann geschränkt werden.“

Zum besseren Verständnis gab Waldmeister Kofler dieser schriftlichen Anleitung auch einige Werkzeuge bei: eine kleine Säge als Beispiel für richtige Feilung und Schränkung, zwei Feilen, erzeugt in der Stadt Steyr, zu denen er bemerkt, daß „trotz der englischen“ auch in Österreich und Steiermark gute Stücke hergestellt würden, ein Schränkeisen, ein Blattl und ein Stöckl⁵⁾. Die gründliche Unterweisung der im Dienste der Innerberger Hauptgewerkschaft stehenden Holzknechte durch einen eigenen Sagzurichter und die oben zitierte schriftliche Anleitung waren sehr erfolgreich. Denn schon um 1830 war die Arbeit mit der Säge „unter dem Personale so erwünscht, daß man es als eine Strafe ansehen würde, das Holz um- und durchhacken zu müssen“⁶⁾.

Von den Holzknechten in den Staats- und Herrschaftsforsten übernahmen nach und nach auch die Waldbauern die Zugsäge, so daß hier im Schneeberggebiet im Umkreis von einigen Dörfern, ja sogar in jedem größeren Ort eine bescheidene Verdienst- und Lebensmöglichkeit für einen Sagfeiler bestand. Alte Leute erinnern sich noch an den Sagrichter Kimpink in Gutenstein, einen Oheim des später reich gewordenen Erzeugers der „Flamme-Bleue“ Petroleumöfen, und an seinen Nachfolger Pfennig, sowie an dessen Schüler, den Postl-Tonl, der das Gebiet von Puchberg „bearbeitete“⁷⁾.

Wenn wir einen der letzten noch lebenden Berufsgenossen, Herrn Anton Brandstetter, in seiner kleinen, selbstgebauten Werkstätte am sonnigen Waldrand im Norden von Pernitz besuchen, bekommen wir Gelegenheit zu erfahren, wie sich Arbeit und Leben eines wandernden Sagfeilers in der jüngsten Vergangenheit, als dieser Beruf bereits dem Absterben nahe war, gestaltet hat:

Herr Brandstetter hat einst nach der von Waldmeister Kofler beschriebenen Methode noch viele handgeschmiedete Zugsägen hergerichtet, bevor diese von den Sägeblättern aus Walzenstahl teil-

⁵⁾ 1829 reicht F. X. Metzler, Tirol, ein Gesuch ein, seine Entdeckung „Feilen nach Art der englischen zu verfertigen“, zu privilegieren. Die Entwicklung besserer Feilen war für die Pflege der Sägen und deren Vordringen in die Forstwirtschaft von Bedeutung (HKA, HS 727 1/4/13).

⁶⁾ Wie aus den Katalogen der Wr. Weltausstellung 1873 hervorgeht, war diese Umstellung in Galizien um diese Zeit noch immer nicht erreicht, die Holzknechte zogen dort noch entschieden die Hacke vor, sicher aus Mangel an geschickten Sagzurichtern.

⁷⁾ In Mitterbach bei St. Aegydt arbeitete der Sagnrichter Wieser, der auch nach Rohr im Gebirge kam.

weise und schließlich (1946—1948) von der Motorsäge gänzlich aus der bäuerlichen Forstwirtschaft verdrängt wurden⁸⁾.

Zum Feilen verwendete Herr Brandstetter je eine gröbere und eine feinere Feile von flacher Vierkantform. Außerdem besitzt er noch eine solche von quadratischem Querschnitt, mit der er nach dem Ausbrechen neuer Zähne aus dem Blatt die Zwischenräume glättete. Schränken konnte er auf verschiedene Art:

1. mit einem gewöhnlichen Schränkeisen (vgl. Abb. 1 c). Je nachdem, ob das Eisen dick oder dünn und daher mehr oder weniger Kraft erforderlich ist, bedient er sich des 1., 2. oder 3. Einschnittes am Schränkeisen. Diese Arbeitsweise setzt gute Augen und große Übung voraus, um den Grad der Schränkung bei allen Zähnen gleichmäßig zu treffen;

2. mit einer Zange (Abb. 2): Hier braucht man weniger Übung, denn der Grad der Schränkung kann mit der Schraube S eingestellt werden.

3. Besonders dicke Sägeblätter wurden mit einem eigens dafür bestimmten Hammer (Abb. 3) auf einem kleinen Amboß geschränkt.

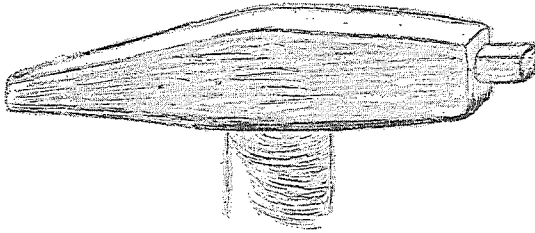


Abb. 3. Hammer zum Schränken sehr dicker Sägen

Für das Feilen und das Schränken nach der 1. und 2. Art muß die Säge fest eingespannt werden. Der Sagrichter bedient sich dazu der „Feilkluppe“: sie besteht aus zwei Hartholzbrettern (ca. 56×17 cm), die sich nach oben auf etwa 23 cm verbreitern und an der Oberkante etwas abgeschrägt sind, ferner einer Schraube, ehemals aus Holz, mit Schraubenmutter. Das Sägeblatt wird nun mit den Zähnen nach oben zwischen die beiden Bretter gesteckt, die mit Hilfe einer hölzernen Flügelschraube so fest

⁸⁾ Laut Herrn Brandstetter erkennt man handgeschmiedete Sägen an den tiefen Einschlügen, die von der Bearbeitung mit dem Wasserhammer herrühren. Ferner sind bei ihnen die Angeln für die Holzgriffe aus demselben Stück wie das Blatt gearbeitet, bei Sägen aus Walzenstahl dagegen sind die Angeln angenietet.

zusammengezogen werden, daß das Sägeblatt fixiert ist. Herr Brandstetter besitzt zwei solche Feilkuppen: die eine ist in seiner Werkstatt für dauernd befestigt, die andere an der „Feilbank“ montiert: Als solche verwendet er ein leichtes Holzkistchen ($l = 56 \text{ cm}$, $b = 20 \text{ cm}$, $h = 48 \text{ cm}$) mit aufklappbarem Deckel, der zugleich als Sitzfläche der Feilbank dient. In diesem Kistchen, das versperrbar war und an dessen Längsseite zwei Tragegurten angebracht sind, bewahrte Herr Brandstetter alles Werkzeug auf, das er mit sich auf die Stör nehmen mußte. Diese Rückenlast wog alles in allem etwa 30 kg ⁹⁾ (Abb. 4).

War eine handgeschmiedete Säge sehr abgenützt, hatte sich insbesondere an einer Stelle, wo das Eisen weicher war (es war nicht so homogen wie der Walzenstahl), durch Ausbrechen mehrerer Zähne ein „Graben“ gebildet, so mußte ein Kreis „angerissen“ werden, wo die neuen Zähne ausgestanzt werden sollten. Hiezu bediente sich Herr Brandstetter eines einfachen Stangenzirkels, bestehend aus einer etwa 2 m langen, dünnen Latte mit vielen kleinen Löchern. Er legt nun die Säge auf den Boden der Werkstatt, bestimmt durch Anhalten des Stangenzirkels an die Enden der Säge (empirisch) den Drehungsmittelpunkt und steckt hier einen Nagel, den „Reitstift“, durch ein passendes Loch der Latte in den Boden. Mit einem Nagel, an das bewegliche Ende des Zirkels gehalten, ritzt er nun in das weiche Sägeblatt einen Kreisbogen ein (Abb. 5). Da er den langen Stangenzirkel in seinem Störkistchen nicht unterbringen konnte, fertigte er sich für die Wanderarbeit mit Hilfe einiger Scharniere einen zusammenlegbaren an.

In seiner Jugend, als Herr Brandstetter noch bei seinem Onkel in die Lehre ging, verwendete er zum Herausschlagen neuer Zähne noch einen Durchschlag, der dem von Waldmeister Kofler beschriebenen Stöckl ganz ähnlich war. Später ließ er sich vom Schlosser einen ganzen Satz von Stanzen anfertigen, angepaßt an die mannigfachen Zahnformen der den verschiedensten Zwecken dienenden Sägen. Diese Stanzen konnten wechselweise in eine Presse eingesetzt werden, von denen er zwei besaß: eine schwere für die Werkstatt und eine leichtere für die Störarbeit¹⁰⁾.

⁹⁾ Im Holzmuseum Gutenstein ist außer dieser Feilbank, Inv. Nr. 607, noch eine andere aufbewahrt, bei der die Kluppe an einer kleinen Bank drehbar montiert ist, was das Feilen erleichtert, Inv. Nr. 667. Zimmerleute führten oft noch einfachere Feilkuppen mit sich: Sie bestehen aus einem sehr dicken Brett (ca. 7 cm) mit einer tiefen Nut am Ende. In diese führte man das Sägeblatt ein und verklemmte es mit Keilen, Inv. Nr. 570.

¹⁰⁾ Die schwerere Presse wiegt etwa 24 kg und entfaltet laut Herrn Br. einen Druck von 500 kg/m^2 . Die leichtere wog 12 kg .

Das Feilen und Schränken, wohl auch das Ausstanzen der alten handgeschmiedeten Zugsägen hätten die geschickteren unter den Waldbauern vielleicht selbst zustande gebracht, nicht aber die nun folgende Arbeit: das Spannen der Sägeblätter. Denn durch die Bearbeitung war das weiche Schmiedeeisen deformiert worden und nahm zum Unterschied vom modernen elastischen Walzenstahl nicht mehr die ursprüngliche Form an. Längs des Rückens der Säge und auch längs der Zähne hatten sich Wellen gebildet, „Bladern“, während in der Mitte das Sägeblatt eben geblieben war. Diese Bladern mußten nun durch Hämmern ausgeglichen werden, eine Arbeit, die besondere Übung voraussetzt und von der Herr Brandstetter stolz erzählt, daß er sie anerkanntermaßen gut beherrscht. Sie wurden mit einem sich stark verjüngenden Hammer auf einem kleinen Amboß durchgeführt, der ebenfalls auf die Störmitgenommen werden mußte (Abb. 6)¹¹⁾.

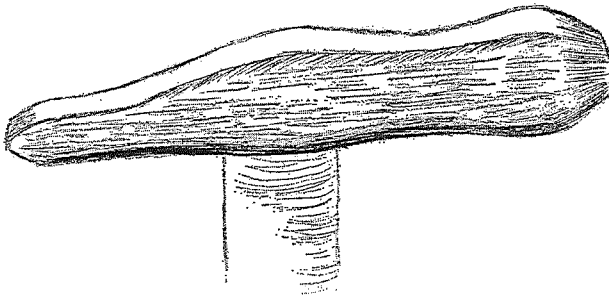


Abb. 6. Hammer zum Spannen der Sägeblätter

Neben den Zugsägen der Waldbauern richtete Herr Brandstetter noch verschiedene andere Sägen her: Spann- und Absetzsägen für Zimmerleute, Kreissägen für Brennholz, Fuchsschwänze, Astsägen zur Obstbaumpflege und die vielseitig verwendbare Bügelsäge für die Haushalte. Nicht selten erhielt er auch den Auftrag, den etwa kreisbogenförmigen Griff einer solchen Bügelsäge zu erneuern. Um einen Prügel von entsprechender Stärke in die passende Form zu biegen, hat sich Herr Brandstetter eine ein-

¹¹⁾ Der Stil des in Abb. 6 gezeigten Hammers ist nicht in dessen Mitte, sondern etwas nach der leichteren Seite hin verschoben angebracht. Die schwerere Seite ist abgerundet, damit „der Trieb sich nach allen Richtungen verteilt“.

fache Vorrichtung zurechtgelegt, die er in mehreren Größen bereithält: Zwischen zwei von groben Nägeln aus Dirndlholz zusammengehaltene kräftige Pfosten wird ein ziemlich dickes Brett von der Form eines Kreisabschnittes eingeklemmt. Man spannt nun zwischen dieses Brett und einen Bolzen das eine Ende des zu biegender Holzprügels und drückt das andere Ende nach und nach in die Form des entsprechenden Kreisbogens. Dabei darf man sich nicht übereilen, um der Faser Zeit zu geben, die neue Form anzunehmen. Als Herr Brandstetter hiebei fotografiert wurde, unterließ er dies leider (Abb. 7). Um einen stärkeren Druck ausüben zu können, stülpte er über das bewegliche Ende des Holzprügels ein passendes Eisenrohr und verlängerte so den Hebelarm. Hat das Holz die gewünschte Form angenommen, zwingt er es mit einem zweiten Bolzen nieder und läßt es austrocknen¹²⁾.

Als Kind einer armen Kleinhäuslerfamilie in Übelbach bei Furth war Herr Brandstetter nie mit Reichtümern gesegnet und mußte sich seine Werkstatteinrichtung und sein „Zeug“ selbst schaffen. 1892 geboren, wurde er von einem Onkel aufgezogen, der sich teils als Pecher, teils als Sagfeiler durchbrachte. Dieser hatte die Grundbegriffe seines Gewerbes nur flüchtig in einem einzigen Sommer von einem wandernden Sagfeiler aus der Gegend von Amstetten, den er als „Lehrbub“ begleitete, gezeigt bekommen, das übrige aus eigener Geschicklichkeit dazugelernt. Auch Herr Brandstetter führte in den dreißiger Jahren eine Zeit lang einen Lehrling mit sich, konnte ihn aber nur in die einträglicheren Ortschaften, wie Hernstein, Piesting und Dreistetten, mitnehmen. War zu wenig Arbeit oder der Weg zwischen den Höfen zu zeitraubend, wie etwa in Miesenbach, so entließ er ihn wieder. In dieser Unsicherheit lag ohne Zweifel eine Schwierigkeit für das ganze Sagfeilergewerbe, denn sie verhinderte meist eine gründliche Ausbildung, wie sie andere Handwerker genossen. Die Lehrzeit unterlag daher auch keiner gewerberechtlichen Regelung, das Gewerbe galt als „frei erlernt“, wie auch heute noch das des Rechenmachers. Um so mehr kam es aber auch auf die Geschicklichkeit und Begabung des Sagfeilers an und auf sein Streben, selbst dazuzulernen und sich den technischen Neuerungen anzupassen.

Trotz fragwürdiger Ausbildung und stets unsicherer Auftragslage war dieser Beruf aber doch an einen Gewerbeschein gebunden. Herr Brandstetter mußte deren sogar zwei einlösen: einen für die Arbeit in der Werkstatt und einen für die „Hausiarbeit“, wie er sich ausdrückt. Jahr für Jahr mußte auf diesen Schein ein neuer

¹²⁾ Der Holzwarenerzeuger Walter Lechner in Furth an der Triesting verwendet ein sehr ähnliches Gerät zum Biegen von Holz.

Stempel geklebt werden, zum Zeichen, daß die Gewerbesteuer bezahlt war. Hielt ein Gendarm unseren Sagfeiler an, um sich die Berechtigung für dessen Wandergewerbe nachweisen zu lassen, so drückte er wohl meistens ein Auge zu, wenn der Stempel noch fehlte. Denn in der Zwischenkriegszeit herrschte unter unserem Landvolk drückende Not und 15 Schilling waren schwer zu verdienen. Wenn die Auftragslage gut war, konnte der Sagfeiler auf einen Tagesverdienst von 10 Schilling kommen. Auf mehr als 50 Schilling brachte er es jedoch in der Woche kaum, da er wegen der großen Entfernungen zwischen den Höfen viel Zeitverlust in Kauf nehmen mußte. Als er einmal ein Stück Weges mit einem Bettler ging, verglichen die beiden zum Scherz ihren Verdienst: Der Bettler kam ohne Arbeit leicht auf 10 Schilling täglich.

Allerdings kamen zu den Einnahmen des Sagfeilers auch noch die Verpflegung, die er besonders auf den Einzelhöfen kostenlos erhielt. Dort fand er meistens für mehrere Tage Arbeit, denn man hatte alle Sägen zusammengesucht, die das Jahr über gebraucht wurden, und man vertraute ihm auch die Instandsetzung von Sensen und Sichern an. Am liebsten arbeitete er in den Schindelmacherstuben, wie sie z. B. der „Felix“, der „Weixelberger“ und der „Waldbauer“ in Miesenbach noch besaßen. Auch in einer Wagnerwerkstatt schlug er gerne seinen Arbeitsplatz auf. Denn hier gab es genügend verheizbare Abfälle und, da der Sagfeiler bei seiner Arbeit wenig Bewegung machte, war eine warme Stube wichtig. Als Schlafstelle diente stets der Heuboden, nur, wenn es sehr kalt war, der Stall oder ein Strohsack in der Werkstatt. Erst seit Beginn des zweiten Weltkrieges, als es auf allen Höfen weniger Dienstleute gab, war ab und zu ein Dachstübchen für ihn frei. Die Leute auf den Waldbauernhöfen waren alle gastfreundlich zu ihrem Sagfeiler, denn sie kannten ihn schon gut und er brachte manche Neuigkeit mit in die Einschichthöfe.

Den Sommer über wanderte er mit seiner schweren „Kraxen“ von Hof zu Hof, bis hinauf zum Fuß der „Wand“¹³⁾, im Winter dagegen zog er die Arbeit in geschlossenen Ortschaften vor. Im Gebiet von Hernstein, in der Neuen Welt und am Rande des Steinfeldes war er weithin bekannt. Die Bauern dieser Gegend hatten ihm anfangs ihre Sägen in die Werkstatt nach Pernitz gebracht und so sein gediegenes Können schätzen gelernt. Als aber nach dem ersten Weltkrieg die Not zunahm, konnten sie die Fahrkosten nicht mehr aufbringen. Herr Brandstetter wurde nun in die einzelnen Dörfer gerufen und faßte dort Fuß, als mehrmals jährlich wiederkehrender Wanderarbeiter. Hier in den Dörfern bezog er

¹³⁾ Hier für Dürre Wand und Hohe Wand gebräuchlich.

immer bei demselben Bauern sein einfaches Quartier, womöglich dort, wo er auch seinen Arbeitsplatz aufschlagen konnte. Am Morgen nach seiner Ankunft ging er durch den Ort mit dem Ruf: „Der Sagfeiler ist da!“ Damit wurde seine Ankunft bekanntgemacht und oft mit dem landläufigen Scherz „sperrts die Weiber ein, der Sagfeiler kommt“ begrüßt. An den Charakter stellte das ewige Wanderleben freilich große Anforderungen, denn der Sagfeiler verbrachte viele Abende fern seiner Familie und kam so in Gefahr, Zeit und Geld zu vertrinken.

Vom alten Kimpink wird eine Anekdote erzählt, die man sicher einst von vielen Sagfeilern hörte und die wohl als eine für den Beruf typische, dem Außenstehenden nicht leicht verständliche Scherzgeschichte aufzufassen ist: Am Faschingsdienstag wurde zu Dreistetten, wie hier allgemein, nicht gearbeitet. Trotzdem erschien der Bauer vom Frankenhof und verlangte, daß seine Säge eiligst hergerichtet werde. Der Sagfeiler zeigte sich anfangs ganz abgeneigt und versprach erst, die Feiertagsruhe zu unterbrechen, wenn er doppelten Lohn bekäme. Auf seine Frage, ob die Säge für hartes oder weiches Holz bestimmt sei, antwortete der Frankenhofbauer, entweder aus Unwissenheit oder weil ihn der doppelte Lohn nun doch reute „für beides“ (was unmöglich ist). Wie staunte er, als er sein Sägeblatt in Empfang nahm: es war vorne für Weichholz, am Rücken aber für Hartholz ausgezahlt und zugerichtet (dadurch aber unbrauchbar).

Trotz des schlechten Verdienstes und der Not der Zwischenkriegszeit gelang es Brandstetter und seiner sparsamen Frau, sich ein winziges Häuschen und eine kleine Werkstatt zu zimmern und einzurichten, drei Kinder aufzuziehen und den Sohn sogar Lehrer werden zu lassen. Der Verlust des Gehörs durch eine Typhuserkrankung, ein selbstverschuldeter Brand im Pechwald mit hohem Schaden und der Tod des einzigen Sohnes im Rußlandfeldzug waren die Schicksalsschläge dieses bescheidenen Handwerkerlebens.

So lernen wir in Brandstetter einen fleißigen und genügsamen Menschen unseres Volkes kennen, stellvertretend für unzählige seiner Berufsgenossen, von denen wir nichts mehr wissen. Sie wanderten von einem Bauern zum anderen, von Dorf zu Dorf und kamen einst auch in die von regsamem Leben erfüllten Höfe der Wiener Bürgerhäuser. Hier hat uns Lanzedelly einen von ihnen gezeichnet: Inmitten von munteren Wäschermädeln den altersgrauen Sagfeiler auf seiner Feilbank (Abb. 8).

Ein Steinzeugkrug aus dem Stift Heiligenkreuz bei Baden, N.-Ö.

(Mit 5 Abbildungen)

Von Richard Pittioni

Im Juni 1971 wurde das straßenseitige Dach des stiftlichen Gästetraktes repariert. Bei dieser Gelegenheit entfernte man die schadhafte Ziegel, brachte eine neue Dachrinne sowie ein ziemlich breites Blechgesims an. Gleichzeitig wurde der Bauschutt, der auf dem Dachboden im Winkel zwischen Dach und Bodendecke angehäuft war, auf die Straße geworfen. Der Bauschutt bestand aus alten Dachziegeln sowie aus Kachelresten, unter denen sich auch einige barocke Bruchstücke befanden. Bei der Durchsicht des vor der äußeren Hausfront liegenden Materials wurden einige Gefäßbruchstücke beobachtet, die sich im Bereich des von der Badener Straße in den Innenhof des Gästetraktes führenden Durchganges konzentrierten. Da sie frische Brüche aufwiesen, war es naheliegend anzunehmen, daß sie von einem Gefäß stammten, das mit dem Bauschutt vom Dachboden heruntergeworfen worden war. Dank der Initiative von P. Hermann Watzl S.O.Cist. sowie des Herrn Poliers Burger wurde mit Hilfe eines Arbeiters das gesamte, im Fundbereich angesammelte Material durchgesehen. Hierbei wurde von dem Gefäß noch so viel gesammelt, daß es bis zu drei Viertel zusammengesetzt und hernach ergänzt werden konnte: daraus ergab sich der auf der Tafel (Abb. 2 a-d) gezeigte Krug¹⁾.

Krug, Steinzeug. Lehmbraune glänzende Oberfläche, schwarze Innenfläche, Scherben im Bruch hellgrau. Breite Standfläche mit knapp darüber befindlichem Doppelwulst von je 0,6 cm Breite, Wand zylindrisch aufsteigend, gegen die halbe Gefäßhöhe breit bauchig ausladend, gegen die Schulter sich verengend, diese durch eine schwache umlaufende Rille vom zylindrischen Hals abgesetzt. Mundsäum 0,6 cm breit gewulstet, Hals zu einem dreieckigen Schnabelausguß gefaltet, 1,8 cm unterhalb des Mundsäumes dicker Stabhenkel angesetzt und in weitem Schwung zur größten Bauchweite führend, knapp an der Halsansatzstelle zwei runde Vertiefungen angebracht. Von 7 cm oberhalb der Standfläche bis zum Halsansatz 10 parallele, ungleich stark eingedrückte Reihen von

¹⁾ Für die Restaurierung des Gefäßes habe ich dem Laboranten am Institut für Ur- und Frühgeschichte, Herrn K. Schramseis, sowie der akad. Restauratorin Frau R. Bertelmann herzlich zu danken.

Rädcheneinstichen. Links und rechts vom Henkel auf dem Hals je ein zum Henkel zu offener Schwungbogen mit eingedrehten Enden in schwärzlicher Farbe angebracht, der offene Bogen mit 5 Punkten gefüllt. Davor, dem Schnabel zugewendet, ein aus Strichen und Punkten bestehendes Füllmuster, auf dem Grat des Schnabels sechs senkrechte Punkte. — Höhe 23 cm, Standfläche 10,6 cm, Bauchweite 14,5 cm, Mündung 10,2 cm : 10,1 cm, Schnabelbreite 3,8 cm, Henkelbreite 2,3 cm, Henkeldicke 1,4 cm (Abb. 1).

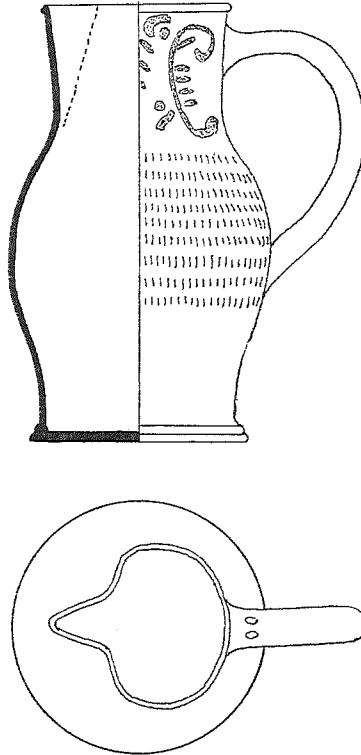


Abb. 1. Heiligenkreuz bei Baden, NÖ. Steinzeugkrug, Profilzeichnung

Während man in den letzten Jahren der zeitlichen Zuordnung ebenso wie der Frage der Herkunft bzw. Erzeugungsorte der Schwarzhafnerei intensive Aufmerksamkeit geschenkt hat und auch über die Weißhafnerei viele Einzelheiten erarbeiten konnte, ist die Kenntnis um Herkunft und Verbreitung der Steinzeug-Erzeugnisse

kaum gefördert worden. Soweit ich sehe, hat man auch der Frage, wie weit das rheinische Steinzeug des 17. und 18. Jhdts. bis nach Österreich verhandelt wurde, noch kaum Aufmerksamkeit geschenkt, obwohl es dank seiner formenkundlichen und technologischen Eigenarten verhältnismäßig leicht zu erkennen ist. Wie aus einer neuesten Zusammenstellung über Formenbestand und Ausfertigung des rheinischen Steinzeuges hervorgeht²⁾, ist die in Heiligenkreuz vorliegende Schnabelkrugform im Rheinland nicht üblich. Hingegen sind mir aus Niederösterreich zwei Belegstücke aus Klosterneuburg und ein solches aus Eggenburg bekannt³⁾ und außer dem hier beschriebenen Stück ist noch ein Krug aus Heiligenkreuz zu nennen⁴⁾. F. Lipp schreibt mir unter dem 24. 2. 1972, daß er diesen Krugtypus „in Oberösterreich wiederholt angetroffen“ hat, doch dürfte es ungeklärt sein, ob er zu den Erzeugnissen der Waldzeller Manufaktur gehörte. F. Stieber zeigt zwei Krüge aus Oberösterreich, die zwar das gleiche Rädchenmuster auf der Wand aufweisen, jedoch einen zylindrischen Hals besitzen, der der Halsbildung der rheinischen Ware entspricht⁵⁾. Der Schnabelhals wird demnach eine sekundäre, verwendungsmäßig bedingte Umbildung darstellen. Ob dies mit der Waldzeller Manufaktur zusammenhängt oder ob die Umformung im schlesischen Bereich (Muskau, Bunzlau) für jene Absatzgebiete bestimmt war, die die Schnabelkrüge für Wein- und Mostausschank verwendeten, dürfte zur Zeit kaum zu klären sein. Es sei denn, es gelänge, die für unsere Krugform kennzeichnende schwarze Linien-Punkt-Dekoration auf dem Hals ihrer Herkunft nach zu bestimmen. Vielleicht gibt auch die braune Glasur einen Hinweis auf den Erzeugungsort. G. Otruba weist darauf hin⁶⁾, daß 1798 „der Baumeister Josef Hardtmuth ein Privileg auf das von ihm erfundene ‚Wiener Steingut‘“ erhielt, „einen Werkstoff, der fast so rein und widerstandsfähig wie Porzellan, aber so billig wie Majolika war. Dieses Steingut bestand zwar aus gröberen Stoffen als Porzellan, wurde aber mit bleifreier brauner Glasur überzogen.“ Jedenfalls stellen die an den nun bekannt gewordenen Stücken festgestellte Form und Glasur sowie die Ober-

²⁾ Kunstgewerbemuseum der Stadt Köln, Steinzeug, bearbeitet von G. Reineking-von Bock, Köln 1971.

³⁾ Freundliche Mitteilung von Herrn cand. phil. J.-W. Neugebauer, Klosterneuburg.

⁴⁾ Freundliche Mitteilung von Herrn W. Richter.

⁵⁾ P. Stieber, Deutsches Hafnergeschirr, in: Keyzers Kunst- und Antiquitätenbuch III, Abb. 165—168.

⁶⁾ G. Otruba, Vom Steingut zum Porzellan in Nieder-Österreich, eine Firmenfestschrift zum 170jährigen Bestand des Werkes Wilhelmsburg der ÖSPAG, 1966, S. 84.

flächendekoration so kennzeichnende Elemente dieser keramischen Gattung dar, daß an der Herkunft aus einem bestimmten Erzeugungsgebiet oder sogar -ort wohl nicht gezweifelt werden kann.

Bezüglich der zeitlichen Zuordnung unserer Krugtype fehlt es noch an verlässlichen Angaben; das eben genannte Privileg läßt an das vorgeschrittene 18. Jhdt. denken, doch wird auch das 19. Jhdt. als Produktionszeit in Betracht kommen.

Ein „Holzbarometer“ aus dem Yspertal

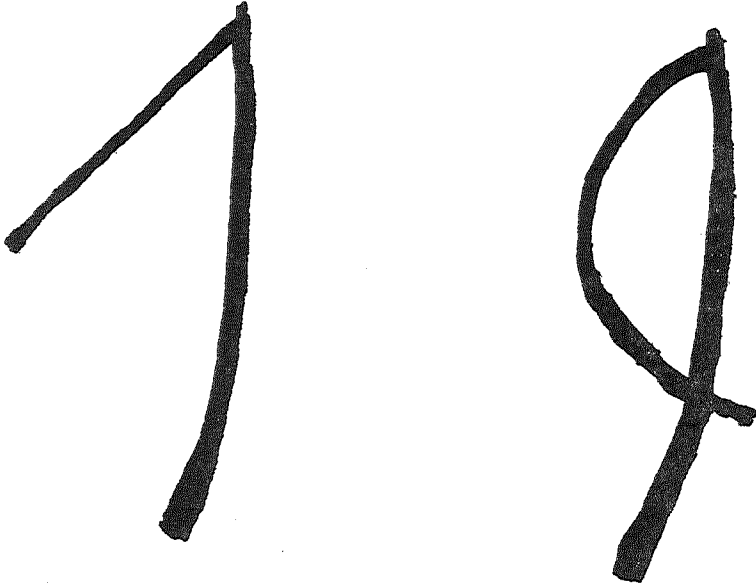
Von Emil Schneeweis

Seit Ferdinand Raimund im Jahre 1823 seine Zauberposse „Der Barometermacher auf der Zauberinsel“ geschrieben hat, ist das genannte Instrument gewissermaßen das Instrument der Wetterfrösche geworden — offensichtlich auch in dem uns Volkskundler angehenden Bereich.

„Bäuerliche Wetteranzeiger“ sind aus der Fachliteratur bekannt¹⁾ und dürften früher weit häufiger verwendet worden sein; wenn nun ein Beispiel aus dem niederösterreichischen Yspertal vorgestellt werden soll, dann geschieht dies nicht nur um der räumlichen Abrundung willen, sondern auch um die Unterschiede an Form und Material gegenüber den im zitierten Artikel beschriebenen Belegen zu unterstreichen. Diese Unterschiede sind so bedeutend, daß sich ein dauernder Vergleich zwischen den wesentlichen Punkten als angezeigt erweist.

Am 9. Juli 1971 entdeckte ich an der Scheune des Hofes Stoiber, Kapelleramt, Pisching, an der Südost- sowie an der Südwestwand des Wirtschaftsgebäudes je ein etwa kleinfingerdickes Stück eines Fichtenzweiges, dessen stärkeres Aststück mittels Eisennägeln fest an die Scheunenwand genagelt war, wogegen das dünnere, in einem Fall längere Zweigstück in der Senkrechten frei beweglich war. Dies ist schon ein beachtlicher Unterschied gegenüber dem von Elfriede Lies gebrachten Paradigma, ebenso wie der Hinweis in deren Artikel: „Die Wurzel soll nicht direkter Sonnenbestrahlung ausgesetzt sein“; auf dem Stoiberhof ist das „Barometer“ ja so gut wie immer der Sonne ausgesetzt. Ein weiterer Unterschied beruht darauf, daß eine längere Beobachtung oder Justierung überflüssig ist, da das freie Ende wie ein Zeiger funktioniert: Krümmt sich das freie Aststück zusammen, ist Schönwetter zu erwarten; streckt es sich vom Stamm weg, kommt Schlechtwetter. Kurzdauernde Störungen (Gewitter) werden fast nicht angezeigt, nur drohendes längeres Schlechtwetter.

¹⁾ Elfriede Lies, Ein Wetteranzeiger aus Thumersbach. (Österreichische Zeitschrift für Volkskunde, Neue Serie Bd. 10, Wien 1956, S. 54 f.)



schlecht

schön

Bei meiner Befragung erhielt ich vom Besitzer des dreihundert Jahre alten Hofes die Auskunft, es handle sich um ein „Holzbarometer“, das in der eben beschriebenen Art recht zuverlässig eine Wettervorhersage ermögliche; der Stoiber-Bauer meinte, diese Erscheinung hänge mit ähnlichen Vorgängen zusammen wie sie auch für noch am Baum befindliche Äste maßgebend seien.

Bei meiner Frage, ob in der näheren oder weiteren Umgebung etwas Ähnliches bekannt sei, wußte mein Gewährsmann nur, daß seine „Buam“ das Gerät von irgendwo mitgebracht hätten.

Das in meinem Besitz befindliche Stück ist ohne Rinde, von Borkenkäfergängen durchzogen, und wurde mir nur abgetreten, weil es bereits geknickt und daher für Prognosen ungeeignet war. Das stärkere Aststück ist bei einem Durchmesser von 1,5 bis 3 cm etwas über 70 cm lang, das schwächere, also ehemals als beweglicher Zeiger fungierende Stück ist bei einer Länge von 45 cm stärker gekrümmt und hat einen Durchmesser von 0,6 bis 1 cm. Wir hätten also in diesem doch eher als Hygrometer anzuspre-

chenden Gerät ein echtes — in zweifachem Sinn echtes — Gegenstück zu den „volkstümlichen“ Schutzhüttenprodukten vor uns, die etwa in Gestalt von kleinen Eseln u. ä. ebenfalls das Wetter zu prognostizieren vorgeben: Ist der Schwanz des Esels naß, regnet es; ist er bereift oder beschneit, schließt der kernige Touristenhumor auf die entsprechenden Atmosphärlilien.

Chronik der Volkskunde

Das Tiroler Bauernmuseum in Schloß Bruck

Von Franz Kollreider

Als nach der vollständigen Niederlage „Großdeutschlands“ im zweiten Weltkriege sich als erster Berufsstand der Nähr- oder Bauernstand in ganz Österreich und besonders im „steinreichen“ Tirol, das damals noch eine weitgehend dominierende Bauernkultur aufwies, von neuem zu besinnen und mit Erfolg politisch zu organisieren begann, wie es ein ehemals geflügeltes Wort treffend ausdrückte: „Mir geht's guat, i bin gsund, es lebe der Tiroler Bauernbund“, tauchte bei den intellektuellen Kreisen dieser sonst sehr konservativen Volksgruppe die in Tirol bisher fast unbekannte Idee zur Gründung eines großen, regionalen Bauernmuseums als Dokumentation eines neuen Standesbewußtseins auf. Viele Angehörige und Schüler der drei Tiroler landwirtschaftlichen Lehranstalten in Lienz, Imst und Rotholz hatten als Soldaten im Norden Europas Gelegenheit gehabt, etwa den Museumspark Skansen bei Stockholm, die landwirtschaftlichen Freilichtmuseen in Kopenhagen und Aarhus, in Oslo und Lillehammer, in Helsinki und Riga (gegründet 1928) oder auch in der deutschen Heide und im Münsterland: Cloppenburg (1935), Celle und Fallingbostal zu sehen und dabei zu überlegen, welche Veränderungen in der Lebensweise, in den Wirtschaftsformen und bei den seit der Antike nahezu gleich gebliebenen Arbeitsgeräten die Industrialisierung auch im eigenen Lande mit sich bringen müßte.

Die Angst, in der bisher noch autarken Heimat durch eine eventuell zwangsweise Umstrukturierung den Verlust unzähliger Kulturwerte in Sitte, Brauch und altgewohnten Arbeitsmethoden in Kauf nehmen zu müssen, gebar also bei den Besten unseres Volkes die Idee eines „Tiroler Bauernmuseums“ als immerwährendes Leitbild für ein freies, eigenständiges Volkstum, das hinter Pflug und Spinnrad groß geworden war und sich nun vom Bauernstande wieder neues Leben und wirtschaftliche Konsolidierung erhoffte.

In der „Tiroler Landsmannschaft“ (Dr. Hermann Holzmann) einerseits und in der unermüdeten heimat- und volkskundlichen Forschung der Universitätsprofessoren Hermann Wopfner (Bergbauernbuch a-b-c) und Otto Stolz andererseits, sowie im Kulturbeirat der Tiroler Landesregierung unter Landeshauptmann-Stellvertreter Hans Gamper und der Direktion des Tiroler Bauernbundes (Dr. Lechner und Kammerpräsident Muigg) konzentrierten sich all diese Bestrebungen so weit, daß es schon 1950 zu einem vorläufigen Beschlusse auf Gründung eines umfassenden „Tiroler Bauernmuseums“ in der Landeshauptstadt Innsbruck unter Berücksichtigung all der vielschichtigen, ländlichen Berufssparten und orographisch verschiedenen Talschaften des Landes kam.

Das damals noch als Feuerwehrmagazin und Flüchtlingsquartier verwendete, im Besitze des Bundes stehende Zeughaus an der Sill, war als endgültiger Aufstellungsplatz dieses Museums wegen der Großräu-

migkeit des Objektes in seinen Arkadengängen und Dachgeschossen, sowie dem weiten Parkgelände (insgesamt 20.000 m² belegbare Fläche) am Rande städtischer und ländlicher Siedlungsweise in Aussicht genommen. Ein erster fachkundiger Kostenvoranschlag hatte für die Adaptierung des Zeughauses zum Museumsgebäude einschließlich der Sammlung und Aufstellung von bäuerlichen Arbeitsgeräten eine Million Schilling ergeben. Zwanzig Jahre später, bei der tatsächlichen Adaptierung dieses Objektes zu einem „Landeskundlichen Museum“ Tirols, 1969, betrug diese Summe allerdings ca. dreißig Millionen. Im Jahre 1949 jedoch war in Anbetracht der wirtschaftlichen Not nach dem Kriege auch die eine Million für diese Kulturtat nicht aufzubringen; ebenso hemmend wirkten verschiedene lokalmuseale, denkmalpflegerische und kulturpolitische Meinungsverschiedenheiten in der Landeshauptstadt. All dies führte schließlich zu einer Verwässerung obigen Beschlusses, bzw. zu einer Zersplitterung des Großprojektes „Bauernmuseum“ unter den einzelnen Interessenten mit dem Endergebnis, daß das Kulturamt des Landes Tirol nur mehr die Sammlung von bäuerlichen Arbeitsgeräten an allen landwirtschaftlichen Schulen veranlaßte und finanzierte, die Verwahrung derselben aber an Ort und Stelle, gleichsam als Schulsammlung empfahl; mit Lienz sollte begonnen¹⁾. Damit war eigentlich schon das Todesurteil über ein repräsentatives bäuerliches oder landwirtschaftliches Regionalmuseum gesprochen und es waren bestenfalls noch ein oder mehrere Bezirksmuseen zu erwarten; eine gezielte und systematische Sammeltätigkeit benötigte nämlich auch freiwillige Helfer und einen verständigen Fachmann, woran es nahezu überall mangelte, als vor allem der entsprechenden Ausstellungsräume. Nur für den Bezirk Lienz hatte sich all das im damals noch weitgehend leeren Schlosse Bruck und dem dortigen Museumsleiter, dem Schreiber dieses Berichtes, gefunden. In Imst und Rotholz aber blieb das Vorhaben gleich bei dem ersten begeisterten Aufsammeln, etwa eines Saales voll altertümlicher Geräte, wie sie mehr oder weniger in jeder „Heimastube“ aufgestellt waren, stecken. In Schloß Bruck indes ging der Autor auf Grund seiner ländlichen Herkunft und der angeborenen Liebe für alles Volkskundliche, sowie Dank des als aufmerksamer Wopfner-Schüler auch im Kriege gewonnenen Anschauungsunterrichtes in der weiten Lüneburgerheide, in Königsberg, Nidden und Riga an ein planvolles Sammeln aller im Lande Osttirol und oberen Pustertale in Gebrauch stehenden, vormaschinellen und allmählich außer Verwendung kommenden bäuerlichen Arbeitsgeräte; zuerst an die des offenen Bauernlandes (landwirtschaftliche Abteilung — 6 Räume)²⁾ und später auch an die des Bauernhauses (handwerkliche Gewerbeabteilung — 3 Räume)³⁾.

Für die museale Aufstellung mußte außerdem ein eigener, separierter Trakt in den Zwingeranlagen von Schloß Bruck, bestehend aus alten Keuchen, Ställen und Wehrgängen, durch Mauerausbrüche, Bodenlegung, Fensterverglasung und Elektroinstallationen entsprechend adaptiert werden, bis in der ersten Ausbautappe eine Aufstellungsfläche von ca. 300 m² erreicht wurde, die mit rund fünfhundert Objekten belegt werden konnte. Von Anfang an legte ich der Sammlung eine Unterteilung der Geräte nach deren Verwendung auf den Hauptnutzungsgebieten: Feld—Wiese—Wald zugrunde. Sie spiegeln das bäuerliche Arbeitsjahr vom Spätwinter mit seinem Mistziehen auf Harschschnee bis zum Spätherbst mit dem Dreschen, Brecheln, Mahlen, Backen und Schlachten wider.

Im Juni 1955 endlich konnte die feierliche Eröffnung dieses „Museums bäuerlicher Arbeitsgeräte“ im Schloß Bruck, des quasi ersten

landwirtschaftlichen Museums in Österreich überhaupt (lediglich im Steirischen Volkskundemuseum in Graz existierte bereits seit Jahren die von Hanns Koren errichtete „Geräte- und Fahrnishaile“ und auch Franz Dichtl war schon seit 1950 im Mühlviertler Heimathaus in Freistadt durch regelmäßige Sonderausstellungen aus dem landwirtschaftlichen Bereiche z. B. „Mühlviertler Holz in Wirtschaft und Brauchtum 1954“ am Werke, eine Art Bauernmuseum aufzubauen, wie andernteils die Kärntner volkskundliche Sammlung eines Ferd. Raunegger, Oswin Moro und Oskar Moser, betreffend das bäuerliche Gerät in dem 1952 eröffneten ersten Österreichischen Freilichtmuseums am Kreuzbergl bei Klagenfurt aufstellung gefunden hatte)⁴⁾, vom damaligen Kulturreferenten des Landes Tirol Hans Gamper eröffnet werden, wobei Hofrat Univ.-Professor Dr. Leopold Schmidt die Festrede hielt.

Josef Ringler, damaliger Direktor des Tiroler Volkskunstmuseums, äußerte sich dazu in der Tiroler Tageszeitung: „Das Osttiroler Heimatmuseum in Lienz ist bisher jedenfalls das einzige Museum Tirols, das den Plan eines Museums bäuerlicher Arbeitsgeräte sinnvoll verwirklichen konnte“⁵⁾. (Dabei blieb es bis heute!) Leopold Schmidt war es auch, der in weiterer Förderung unserer, zum Gutteil auf seiner großartigen Ausstellung „Bauernwerk der Alten Welt; Europa—Asien—Afrika“⁶⁾ fußenden Bestrebungen, die Herausgabe eines separaten wissenschaftlichen Kataloges für dieses neue Museum anregte, ihn schließlich als 64 Seiten starken Sonderdruck der Österreichischen Zeitschrift für Volkskunde, Bd. XI, Heft 1, 1957, herausbrachte und uns in zweihundert Autorenexemplaren zur Verfügung stellte. Der Katalog⁷⁾, der rund hundert instruktive Zeichnungen der ausgestellten Geräte, von einer Berufsgraphikerin entworfen, und zwanzig Fotos der räumlichen Anordnung von Gerätegruppen enthielt, machte durch sein Erscheinen in der angesehenen und weit verbreiteten Österreichischen Zeitschrift für Volkskunde das „Tiroler Bauernmuseum“ in allen Fachkreisen bekannt, so daß sich ein reger Gedanken- und Schriftenaustausch mit deutschen, schweizerischen, tschechischen, ungarischen, jugoslawischen und spanischen gleichartigen Institutionen und Kollegen anbahnte⁸⁾, der bis zur Mitgliedschaft unseres Museums an der „Internationalen Vereinigung der landwirtschaftlichen Museen“ führte, dessen umfangreiche Berichte mit dem vielen fremden Anschauungsmaterial in einem ausgedehnten Bildvergleich anregend wirkten⁹⁾. Auch in Österreich war das Echo dieses „Neuen Museums“ in Schloß Bruck ganz beachtlich und es fand die Idee eines landwirtschaftlichen Museums besonders in Oberösterreich (Wels, Vöcklabruck) und Kärnten (Spittal a. d. Drau) eine unmittelbare Nachahmung. Viele Salzburgerische Heimatmuseen und -stuben griffen ebenfalls in erhöhtem Maße auf eine bäuerliche Gerätesammlung zurück und es ist das Mittersiller Heimatmuseum im Felberturm mit seinen Schwerpunkten in der Darstellung der Almwirtschaft und des bäuerlichen Wohnens vorläufig der jüngste und örtlich benachbarteste Nachfolger, wenn man von den zahlreichen Wirtstavernen und Fremdenrestaurants, die neuerdings immer häufiger mit bäuerlichem Hausrat ausgestattet werden, absieht.

Je mehr aber in der volkskundlichen und musealen Fachwelt unser neuer Museumstyp Anerkennung fand, desto ruhiger wurde es um das ursprünglich geplante Landwirtschaftsmuseum im alten Bauernlande Tirol. Hier begnügte man sich an maßgeblicher Stelle mit dem erreichten Teilerfolge, bedauerte gelegentlich sogar, daß die Schloß-Brucker-Sammlung nicht in Innsbruck stehe, fand aber auch jetzt weder den Mut

zu einem zentralen Bauernmuseum für ganz Tirol, noch zu einem weiteren finanziellen und personellen Ausbau desselben in Osttirol. Im Gegenteil, nach Errichtung einer zweiten Stufe dieses Museums durch eine bäuerlich-handwerkliche Gewerbeabteilung³⁾: Handschmiede, Mühle, Stampfe, Walke, verschiedene Pressen, Schusterei, Färberei, Seilerei, Huterei und Töpferei im Ausmaße von neuerdings 200 m² Fläche im überdachten Wehrgänge der Vorwerke des Schlosses Bruck übergab die Landes-Kulturabteilung die ganze Sammlung von etwa 700 Inventarnummern der Stadtgemeinde Lienz zum Geschenke und zu deren alleiniger Betreuung, ohne selbst weitere und dauernde Verpflichtungen zu übernehmen. Damit war für jeden Einsichtigen das Schicksal für das Gesamt-Tiroler Bauernmuseum endgültig besiegelt. Es war daraus nur eine eigene bäuerliche Abteilung des ohnehin schon für einen einmaligen Besuch viel zu großen „Osttiroler Heimatmuseums“ geworden. Für einen erneuten Ausbau dieses Landwirtschaftsmuseums waren leider auch hier weder Räume noch das benötigte Personal vorhanden, denn der kleinen Stadt Lienz bedeutete das „Heimatmuseum Schloß Bruck“ mit bloß einem wissenschaftlichen Beamten allein schon eine viel zu große finanzielle Belastung.

Die Kulturabteilung der Tiroler Landesregierung hingegen glaubte in Verkenntung der aktuellen Sachlage, sich für den Fremdenverkehr attraktiveren Aufgaben widmen zu müssen; auch waren inzwischen die großen heimischen Landes- und Volkskundler Hermann Wopfner, Otto Stolz und Otto Lanser verstorben, die Tiroler Landsmannschaft (Dr. Holzmann und Dr. Widmoser) durch eine flüchtlingsbedingte Überschichtung des Volkes zur Bedeutungslosigkeit verurteilt. Gelangweilt ob des allmählich auch sonst in vielem museal gewordenen Bauerntums schreitet also die bäuerliche Jugend heute als Besucher durch dieses eigentlich für sie errichtete Museum und nur mehr wehmütig streicheln die „Alten“ bei gelegentlichen Betriebsausflügen über ihre einstigen „Arbeitskameraden“ in bäuerlicher Geborgenheit. Symptomatisch für das Mißlingen eines „Allgemeinen Tiroler Bauernmuseums“, dessen hoffnungsvolles Beginnen einem Schlag ins Wasser glich, ist schließlich der heutige Rückgang des Bauernstandes und seiner Lebensauffassung in allen Linien.

„Es hofft und schafft der Mensch so lang er lebt“, sagt der Dichter — so machte auch der Verfasser dieses Berichtes gegen Ende der sechziger Jahre erneut einen Versuch, das verküppelte Kind des „Tiroler Bauernmuseums“ in Schloß Bruck, entgegen aller Schwierigkeiten, doch noch zu einem Manne auswachsen zu lassen — diesmal mit Hilfe des Landesdenkmalamtes für Tirol. Nach der Eröffnung der handwerklichen Abteilung (1966) hatte es sich gezeigt, daß auch Großobjekte, z. B. eine Mühlen- oder Backofenattrappe, ein Hausmodell oder das einer Harpfe niemals die Aussagekraft einer klappernden Mühle oder eines anderen Originalobjektes im freien Gelände besitzen konnte und so schlug der Planer dem örtlichen Museumsausschuß wie dem Denkmalamte, als der für Heimatmuseen zuständigen Aufsichtsbehörde, letztlich vor, auf dem sich so günstig anbietenden Naturparkgelände von Schloß Bruck ein „Freilichtmuseum bäuerlicher Technik“ als Ergänzung der „Gerätesammlung“ zu errichten. Es hätten sich z. B. am Abflußhänge des Schloßteiches eine Mühle und Hammerschiede sehr gut gemacht und es wären auf dem erhöhten Parkgelände eine Bad-Brechelstube, eine Brettersäge, ein Heuschupfen, ja schließlich als Krönung all dessen ein ganzer Hof zur wirksamen Geltung gekommen. Im Laufe der Vorberatungen mel-

deten jedoch schon wieder andere Unternehmergruppen, wie etwa der Fremdenverkehr und der Naturschutz, ja sogar eine Festspielgemeinschaft ihr Interesse an Schloß Bruck an und brachten dadurch das Freilichtmuseumsprojekt alsbald wieder zu Fall. Eigentlich kein großes Unglück, wäre es nicht um die einmalige örtliche Geschlossenheit und die gesicherte Betreuung durch die Personalunion des „Tiroler Bauernmuseums“ mit dem „Museum Schloß Bruck“ in und außerhalb seiner Tore gegangen; es standen und stehen nämlich heute noch in Lienz und seiner nächsten Umgebung eine Reihe jahrhundertalter Bauten bäuerlich-bürgerlicher Verwendungsart und altertümlicher Technik, deren Erhaltung und Zusammenfassung sozusagen in einer „Museumsstraße“ zwischen Lienz—Oberlienz—Thurn und Schloß Bruck den unbestritten größten Effekt an Anschaulichkeit, an Originalität, wie landschafts- und verkehrstechnischer Gegebenheiten für ein Freilichtmuseum erzielt würden. Leider aber mußten auch von dieser einmaligen Gelegenheit mangels allgemeinen Verständnisses und der Verteuerung jedweden Baugrundes im Stadtbereiche noch schmerzliche Abstriche (dreihundert-jähriger Seilzug und Dreschstadel) gemacht werden, bevor das Grundkonzept dieses Planes für ein bäuerliches Freilichtmuseum schließlich doch verwirklicht werden konnte, zumindest in der Hälfte seines Gesamtumfanges von zehn Objekten, wobei allerdings der Bauernhof noch aussteht.

Das Lienzer „Freilichtmuseum“ rangiert daher heute nach Graz-Stübing, Klagenfurt-Maria Saal und Mondsee an vierter Stelle der österreichischen Freilichtmuseen. Es handelt sich hierbei vor allem um die 370 Jahre alte „Klösterleschmiede“ in Lienz mit einem tretbaren Blasbalg für die Esse und einer Bad-Brechelstube, ferner um die „zweigängige Pfarrmühle“ in Patriasdorf mit einem Gerstenroller, weiters um eine schon im „Görzer Urbar“ von 1300 genannte „Wassermühlengruppe“ mit Leckstampf, einen zweigeschossigen, gemauerten „Kornkasten“ aus dem 18. Jahrhundert und eine typische Osttiroler gedeckte „Doppelharpfe“ aus dem 19. Jahrhundert in der Zauche, sowie den in Aussicht genommenen altertümlichen „Kammerlanderhof“ aus dem 17. Jahrhundert in Oberthurn, in dem wir noch ein Rauchhaus zu erkennen vermögen¹⁰⁾. All diese Objekte, noch in funktionsfähigem Originalzustande erhalten, liegen an einer nur 1,8 km langen Asphaltstraße in unmittelbarer Stadtnähe zwischen Lienz und Thurn auf dem fruchtbaren Schuttkegel der Schleinitz in einem von der modernen Technik, außer der Verwendung des Traktors, kaum berührten uralten Bauernlande. Hier kann bei einer zeitlich wie geldlich völlig freien, direkten Besichtigung ein von wahrer Geschichte getragener und mit dem Hauche lebendiger Tradition umwehter, vielseitiger Eindruck in die alte bäuerliche Struktur und Lebensweise Osttirols gewonnen werden, der gleichzeitig vom einfachen und praktischen Sinne sowie der technischen Begabung unseres Bauernvolkes Zeugnis ablegt.

Durch eine entsprechende Koordinierung der Bestrebungen des Museums Schloß Bruck bzw. der Stadt Lienz mit denen des Bundesdenkmalamtes und des Kulturamtes für Tirol sowie durch eine großzügige, schöpferische Kulturförderung des Landes, auch in entlegener Provinz, zufolge deren besonderen Eignung, könnte in Lienz immer noch ein großes, dem ehemaligen Bauernlande Tirol würdiges, regionales Freilichtmuseum geschaffen werden. Heute fehlt hiezu aber noch das „Kuratorium“ von Graz-Stübing¹¹⁾ und der „Mäzen“ von Klagenfurt-Maria Saal¹²⁾, die Rührigkeit der Museumsvereine der Länder Salzburg

und Oberösterreich oder ein eigener Verein gleich dem für das Oberpfälzische Bauernmuseum. In wenigen Jahren schon dürfte es auch an der Substanz selbst mangeln.

Wenn das „Tiroler Bauernmuseum“ insgesamt bislang ein Torso geblieben ist und von jüngeren Schwestergründungen wie Wels oder Spittal a. d. Drau¹³⁾, Trautenfels¹⁴⁾ und Gutenstein¹⁵⁾ zum Teil bereits an Größe und Aufwendigkeit überflügelt wurde, so blieb es in seiner ursprünglichen Anlage doch immer einmalig, nämlich in der inneren, museal-thematischen Aufstellung, besonders der landwirtschaftlichen Geräte, einschließlich ihrer historischen Entwicklung, sowohl nach Abfolge des bäuerlichen Arbeitsjahres vom Vorfrühling bis Spätherbst, als nach der Funktion und Erklärung der Geräte durch künstlerische Arbeitsbilder, Fotomontagen und Schrifttafeln sowie in der Veranschaulichung der einzelnen Arbeitsvorgänge durch systematische Aufreihung möglichst aller dazu in Gebrauch stehenden Werkzeuge vor dem Aufkommen des Motors, ohne Rücksicht auf eventuelle volkskünstlerische Werte. Innerhalb dieser Hauptordnung wieder sind die Geräte zu den einzelnen Arbeitsvorgängen tunlichst auch räumlich sortiert und auf diese Weise als jeweils zusammengehörige Gruppen herausgehoben, wie etwa die Ackergeräte, Drusch- und Speichergeräte (Feldertrag), Mäh-, Schnitt- und Transportgeräte (Wiesennutzung), Tischler-, Drechsler- und Binderzeug (Wald-Holzverwertung); besonders geschlossen aber die Faserverarbeitung vom Rohstoff Flachs und Wolle bis zum gewalkten Loden und der gewebten Leinwand.

Auch mit diesen „Gerätegruppen“ folgte der Autor den Richtlinien von Leopold Schmidt in dessen wegweisender Ausstellung „Bauernwerk der Alten Welt“, Wien 1954, sowie den Grundsätzen nach dem von ihm gegründeten „Archiv der Österreichischen Volkskunde“ und seiner Anregung zur Heranziehung historischer Bildquellen.

Der enorme Einfluß der zahlreichen Schriften Leopold Schmidts auf die österreichische Geräteforschung und die ganze museale Volkskunde kann hier weiter nicht dargelegt werden, ist aber für das letzte Viertel unseres Jahrhunderts schon allein durch die von ihm redigierte und zum guten Teil auch von ihm verfaßte „Österreichische Zeitschrift für Volkskunde“ hinreichend bewiesen. Hier sei nur nochmals betont, daß Leopold Schmidt speziell unserem Unternehmen von Anfang an Pate gestanden und dessen wissenschaftliches Rückgrat gebildet hat. Dies trotz der großen Entfernung (Wien—Lienz) und der wissenschaftlichen Isolierung unseres Bezirkes, fern jeder Universität; vielleicht aber gerade deswegen, da Leopold Schmidt zufolge seiner überragenden Literaturkenntnisse wohl wußte, welche volkskundlichen Möglichkeiten das Forschungsvakuum Osttirol in sich barg und gewissermaßen immer noch birgt.

1) Tir. Nachrichten v. 20. 4. 1951: „Tirol erhält ein Museum Landwirtschaftlicher Geräte.“

2) Öst. Zeitschrift f. Volkskunde (ÖZV) Wien 1955, Seite 73/77: „Das Tiroler Museum bäuerlicher Arbeitsgeräte.“

3) ÖZV Wien 1966, H. 3: „Bäuerliches Gewerbe-Museum in Schloß Bruck, Lienz.“

4) Selbstverlag d. Lds. Verlages f. Kärnten 1952: „Das Kärntner Freilichtmuseum am Kreuzberg in Klagenfurt.“ Das von den übrigen österreichischen Landes-Museen bereits spärlich gesammelte Arbeitsgerät lag noch in den verschiedenen Studiensammlungen herum, wie z. B. die be-

deutende R. Bünker-Sammlung des Burgenlandes (Katalog in „Wissenschaftliche Arbeiten aus dem Burgenlande“, H. 6) im Völker- bzw. Volkskundemuseum in Wien und die Vorarlberger Sammlungen im Heimatmuseum zu Schruns, oder sie befanden sich im Aufstellungsstadium wie das Heimatmuseum Asparn an der Zaya und das Weinmuseum Krems für Niederösterreich, als auch das Weinmuseum in Schloß Ringberg b. Kaltern für Südtirol.

⁵⁾ Tir. Tageszeitung v. 28. 6. 1955: „Eröffnung des bäuerlichen Gerätemuseums in Lienz.“

⁶⁾ Veröffentlichungen zum Archiv f. Völkerkunde, Wien 1954, Bd. 2: Katalog und Bd. X 1955: Sonderdruck „Bauernwerk der Alten Welt“ (Betrachtungen über den Erfolg der Forschung des bäuerlichen Arbeitsgerätes).

⁷⁾ Franz Kollreider, Katalog zum Museum bäuerlicher Arbeitsgeräte in Schloß Bruck, Lienz; Selbstverlag d. Vereines f. Volkskunde, Wien 1957.

⁸⁾ Ztschr. f. Agrargeschichte u. Agrarsoziologie Jg. 5/2, 1957: „Die bäuerlichen Museen und Sammlungen in Österreich“ von Maria Kundgraber.

ebd. „Bauernmuseen und landwirtschaftliche Sammlungen in Deutschland“ v. Franz Günther u. Wolfgang Jacobeit.

ebd. „Landwirtschaftliche Museen in der Schweiz“ v. Robert Wildhaber.

⁹⁾ Acta Museorum Agriculturae Pragae 1961/2, 1—2.

¹⁰⁾ ÖZV 1968, Bd. 22, Seite 171/74: „Die Lienzer Museumstraße“ v. Hiltraud Ast.

¹¹⁾ Viktor Herbert Pöttler: „Österreichisches Freilichtmuseum“ (Schriften und Führer 1, 2) Selbstverlag Stübing-Graz, 1967/70.

¹²⁾ Oskar Moser: „Das Kärntner Freilichtmuseum in Maria Saal“, Museumsführer, Klagenfurt 1970.

¹³⁾ Helmut Prasnch: „Eine Volkskunde Oberkärntens“ 1/3, Spittal a. d. Drau 1965/68. 1. Buch: „Der schöpferische Bauer, Fleiß und Weisheit der Bäuerin.“

¹⁴⁾ Karl Haiding: „Wald und Holz“, Führer durch die 4. Sonderausstellung d. Heimatmuseums Trautenfels, Gröbming 1958.

¹⁵⁾ Wilhelm Ast: „Katalog des Holzmuseums Gutenstein“, Gutenstein 1965.

Das „Kärntner Unterland“ im Freilichtmuseum von Maria Saal und die Eröffnung des gesamten Museums

Die seit dem Jahre 1960 ständig ausgebauten Anlagen des Kärntner Freilichtmuseums haben seit dem Jahre 1970 mit den Übertragungen und dem Aufbau der prächtigen Objektgruppe „Kärntner Unterland“ eine entscheidende Erweiterung und zugleich auch ihren ersten Abschluß erfahren. Nunmehr ist auch dieser Museumsteil fast völlig fertiggestellt und den Besuchern zugänglich. Ein altes Rosentaler Dörfli mit Wohnhäusern, Garten, Brunnen, Feldkasten und Stadel und Wegen und Hofräumen, Zäunen u. dgl. ist damit im Südteil des Museumsgeländes vor dem prächtigen Hintergrund der Kirchenburg von Maria Saal entstanden. Dazu lädt die Besucher unmittelbar am Eingang ins Museum ein kleines ländliches „Wirtshaus“ mit heimeliger Vorlaube und Sitzplätzen im Freien und einer alten Wirtsstube samt „Labn“ drinnen ein. Es stammt aus Oberdörfli im unteren Rosental und begrüßt die kommen-

den Besucher gleichsam treuherzig mit seinem vorspringenden weiten Dach, seinen Blumen in den Fenstern und seinem ganzen ländlichen Stil.

Mittelpunkt des Dörfleins aus dem Unterland ist das Wohnhaus vom vulgo U r c h in Trieblach, ein kleines malerisches „slowenisches Rosentaler Bauernhaus“, wie es schon der große deutsche Hausforscher Karl Rhamm liebevoll beschrieben hat. Seine eigenartige innere Längslaufe bietet mit der hübschen kleinen Stube, in der sich ein Störschuster niedergelassen hat, mit der winzigen Rauchküche, der „črna kuhinja“ und mit einem stimmungsvollen ländlichen Rosentaler „Greislerladen“ in der Hinterstube mancherlei Überraschung für den Besucher. Allerdings werden weder kaputte Schuhe repariert noch kann hier „etwas verkauft“ werden. Stimmungsvoll ist jetzt schon der Hofplatz mit dem Brunnen und Hausgarten vor dem stolzen Jauntaler Kasten; der schöne Rosentaler Konglomeratstein, in dem hier alles Mauerwerk sachkundig und werkgerecht aufgeführt wurde, trägt dazu nicht wenig bei.

Dem scheidenden Museumsbesucher aber mag das Mesnerhaus vorne als Rastplatz dienen. Hier gibt es bald eine Kärntner Jausen und einen guten Schluck für den ärgsten Durst. Vielleicht fällt es dann dem oder jenem ein, wie gut es doch ist, daß wir auch diese liebliche kleine Welt unseres Kärntner Unterlandes neben den herberen Berghöfen aus dem Nockland, dem Katschtal und aus den Gurktaler Bergen hier nach erleben können. Es wird wohl nur wenige geben, die sich ihrem eigenartigen Zauber werden entziehen können.

*

Das Kärntner Freilichtmuseum in seiner Gesamtheit aber wurde am Dienstag, den 22. August 1972, eröffnet. Nachdem die Gruppe „Kärntner Unterland“ noch fertiggestellt und am 4. Mai 1972 der Benützung übergeben worden war, erfolgte diese feierliche Gesamteröffnung durch den „Verein Freunde des Kärntner Freilichtmuseums in Maria Saal“ dann am 22. August in feierlicher Form. Der Präsident des Vereines, Dr. Christof Neuner, begrüßte die Erschienenen, der fachliche Leiter, Univ.-Prof. Dr. Oskar Moser, gab seinen „Tätigkeitsbericht“ und Landeshauptmann Hans Sima hielt schließlich die eigentliche Eröffnungsansprache, woran sich die Führung der Gäste durch das nunmehr fertiggestellte Kärntner Freilichtmuseum anschloß.

Oskar Moser

Deutsches Hafner-Archiv

Bericht über das 4. Internationale Hafner-Symposium (Handwerkliche Keramik aus Mitteleuropa) in St. Justina (Osttirol) vom 31. 8. bis zum 8. 9. 1971.

Referate

1. Alfred Höck, Marburg, Töpfer- und Ziegler-Orte im Ldkrs. Rotenburg an der Fulda (territoriale Abgrenzung — Quellenlage — indirekte Erschließung — Zunftsitze Rotenburg und Sontra — Mehrfach-Berufe — 1575 Hafnerordnung Rotenburg/F. — konkurrierende Materialien — Soziologie — gemischte Ökonomie — Handel — Brennöfen — Gewerbelisten — Personalunion Töpfer/Ziegler — Flurnamen — Tongruben).

2. Hermann Steininger, Irdene Sparbüchsen aus Österreich (primäre/sekundäre Verwendung in aller Regel unbekannt — Seltenheit von Sparbüchsen — um 1246 / älteste Gefäßglasur in Österreich — Funde im Nahbereich von Städten — Münzen als Rücklage — Vergleich mit Böhmen, Mähren und Bayern — Funktionswandel — andere Materialien).

3. Ester Plicková, Bratislava. Beispiele der Lebensweise der Töpfer in Pozdišovce (1416 lat. Urkde. 1. Erwähnung der Töpfer von P. — hinweisende Ortsnamen — z. Z. 50 Hafnermstr. — Berufstreue — Nebenerwerb — Spottbezeichnungen der Nachbarn — Winterarbeit — Verkauf — Psyche — Verhalten zu Bauern — Folklore — Lieder — eigenes Wohnquartier — Anlage der Häuser — Arbeitsteilung — Familienarchiv seit 1680 — Verhältnis zu Grundherren — 1697: 8 Mstr. — 1715/1720 Ungarn Volkszählung — 1747 Zunftordg. bestätigt — Abgaben — Reiseberichte — literarische Quellen — Zunftbuch — 1867: 61 Mstr. auf 1000 Einwohner).

4. Hermann Steininger, Wien. Marken auf Hafnergeschirr — Forschungsstand (Sammlung durch Laien — Arbeiten von Roskosny — dito Wiesinger — dito Felgenhauer — in Österreich 5% der Schwarzware mit Marken — Herrschaftsmarken — sog. Bodenstempel — Stempelmarken — Fingerzeichen — Erkennung — Qualität — Fundkarten).

5. Ingolf Bauer, Berlin. Über eine Zentralkartei für Sach-Volkskunde (ZkS) (Vorbedingungen ideell/personell/finanziell — Plan — Jahresabonnement — Kreis von Mitarbeitern und Abnehmern — Arbeitsgruppe Museums-Dokumentation — Rechenzentrum Darmstadt — EDV-gerechte Aufarbeitung — Fragebogen Entwurf Juli 1971 — Probe-Karteikarten — Schlüsselkarten — Schwierigkeiten der übergreifenden Klassifikation).

6. Claus Stephani, Bukarest. Bibliographie zur Hafnerei der Deutschen in Rumänien (1821 Hermannstadt Brukenthal-Museum — Sigerus gest. 1947 — Viktor Rot — 471 Titel einschl. Masch.-Ms — Klassifikation — Frage der Vollständigkeit — geplante Publikation).

7. Gerhard Pletzer, Grafing. Zur Technologie der feinkeramischen Materialaufbereitung, der Formgebung und des Brennens (Materialien — Klassen — Schmelzpunkt — Formbarkeit — Wirkung verschiedener Komponenten — fett/lang — mager/kurz — Kompensatoren — wettern — sumpfen — faulen — Formung — Herstellung großer Stücke — Arbeitsleistung — Henkeln: geschnitten, gezogen und vom Stock — gezogen vom Stück — Abdrehen — Trocknung — Brennvorgänge — Kochprobe — Rißbildung).

8. Ester Plicková, Bratislava. Beiträge zur Erforschung von Hafnergeschirr (Bedeutung der Keramik-Forschung — Bestände europäischer Museen — interethnische Vergleiche — Dekortechniken — Geräte — Malhorn — Pinsel — Finger — Sgraffito — slowakische Gefäßtypen — Verwendung — Dekorarten — Spritzung — Träufelung — Schleudern — Modra — Übertragung — gegenstandsloser Dekor — floral — anthropomorph — zeitliche Einflüsse und Entwicklungen).

9. Vladimír Scheufler, Prag. Materialien zur Keramikforschung in den Publikationen der Handels- und Gewerbekammern der böhmischen Länder (1850 Gründung der Handels- u. Gewerbekammern — archivalische Quellen der Zünfte fast vollständig verloren — 8 Kammern — uneinheitliche Bearbeitung — unklare Bezeichnungen — hartgebranntes Weißgeschirr („Braungeschirr“) — belnina — Siderolith — Terralith — Produktionsprogramm — konkrete Beispiele).

10. Claus Stephani, Bukarest. Bauerntöpferei im heutigen Rumänien (Forschungsstand — keramische Landschaften — heute 32 Zentren, davon 22 rumänisch, 3 ungarisch, 2 deutsch, 5 gemischt — davon 21 glasiert, 5 schwarz — davon 28 für Hausgebrauch, 4 Zierkeramik — 12. Jh. südl. Siebenbürgen — Udvarhely — Obogar — Gebrauchs- und Ziergeschirr — csutra/ploska — Spielzeug — Kollektive — Handels-

spannen — Verdienste — selbständige Meister — Vama (Száthmár) — ethnisch gemischte Produktionen).

11. Paul Stieber, München. Zunftordnung der Hafnergesellen von Linz/OÖ 1608 und das Gesellenbuch 1608—1700 (frühere Publikationen — deren Mängel — Inhalt der Ordnung — Informationen aus den Namenlisten — Schwierigkeiten besonderer Art — Bestimmungen von Herkunfts-orten und -namen mit Hilfe des Regional-Katalogs des DHA).

12. Höck/Scheufler/Bauer/Pletzer/Plicková/Stieber. Diskussion über Forschungsgegenstand und Forschungsziele „Hafnergeschirr“ / „Töpfergeschirr“ / „Volkskeramik“ / „Bauerntöpferei“ / „Hafnerei“ usf. (Gegenstände — Teilziele — „legitime“ bzw. „illegitime“ Aspekte — Spezialarbeiten — Abgrenzung — Kontrastierung Zeit / Raum / Material — gegenseitige Information — Terminologie-Prinzipien).

13. Paul Stieber, München. Formung und Form. Bericht über den Erweiterungsteil der 2. Fassung („wirksame“ Empfänger — Größe der formbildend wirksamen Gruppe und Variationsbreite usf. — Mode — Phantasie — Änderung durch den Zeitgeist — mehrschichtige Existenz — Analogie mit dem System der Sprache).

14. Ingolf Bauer, Berlin. „Braungeschirr“ im Museum für Deutsche Volkskunde in Berlin (Bestände des Mus. — technologische Abgrenzung — Porosität — „Halbsteinzeug“, hart gebrannt mit porösem Scherben — Lehmglasur ab 17. Jh. — Zusammenhang mit sächsischem Steinzeug ab 1640 — Literaturbelege — „Zeche“/Zunft — Bunzlau bis 18. Jh. nur 5 Wkst. — 1829: 11 + 2 „Brauntöpfereien“ + 2 „Weißtöpfereien“ — formale und technologische Gruppierung — verwandte Werkgruppen — 18. und 19. Jh. „Prager Krüge“ — Nachahmungen in Böhmen).

15. Alfred Höck, Marburg. Archivalische Beispiele zur Frage konkurrierender Materialien (Holz, Zinn usf.) (Holzgeschirr kaum erhalten — Zinn, Erhaltung und Marken — Belege — Keramik landschaftsweise selten erwähnt — Wandern von Formen durch verschiedenes Material — Dachknöpfe Metall/Keramik — wandernde Zinngießer — wandernde Drechsler — keramikarme Wüstungen in Hessen).

Allgemeine Ergebnisse: „Alte“ und „neue“ Teilnehmer waren am Schluß der Ansicht, das Treffen habe sich gelohnt. Schon die (oben genannten) Themen und die daraus zitierten Stichworte zeigen, wie sich Fragestellungen, Termini und Anschauungsweisen weiter verzahnt haben. Im Rahmen der begrenzten Möglichkeiten darf vermutlich getrost davon gesprochen werden, daß die bisherigen vier Treffen einen guten Rationalisierungseffekt gezeitigt und nach mancherlei Richtung hin anregend auf die keramische Forschung Mitteleuropas gewirkt haben. — In gewisser Beziehung bedeuten die Themen der Referate von Plicková, Stephani und Pletzer — auf das Ganze gesehen — eine Erweiterung des Interessenfeldes gegenüber den ersten drei Treffen.

Spezielle Ergebnisse: Wiederum konnten die anderen Teilnehmer zu jedem Referat „aus dem Kopf“ Ergänzungen beisteuern — in einem Fall konnte sogar ein seltenes Quellenwerk gleich auf den Tisch gelegt werden. Die Nachlieferung schriftlicher Belege (auf bilateralem Weg) dürfte in allen Fällen bereits abgeschlossen sein.

Publikation: Die geplante gemeinsame Publikation der Referate der vier bisherigen Treffen ist noch nicht gelungen; dagegen ist eine ganze Reihe von ihnen inzwischen — z. T. erweitert und/oder ergänzt — an den verschiedensten Stellen einzeln veröffentlicht worden. — Im Rahmen der „Schriften des DHA“ soll in Zukunft versucht werden, geeignete Arbeiten größeren Umfangs möglichst schnell herauszubringen; der An-

fang ist mit Heft 1 bereits gemacht, die Hefte 2 und 3 sind zur Zeit in Vorbereitung, weitere sind in Planung. — Erschienen: Ingolf Bauer, Treuchtlinger Geschirr. München 1971, Deutscher Kunstverlag, Vohburger Str. 1, D-8000 München 21. 196 S. mit 1 Farbtafel und 156 Abb., Ganzleinen DM 52,—. Dank umfangreicher Zuschüsse konnte die methodisch grundlegende, aus dem DHA hervorgegangene Arbeit ungekürzt mit allen Tabellen und Diagrammen gedruckt werden; ausführliche kritische Rezension im Bayer. Jb. f. VKde. 1970/71. — Erschienen: Paul Stieber, Formung und Form-Versuch über das Zustandekommen der keramischen Form. München 1971, Schriften des DHA Heft 1, 54 S., 1 Tabelle, 3 Diagramme; einige Hefte können noch abgegeben werden — Interessenten aus den Westblockländern werden um einen Unkostenbeitrag von DM 6,— in Briefmarken gebeten. (Zusammenwirken von Hersteller und Empfänger — Keramologie — Keramographie — Bedeutung keramischer Formen — psychische, organische und materielle Faktoren.) — Erschienen: Geburtstagsgabe für Alfred Höck. Aufsätze zu volkskundlichen Themen. Im Auftrage von Freunden und Schülern hrsg. von Irmgard Salzmann und Hermann Steininger. Marburg 1971, Irmgard Salzmann, Liebigstr. 17, D-3550 Marburg. 231 S., Abb., Tabellen und Diagramme im Text. Preis DM 12,—. (Darin sechs Arbeiten über Hafnergeschirr von Scheufler, Plicková, Steininger, Stieber, Löber und Bauer, zus. 131 von 231 S.; ferner Bibliographie der Arbeiten von Höck einschl. 1970, darunter zahlreiche über Keramik, 15 von 231 S.) — Erschienen: Claus Stephani, Töpferkunst der Deutschen in Rumänien, Bibliographie. Keramikfreunde der Schweiz, Neujahrsgabe 1972. 56 S., 471 Titel, Autorenregister. (Sehr sorgfältige Arbeit, zum ersten Mal wird ein Teilgebiet von deutschem Hafnergeschirr umfassend bibliographisch erfaßt.) — Erschienen: Karl Göbels, Rheinisches Töpferhandwerk, gezeigt am Beispiel der Frechener Kannen-, Düppen- und Pfeifenbäcker, herausgegeben von der Stadt Frechen 1971. 440 S. mit zahlreichen Abb., Zchnng., Tabellen, Liste der Frechener Meister, Ganzleinen DM 28,— (umfassende Ergebnisse von Ausgrabungen und archivalischen Forschungen).

Weitere Pläne: Ein 5. IHS ist geplant vom 2. 9. bis zum 10. 9. 1972 in A-9912 St. Justina; die Einladungen hierzu sind bereits ergangen; über die Referate soll wieder berichtet werden. — Die „Schriften des DHA“ sollen mit einigen Heften jährlich fortgesetzt werden, falls es glückt, einen erheblichen Teil der Selbstkosten hereinzubringen; geplant sind zunächst Arbeiten über Brennöfen sowie die Edition archivalischer Quellen, z. B. von Zunftordnungen, Jahres-Rechnungen, Inventaren usw., also vorwiegend solche Arbeiten, welche ohne Klischees (mit Zeichnungen) auskommen, im Umfang von etwa 20 bis 80 Ms-Seiten. Ab Heft 2 soll das Schriftbild durch den Einsatz einer Kugelkopf-Schreibmaschine verbessert werden. — Alle Adressen von Personen und Institutionen (zur Zeit über 700 nach Aussonderung der „Kartei-Leichen“), mit denen das DHA in Verbindung steht, konnten durch Zuwendungen von Mäzenen auf Adressen-Rähmchen geschrieben werden; dadurch wird es vielleicht möglich werden, jährlich drei- bis viermal Nachrichten zu verschicken, welche z. B. auch Hinweise auf neu erschienene Literatur enthalten sollten.

Desiderata: Es wird gebeten, relevante Materialien und Informationen direkt an die angegebenen Adressen mitzuteilen: Dr. Gerhard Kaufmann, p. A. Altonaer Museum, Museumsstr. 23, D-2000 Hamburg 50, Tel. 39 10 71; Töpferei in Schleswig-Holstein. — Bärbel Kerkhoff-Hader, Windmühlenstr. 4, D-5300 Bonn 1; Steinzeugherstellung

in Speicher/Eifel. — Dr. Ingolf Bauer, p. A. Mus. f. Dt. VKde., Gardeschützenweg 71—101, D-1000 Berlin 45: Zunftgerät der Töpfer / Hafner (Objekte, entlegene Literatur, alte Versteigerungskataloge, arch. und andere Qu.); ferner: Braungeschirr (Objekte, alte Qu.). — G. Pletzer, p. A. DHA: Ker. des Raumes von Regensburg d. MA und der frühen NZ (Objekte, entlegene arch. Qu., Bildqu.). — Dr. Hermann Steininger, p. A. NÖ Lds.-Mus., Herrngasse 11—13, A 1014 Wien: Österr. Ker. in Bildqu. d. MA und der frühen NZ. — Paul Stieber, DHA: Zunftordnungen der Hafner/Töpfer (Jahr, Geltungsbereich, Standort, Sign., Publikationen, ergänzende Archivalien); ferner: Habaner-Geschirr (Objekte, alte Qu. über „Täufer“, „Wiedertäufer“, „Brüderisches Geschirr“ usf., entlegene moderne Literatur bzw. Lit., die Angaben über Habaner und ihr Geschirr enthält, Kataloge usf.); ferner: hinweisende Orts-, Flur- und Hausnamen, die entweder auf Hafner/Töpfer/Euler/Gröper/Duppenbäcker/011er/Iller/Kannenbäcker usf. weisen oder auf Vorkommen von Tonerde/Tachen/Klei usf. oder auf Handel mit Keramik, z. B. „Hafenmarkt“ usf.; Schließlich: Herkunfts-Bezeichnung, wie z. B. „Bunzelware“, „Dießener Geschirr“, „Kölnische Krüge“ usf., auch von Tonerde, wie „Steinhausenerische Erde“ etc.

Paul Stieber

IV. Internationale Arbeitstagung für Ethnologische Kartographie Stockholm, 18.—21. 7. 1972

Vertreter des Faches Volkskunde aus fast allen Ländern Europas sind seit einigen Jahren bestrebt und nun nahe daran, einen großen Plan zu verwirklichen. Wie bereits an anderer Stelle berichtet wurde¹⁾, hat die kartographische Darstellung ethnologischer und volkskundlicher Erscheinungen auch auf internationaler Ebene große Bedeutung erlangt. Dies führte zur Gründung einer Internationalen Atlaskommission im Rahmen der Internationalen Gesellschaft für Ethnologie²⁾, die es sich zum Ziele setzte, die einzelnen schon in Arbeit befindlichen volkskundlichen Nationalatlanten gegenseitig abzustimmen und zu koordinieren. Gleichzeitig sollten in jenen Ländern, die bisher noch keine derartigen Arbeiten einleiten konnten, die Forschungen mit vergleichbaren methodischen Prinzipien aufgebaut werden. Auf dieser Basis der nationalen Vorarbeiten soll der Weg für die Realisierung eines großen Ethnologischen Atlases von Europa geebnet werden.

Schon an der I. Internationalen Arbeitskonferenz im Jahre 1966 in Zagreb nahmen Vertreter aus 23 Ländern Europas teil, darunter auch Österreich. Die Mitglieder prüften eingehend die tatsächlichen Möglichkeiten der Koordinierung der Arbeiten und man kam einhellig zur Auffassung, daß die wissenschaftliche Bedeutung eines europäischen ethno-

¹⁾ I. Kretschmer, Internationale Arbeitskonferenz über die Ethnologische Kartographie, Zagreb 8.—10. Februar 1966 (Mitteilungen der Österr. Geogr. Gesellschaft, B. 108, H. I, 1966, S. 155—157); dies., Ein neuer thematischer Atlas Europas (Vorarbeiten für einen „Ethnologischen Atlas Europas“). (Ebda., B. 112, H. II/III, 1970, S. 382—384.)

²⁾ Dieser Ständigen Internationalen Atlaskommission gehören an: J. Barabás, Budapest, B. Bratanić, Zagreb (Vorsitzender), S. I. Bruk, Moskau, A. J. Dias, Lissabon, P. J. Meertens, Amsterdam, K. Vilkuņa, Helsinki, und M. Zender, Bonn.

logischen Atlases außer Zweifel stehe. Die Vertreter der einzelnen Länder erklärten sich bereit, an diesem gemeinsam zu erstellenden Atlas tatkräftig mitzuwirken.

Die II. Internationale Arbeitskonferenz konnte zwei Jahre später vom 12. bis 15. März 1968 in Bonn abgehalten werden³⁾. Es kam zu ersten konkreten Ergebnissen: Eine eigens gebildete kartographische Subkommission, in der auch Österreich vertreten war, sollte die Grundlagen für die Erstellung einer geeigneten Grundkarte schaffen. Erfreulicherweise ging aus den Länderberichten hervor, daß selbst jene Länder, die bisher noch keine volkskundlichen Atlas-Arbeitsstellen besaßen, beachtenswerte Aufbauarbeiten leisten konnten, z. B. Griechenland und Rumänien. Damit waren die Grundlagen gelegt, um in allen Ländern Europas gleichzeitig dieselben volkskundlichen Fragestellungen nach möglichst einheitlichen Gesichtspunkten aufzugreifen. Noch auf dieser Arbeitskonferenz wurde ein vorläufiger Themenkatalog festgelegt. Dieser zielte vor allem auf großräumige Betrachtung wichtiger europäischer Zusammenhänge oder auch Unterschiede ab, während landschaftliche Sonderformen als in den Bereich nationaler volkskundlicher Atlanten gehörend angesehen wurden.

Der Themenkatalog enthält:

1. Ackerbau und Viehhaltung:
 - Pfluggeräte und Pflügen
 - Handgeräte zur Bodenbearbeitung
 - Schollenzerkleinerung
 - Grasschnitt und Heumachen
 - Getreideernte
 - Dreschen und Worfeln
 - Aufbewahrung des Getreides, Speicherformen
 - Weinbau
 - Haustiere auf der Weide
 - Bienenzucht
2. Siedlung und Haus:
 - Siedlungsformen
 - Hofanlagen
 - Baumaterial und Bautechnik einzelner Gebäude
 - Feuerstellen
 - Kinderwiegen
3. Nahrung und Getränk:
 - Brot, Backen, Breispeisen
 - Mahlzeiten
 - Milchprodukte
 - Konservierung von Fleisch
 - Fette
 - Getränke

³⁾ Bericht über die II. Arbeitskonferenz der Organisationskommission für den Volkskundeatlas Europas und seiner Nachbarländer, 12. bis 15. März 1968 in Bonn. Hg. im Auftrag der Ständigen Internationalen Atlaskommission, Bonn 1970.

4. Kleidung und Textilbearbeitung:
Männliche und weibliche Grundkleidung
Fußbekleidung und Barfußgehen
Spinnen, Webstuhl
5. Landtransport:
Wagen, Karren, Schlitten, Schleifen
Lasten von Tieren und Menschen getragen
6. Soziale Verhältnisse:
Arbeitsteilung nach dem Geschlecht
Vorrechte der Frauen
Erbfolge
Termine für Gesinde- und Hirtenwechsel, für Zins und Pacht
7. Ausgewählte Themen aus dem Volksbrauch des Lebens- und Jahreslaufes und ausgewählte Themen aus dem Bereich des Volksglaubens

Im Anschluß an die Thementaufstellung wurde der Beschluß gefaßt, die Reihenfolge der Themenbearbeitung, die in einem zweijährigen Zyklus vor sich gehen soll, so vorzunehmen, daß sie von allen Ländern zugesagt werden kann. Die Mitglieder einigten sich zunächst auf die beiden Themen „Pfluggeräte“ und „Jahresfeuer“, da zu diesen die weitreichendsten Vorarbeiten bestanden.

Die III. Arbeitskonferenz fand vom 11. bis 14. Mai 1970 in Helsinki statt⁴⁾. An ihr nahmen bereits 35 Vertreter der Atlasarbeit aus 20 Ländern teil. Es zeigte sich, daß die konkrete Zusammenarbeit gut fortgeschritten war und aus den meisten Ländern die ausgearbeiteten Teilkarten mit Kommentaren zu den oben genannten Themen vorlagen. Die Teilnehmer stellten mit Freude fest, daß reichhaltiges und wertvolles, teilweise noch unbekanntes neues Material zusammengestellt wurde. Gleichzeitig hatte aber auch diese gemeinsame Bestrebung die Arbeit in vielen Ländern wissenschaftlich und organisatorisch gefördert. Überraschend wurde nebenbei der Beweis erbracht, daß die begonnenen Arbeiten in den einzelnen Ländern Europas nicht nur möglich, sondern auch ergiebig und fruchtbar auch für die nationale Forschung waren. Somit konnte der Beschluß gefaßt werden, in einer Reihe „Vorarbeiten zum Ethnologischen Atlas Europas“ bestimmte Themen in einzelnen Heften fortlaufend herauszugeben. Diese Hefte werden viersprachig erscheinen. Heft 1 und 2 sollen Pfluggeräte und Jahresfeuer, die Hefte 3 bis 6 die Themen Erntegeräte, Dreschen, Material der Hauswände des Wohnhauses und Weihnachtsklotz und Weihnachtsgrün behandeln.

Die bisher letzte (IV.) Internationale Arbeitstagung für Ethnologische Kartographie fand heuer vom 18. bis 21. Juli in Stockholm statt⁵⁾. Auf dieser Tagung, bei welcher 33 Teilnehmer aus 23 Ländern anwesend waren, wurde von Prof. M. Zender (Bonn) über den Entwurf der Europakarte und über das Manuskript des Erläuterungsbandes zu dem

⁴⁾ Bericht über die III. Arbeitskonferenz der Organisationskommission für den Volkskundeatlas Europas und seiner Nachbarländer, 11. bis 14. Mai 1970 in Helsinki. Hg. im Auftrag der Ständigen Internationalen Atlaskommission, Bonn 1972.

⁵⁾ Von österreichischer Seite nahmen Univ.-Ass. Dr. Ingrid Kretschmer und Dr. E. Hörandner-Klenk (in Vertretung Univ.-Prof. Dr. R. Wolframs) teil.

Thema „Jahresfeuer“ berichtet. Da für die nächste Zeit die letzten ergänzenden Belege fix zugesagt wurden, ist nunmehr die Drucklegung von Karte und Erläuterungen bis spätestens Mitte des Jahres 1973 sichergestellt. — Weitere Berichte behandelten die Themen „Geräte zum Getreide- und Grasschnitt“, „Material der Wände des Wohnhauses“ und „Weihnachtsklotz und Weihnachtsgrün“. An diese Berichte knüpften sich ausführliche Diskussionen über einen beschleunigten Fortgang der Arbeiten. — Als weitere Vorschläge für anschließend auszuarbeitende Themen wurden die Fragenkreise „Speisefette“, „Kinderwiegen“, „Lastentragen“, „Dreschen“ und „Männliche und weibliche Grundbekleidung“ angenommen.

Außer Zweifel steht, daß die ethnologisch-volkskundliche Forschung durch diesen Schritt der europäischen Zusammenarbeit, der sich inzwischen durch die vorliegenden Teilkarten zu den einzelnen Themen selbst bestätigte, auch beispielgebend für andere Wissenschaften sein kann.

Für die nächste (V.) Internationale Arbeitstagung hat die Ungarische Akademie der Wissenschaften nach Ungarn eingeladen.

Edith Hörandner und Ingrid Kretschmer

Fünfter Europäischer Knappentag in Leoben

Am 9. und 10. September 1972 war Leoben der Ort, an dem der 5. Europäische Knappentag abgehalten wurde. Zum erstenmal fand der Europäische Knappentag in Österreich statt, ein Treffen von europäischen Knappen-, Hütten- und Bergmannsvereinen, die der Union Europäischer Berg-, Hütten- und Knappenvereine angehören. Diese Union ist am 6. Februar 1965 auf Grund von Anregungen aus vielen Ländern gegründet worden und betrachtet es als kulturelle, völkerverbindende und demokratische Vereinigung als ihr Ziel, bergmännische Tradition und bergmännisches Brauchtum zu beleben, zu pflegen und vor allem mit moderner Zielsetzung auch weiterzugeben.

Der 5. Europäische Knappentag fand in Leoben statt, da diese Stadt wegen ihrer besonderen Eignung und historischen, wissenschaftlichen und wirtschaftlichen Lage für eine solche Veranstaltung geradezu vorherbestimmt erscheint. Die Organisation dieses großen europäischen Bergmannsfestes hatte der Uniformiertenverband des Grafitbergbaues Kaisersberg in Zusammenarbeit mit der Stadtgemeinde Leoben übernommen. Bürgermeister Direktor Oberschulrat Leopold Posch war der besondere Protektor dieser Veranstaltung. Der Knappentag stand unter dem Ehrenschutz des österreichischen Bundeskanzlers Dr. Bruno Kreisky und des Handelsministers Dr. Josef Staribacher. Weiteren Ehrenschutz der Veranstaltung hatten übernommen der Steirische Landeshauptmann Dr. Friedrich Niederl, mit dem Ersten Landeshauptmannstellvertreter Adalbert Sebastian, Landeshauptmannstellvertreter F. Wegart, Landesrat Prof. Kurt Jungwirth, der Bezirkshauptmann von Leoben Dr. A. Pfaller sowie der Berghauptmann von Leoben Dr. K. Stadolber. Mitbewesend bei den Feierlichkeiten waren außer dem Bundesminister und den Landeshauptleuten neben einer großen Zahl von Ingenieuren und Bergleuten aus den österreichischen Revieren an der Spitze der Leiter der Obersten Bergbehörde Min.-Rat Dr. Otto Gasser.

Die Union europäischer Berg-, Hütten- und Knappenvereine war durch ihren Präsidenten Oberbergrat Wilfried Rosenberger (Bad Kreuznach) repräsentiert. Über 1000 Berg- und Hüttenleute waren aus

dem Ausland — aus Frankreich, Holland, Luxemburg und der Bundesrepublik Deutschland — nach Leoben gekommen, mit 42 Fahnenabordnungen und 14 Bergmusikkapellen oder Spielmannszügen, aus Österreich waren etwa 300 Bergleute, zum Teil mit ihren Musikkapellen, anwesend. Auch die berühmte Bleiberger Fahne wurde mitgeführt.

Die für zwei Tage anberaumten Festlichkeiten hatten ein reichhaltiges Programm. Ein besonderes Schwergewicht bildeten die Darbietungen der vielen Vereine, die aus dem Ausland mit ihren Fahnen und in den traditionellen Uniformen gekommen waren. Als erstes wurde die Unionsfahne vom Bürgermeister der Stadt Forbach (Lothringen-Frankreich), dem Ort des letzten Knappentages, an den Bürgermeister von Leoben übergeben, der sie bis zum nächsten Knappentag aufbewahren wird. Ein bergmännischer Zapfenstreich von Bergmannskapellen sowie ein bergmännisch-volkstümlicher Abend boten, auf hohem Niveau stehend, steirisches und auswärtiges Bergmannsbrauchtum. Bei diesem Abend wurde der Fohnsdorfer Knappentanz, der sich stark an den Hüttenberger Reiftanz anlehnt, sowie der Eisenerzer Knappentanz aufgeführt.

Am Sonntag früh wurden Bergmannsgottesdienste, sogenannte „Betschichten“, in der Stadtpfarrkirche von Leoben und in der evangelischen Kirche abgehalten. Das Thema der Bergmannspredigt in der Pfarrkirche war „Der Bergmann als Lichtträger“. — Um 10 Uhr vormittags fand eine Festsitzung im Auditorium Maximum der Montanistischen Hochschule statt. 42 Fahnen und 600 Bergleute in ihren Trachten und Uniformen gaben dem Saal ein schmuckes Bild. Höchster Anwesender war Bundesminister Dr. Staribacher, der in seiner Festansprache besonders auf legislative Probleme des österreichischen Bergbaus einging und dem Lehrkörper der Montanistischen Hochschule Leoben für seine ausgezeichnete Mitarbeit an den Vorbereitungen zur Novellierung des Berggesetzes von 1954 dankte. Der Rektor der Hochschule, Prof. Dr.-Ing. M. Lorbach, hatte alle Anwesenden aus dem In- und Ausland herzlich begrüßt, ebenso sprachen Willkommensworte von besonderer Freundlichkeit der Unionspräsident Oberbergrat Rosenberger, Bürgermeister Posch und Landeshauptmann Dr. Niederl. Musikalische Einlagen der Bergmusikkapelle Seegraben umrahmten die Feier. Zum Abschluß verlieh der Leobener Bürgermeister den anwesenden Gruppen die von der Stadtgemeinde Leoben gestifteten Fahnenbänder. Präsident Rosenberger und Richard Zink als Obmann des Kaisersberger Uniformiertenverbandes wurden außerdem für ihre Verdienste um das Zustandekommen dieses Knappentages, der für Leoben zweifellos von großer Bedeutung war, durch den Bürgermeister mit je einer Kopie — in Stahl gegossen — des bekannten Leobener Bergmannsbechers ausgezeichnet. Dieser Bergmannsbecher, von dem sich außer dem Leobener Exemplar nur noch vier Stück in Sopron-Ödenburg sowie eines in Budapest erhalten haben, entstand als Eisenkunstguß um 1860 in einer Hütte im Slowakischen Erzgebirge (Hronec a. d. Gran). Die Stadt Leoben ließ diese Kostbarkeit des Eisengusses als auserlesenes Ehrengeschenk nach dem Museumsexemplar bei Böhler-Kapfenberg nachgießen.

Der Höhepunkt des 5. Europäischen Knappentages war die **Bergparade** am Sonntagnachmittag, die allgemein als das größte Bergmannsfest in Leoben des 20. Jahrhunderts bezeichnet werden kann. Die Aufstellung begann bei der evangelischen Kirche und Hochschule, das

Rathaus war festlich geschmückt mit dem Emblem des Europäischen Knappentages, mit der österreichischen Staatsfahne Rot-Weiß-Rot, den Bergmannsfarben Schwarz-Grün sowie mit dem Bergmannszeichen Schlägel und Eisen. Auf der Ehrentribüne hatte der Bundesminister, die Landeshauptleute, Bürgermeister P o s c h und viele andere Honoratioren teilgenommen. Mehr als 10.000 Zuschauer jubelten dem Aufzug zu. Etwa 1300 Bergknappen mit 14 Musikkapellen, teils in der schwarzen Bergmannstracht, teils in der weißen Maximilianischen Tracht oder in bunter Bergmannskleidung, so insbesondere aus Frankreich, Belgien und Holland, zogen mit klingendem Spiel mit ihren Fahnen in der bunten Vielfalt ihrer Uniformen an der Ehrentribüne vor dem Leobener Rathaus vorbei, von der Minister S t a r i b a c h e r die Parade abnahm. Nach den großen Bergparaden vom Jahr 1765 — Aufenthalt der Kaiserin Maria Theresia in Leoben — und 1856 — Kaiser Franz Josef — war diese Parade gewiß die bedeutendste in der reichen bergmännischen Kulturgeschichte der obersteirischen Montanstadt Leoben.

Ein besonderes Wort kann noch der Festschrift gewidmet werden. Die anlässlich des Bergbautages (April 1972) in Baden vom Fachverband der Bergwerke und eisenerzeugenden Industrie zusammengestellte Festschrift „Österreichs Berg- und Hüttenwesen in Gegenwart und Vergangenheit“ war mit Grußworten der Protektoren und einem Nachwort über die Europäische Knappenunion sowie die Bedeutung der Stadt Leoben, des Graphitbergbaus Kaisersberg und die Geschichte des Uniformiertenverbandes des Graphitbergbaus Kaisersberg erweitert worden. Beiträge in dieser Festschrift von den Professoren G. F e t t w e i s, H. T r e n k l e r, M. L o r b a c h sowie aus der Feder anderer Mitarbeiter geben ein eindrucksvolles Bild über den derzeitigen technischen und wirtschaftlichen Stand des Bergbaus und Hüttenwesens in Österreich, wobei mehrfach auf den hohen Leistungsmaßstab — selbst international gesehen — hingewiesen werden konnte. Die „Festschrift“ der Knappen-Union stellt somit für das Gastgeberland und für die österreichischen Montanindustrie eine gute „Visitenkarte“ dar. Auch Univ.-Prof. Hofrat Dr. Leopold S c h m i d t war mit einem Beitrag über den „Knappenaltar von Flitschl“ in dieser Festschrift vertreten.

Abschließend darf gesagt werden: Dem Uniformiertenverband Kaisersberg und Bürgermeister P o s c h der Stadt Leoben sind voller Dank und hohe Anerkennung dafür zu sagen, daß ein Fest großen Ausmaßes vorbildlich organisiert und in die Mauern der Stadt Leoben gebracht werden konnte. Dem Ansehen der Berg- und Hüttenindustrie Österreichs und seiner Arbeiter, Steiger, Meister und Ingenieure ist damit ein positiver Akzent gesetzt worden, der nicht nur im Inland Beachtung verdienen möchte, sondern auch im Ausland eine uneingeschränkte Beachtung fand.

F. K i r n b a u e r

Gertrud Wimmer-Brunner, Lambach, zum Gedenken

Am 27. März dieses Jahres verstarb in Lambach, Oberösterreich, 85jährig Frau Gertrud Wimmer-Brunner, der in mehrfacher Weise gebührt, ein Gedächtniskränzlein aufs Grab gelegt zu werden.

1920 wies die damalige Wiener Zeitschrift für Volkskunde „mit besonderer Freude und lebhaftem Interesse“ auf die „trefflichen Arbeiten einer jungen oberösterreichischen Künstlerin, Fräulein Gertrud Brunner in Lambach“ hin, die „in zeitgerechter Fortbildung der bodenständigen Volkskunst“ schon damals seit Jahren erfolgreich Möbel

bemalte und sie u. a. auch in Salzburg ausstellte. Michael Haberlandt hob besonders hervor, daß den Arbeiten von Gertrud Brunner ein intensives Studium der überlieferten Möbelmalerei, namentlich in den Sammlungen des Museums für Volkskunde in Wien vorausging, daß sie zahlreiche Farbkopien volkstümlicher Motive ausführte und daß sie vor allem den „überraschenden Reichtum“ des Möbels der Umgebung von Lambach zur Grundlage ihrer schöpferischen Weiterentwicklung nehme. M. Haberlandt erwarb die Motivsammlung der jungen Künstlerin für das Volkskundemuseum und ermunterte sie, selbst die Möbelbemalung aufzunehmen¹⁾.

Es scheint kein reiner Zufall zu sein, daß dem Zentrum der oberösterreichischen Möbelmalerei, und das ist ohne Zweifel Lambach, die erste Kunsthandwerkerin entwichen ist, die sich die Weiterführung der längst erloschenen Technik der Möbelbemalung zum Ziel gesetzt hat. Soweit überblickt werden kann, hat tatsächlich Gertrud Wimmer-Brunner den Reigen des inzwischen zur Masse empor- (oder hinab-) gediehenen Zuges der österreichischen (und mitteleuropäischen) Möbelmalerinnen-Secundogenitur eröffnet.

Ihr Leben ist ein gut österreichisches Schicksal. Sie wurde am 21. Oktober 1887 geboren und entstammt sowohl väterlicher- wie mütterlicherseits einer Beamtenfamilie. Der Großvater, Wenzel Brunner, war Statthaltereirat in Linz, seine Ehefrau stammte aus Kössen in Tirol. Unter den etwa 11 Geschwistern des Vaters, der 1910 als Hofrat des Landesgerichtes Salzburg starb, befand sich Heinrich Brunner, der als Nestor der Deutschen Rechtsgeschichte bezeichnet wird. Die Mutter Wilhelmine war eine Baronin Hillmayer. Der Vorfahr, Ladislaus Edler von Hillmayer, wurde 1697 vom römisch-deutschen Kaiser wegen seiner Verdienste in den Türkenkriegen in den Reichsritterstand erhoben, 1839 kam der Freiherrenstand dazu. Der Familie entstammten zahlreiche verdiente Beamte und Offiziere der Monarchie. — Über ihre Halbschwester Grete Pausinger, die aus der ersten Ehe ihres Vaters stammte, stand Gertrud Wimmer-Brunner auch mit dem berühmten österreichischen Wildmaler Franz von Pausinger und dem Porträtisten Clemens v. Pausinger in verwandtschaftlicher Beziehung. Schließlich blieb sie der Familientradition auch durch ihre 1923 erfolgte Ehe mit dem Oberst des österreichischen Bundesheeres, Max Wimmer, treu.

Ihr von zuständigen Autoritäten anerkanntes Können als Möbelmalerin hat sich Frau G. Wimmer-Brunner mehr oder weniger als Autodidakt erworben. Lehrerbildungsanstalt, ein oder zwei Jahre Kunstgewerbeschule und Handelsschule statteten sie eher mit einer nach damaligen Maßstäben sehr umfassenden Allgemeinbildung aus, die sie beruflich auch zunächst ins Bankfach, nicht ins Atelier brachte. Was sie später wurde, hat sie selbst durch Anschauung, Einfühlungskraft und Gestaltungswillen erworben.

Der Erfolg blieb der Pionierin nicht versagt. Der Drang zahlreicher Landhausbesitzer nach bemalten Möbeln wurde mit den Jahren zunehmend stärker, so daß sie in ihrem damaligen Alleingang (bis etwa 1940, wobei es natürlich auch schon früher dort und da Anläufe gab, die jedoch meist anonym blieben) kaum allen Nachfragen entsprechen konnte. Wiederholt hat Frau G. Wimmer-Brunner ausgestellt. In der bekannten

¹⁾ Ein Teil dieser vorzüglichen Farbkopien wurde wiederum 1972 bei der Ausstellung „Bemalte Bauernmöbel aus Österreich“ im Österreichischen Museum für Volkskunde verwendet. Schdt.

Londoner Kunstzeitschrift „The Studio“ (April 1930, Nr. 445) werden ihre wissenschaftliche Sorgfalt und die Kenntnis der Originale ebenso gerühmt wie ihre eigenen Entwürfe: „Hierin wurde sie bemerkenswert erfolgreich, wobei sie die Naivität und Frische der bäuerlichen Kunst bewahrte“. — Aber nicht nur als Markstein eines klassischen, positiv zu bewertenden Folklorismus auf dem Gebiet restaurativer Volkskunst verdient das Andenken von Frau Gertrud Wimmer-Brunner bewahrt zu werden, sondern auch als Persönlichkeit altösterreichischer Prägung, die das Gespür für Kunst und Tradition (auch in bezug auf die Küche) mit den guten Eigenschaften der Verwalterin einer sehenswerten Haus- und Wohnungskultur verband.

Franz Lipp

Lebzeltenmodel aus Österreich

Am 26. Oktober 1972 wurde im Sonderausstellungsraum des Österreichischen Museums für Volkskunde in Wien die räumlich kleine, aber inhaltsreiche Ausstellung „Lebzeltenmodel aus Österreich“ eröffnet. Sie umfaßt 111 Lebzeltenmodel, zum Teil mit Abgüssen, 31 Wachsvotivmodel, das Meisterstück eines Wachsziehers in Form eines Häuschens, ganz aus Wachsdraht verfertigt, und reich mit kleinen Figuren ausgestattet, sowie die Holzplastik des hl. Ambrosius als Patronen der Bienenzüchter, Wachszieger und Lebzelter, aus dem 17. Jahrhundert. Zu der Ausstellung ist ein ausführlicher Katalog (72 Seiten, 14 Abbildungen auf Tafeln) erschienen.

Schdt.

Literatur der Volkskunde

Franz Simon, **Bäuerliche Bauten im Südburgenland**. Ein Bilderbuch über bäuerliches Bauen von einst im Heanzenland, mit 77 ganzseitigen Bildtafeln nach Originalzeichnungen des Autors. Querformat, 168 Seiten. Oberschützen (Burgenland), Selbstverlag des Verfassers, 1971.

Als Viktor von Geramb, der große steirische Volkskundler der Zwischenkriegszeit, nach dem Zweiten Weltkrieg wieder zum ersten Mal in die Oststeiermark kam, blieb er beim Blick auf die Höfe dieser ihm einst wohlvertrauten Gegend erschrocken stehen und sagte voll Trauer: „Mein Gott, da ist ja eine ganze Hauslandschaft zerstört worden.“ Der Krieg war über die Höfe um Vorau hinweggegangen, man baute wieder auf, aber nicht mehr in den alten Formen. Geramb hatte einst im Gefolge der österreichischen Bauernhausforschung die bäuerlichen Bauten in der Steiermark untersucht, hatte sie, wie damals noch selbstverständlich, zu Fuß abgewandert und Aufnahmen von ihnen gemacht. Bei der Zusammenordnung seiner Ergebnisse hatte er feststellen können, daß sich alle diese Bauten in Gruppen gliedern ließen, die jeweils in bestimmten Landesteilen beheimatet waren. Sie waren Repräsentanten von „Hauslandschaften“, wie man in den dreißiger Jahren sich zu sagen angewöhnt hatte. Und mit Vernichtung und Wiederaufbau erschien ihm nun das Schicksal einer jener einstmals von ihm gefundenen und definierten Hauslandschaften abgeschlossen.

Wenn das einen Hausforscher im Gebiet der Einzelhöfe an der burgenländisch-steirischen Grenze damals, vor fünfundzwanzig Jahren, schon so hart traf: Was mag wohl ein an den burgenländischen bäuerlichen Bauten und Siedlungen interessierter Betrachter heute denken, wenn er durch das Land fährt? Hier hat der Krieg wenig vernichtet. Erst die Nachkriegszeit, die zwei Jahrzehnte nach dem Abzug der Besatzungsmacht, haben das bauliche Gesicht des Landes gründlich zu wandeln begonnen. Dieses Baugesicht des Landes, von so manchen guten Photographen äußerst einprägsam festgehalten, es existiert kaum mehr. Es ist von den Menschen des Landes selbst, von den in diesen Häusern wohnenden Menschen rasch und gründlich gewandelt worden. Da erscheint es fast als selbstverständlich, daß einmal auch ein Mensch innerhalb dieser Gemeinschaft sich aufgemacht hat, und den Altbestand an Häusern, wie er ihm von Jugend an vertraut war, festzuhalten versuchen wollte. Aus diesem Versuch ist ein großes Buch geworden.

Der große Band im Querformat „Bäuerliche Bauten im Südburgenland“ mit dem Untertitel „Ein Bilderbuch über bäuerliches Bauen von einst im Heanzenland“ liegt vor uns. Professor Franz Simon, Zeichenlehrer am Bundesrealgymnasium Oberschützen, hat ihn geschaffen. Von

den 168 Seiten des Bandes enthält eine jede zweite eine Zeichnung, also insgesamt 77 ganzseitige Bildtafeln und eine Karte des mittleren und südlichen Burgenlandes. Die Karte erläutert vernünftigerweise für jeden Benützer, welches Stück Land Franz Simon auf seine alten Bauernhäuser hin angeschaut hat. Es ist das Land von der niederösterreichischen Grenze an der Buckligen Welt bis zu seiner Südspitze hinunter. Das Land zwischen den weltverlorenen Dörfern Schmiedrait im Norden und Kalch im Süden, wie man auch sagen könnte. Simon hat bei diesen und vielen anderen Orten jeweils ein Zeichen auf die Karte gesetzt: Von dort stammen immer die Zeichnungen, wenn man auch nicht mehr nach diesem Kartenbild gehen kann, um sie noch zu finden: Denn von den 35 genau gezeichneten und vermessenen Bauten steht heute schon die Hälfte nicht mehr.

Wenn man von Hochneukirchen dicht über der Landesgrenze nach dem Süden schaut — und es ist ein sehr schöner Ausblick, den einstmals Rudolf Hanns Bartsch hymnisch besungen hat —, wenn man also von dort nach dem Süden schaut, dann kann man den ganzen Landstrich überblicken, den Simon so gut kennt. Und wenn man vielleicht von dieser Landmarke herunterwandert, einfach gleich nach Hochart oder nach Wiesfleck, oder aber eben nach Schmiedrait, dann findet man dort auch gleich die ersten Häuser, die Franz Simon gezeichnet hat. Man muß das dem Buchbenützer, der nicht auf die Karte schaut, eigens sagen, denn Simon hat seine Aufnahmen im Buch nach dem Alphabet geordnet. Und dann geht man also mit dem Zeichner Simon an einen solchen Hof heran, sagen wir gleich an das Haus Nr. 8 in Schmiedrait. Ein Streckhof wie einst so viele im Land. Mit überdachter Einfahrt, mit einem gemauerten Speicherbau gegenüber dem Stubentrakt, man sagt hier zu dieser Art des Speichers „Kitting“. Wenn man dieses erste Blatt, das zeichnerisch vom Haus Nr. 8 in Schmiedrait erzählt, umblättert, findet man den Schnitt durch die gemauerten Räume, findet genau aufgemessene Zeichnungen der „aufgedoppelten“ Tore, genaue liebevolle Zeichnungen des Unterzug-Trambalkens mit der Jahreszahl 1825 und der eingeschnitzten Rosette. Das war dem Zeichner Simon noch immer nicht genau genug: Das nächste Blatt zeigt den Trambalken und seine Verzierungen noch größer, zeigt die Tische, Sessel und Spinnräder, die vermutlich ebenso alt sein mögen wie dieser Trambalken. Und das nächste Blatt bringt diese Einzelheiten, diese liebevoll aufgenommenen Einzelteile noch größer und immer genau maßstabgerecht, und dazu noch Zeichnungen von Mohnmörsern und Flachsrieffeln, wie sie sich im Kitting oder auf dem Dachboden des Hauses gefunden haben. Aus der Darstellung der „Bäuerlichen Bauten“ ist eine Dokumentation auch von Möbel und Gerät geworden.

Die schriftlichen Erklärungen auf den den Zeichnungen jeweils gegenüberstehenden Seiten sind knapp gehalten, geradezu sparsam. Der Zeichner ist kein Schreiber. Aber man weiß doch gleich, was Simon gesehen und gezeichnet hat, lernt die Bezeichnungen kennen, die er vermutlich seit seiner Jugend kennt oder die er in den Häusern den Besitzern abgefragt hat.

Es drängt sich die Frage auf, was Simon alles gezeichnet hat, und warum gerade dieses, welche Auswahl des Gesehenen sich ihm als darstellenswert aufgedrängt hat. Vielleicht muß man sich einen Augenblick lang mit dem Schöpfer dieses Buches beschäftigen, um dies zu ver-

stehen. Simon ist 1909 in Gamischdorf geboren, ist in Kohfidisch aufgewachsen. Er kennt dieses dorfbäuerliche Südburgenland einfach von frühester Kindheit an. In Oberschützen war er Schüler der Evangelischen Lehrerbildungsanstalt, und an der Akademie der bildenden Künste in Wien hat er sich dann zeichnen- und maltechnisch vervollkommen. Schon damals hat er bäuerliche Menschen, bäuerliche Bauten und Geräte gezeichnet. Und dann ist er Zeichenlehrer in seiner burgenländischen Heimat geworden, zuerst an der Volksschule in Rauchwart, dann an den Hauptschulen in Stegersbach und nach dem Krieg in Großpetersdorf. Kurz darauf wurde er an das Bundesrealgymnasium in Oberschützen berufen.

Dort saß er mitten im Erlebnis des Umbruches seiner alten Welt: Um 1960 ist in ihm der Entschluß gereift, die geistigen und zeichnerischen Erlebnisse seiner Jugend auszuwerten. Er begann systematischer als bisher die alten Häuser zu zeichnen und legte gleichzeitig den sammlerischen Grund für ein Heimatmuseum. Im Herbst 1970 hat er im Haus Nr. 19 in Oberschützen ein Heimathaus eröffnen können, und ein Jahr später ist der Bildband erschienen, die eine Schöpfung eher für die Enge, für die örtlichen Betrachter und Benützer, die andere für die Weite, für Leser und Beschauer, die den Bildband in die Hand bekommen. Das ist, nebenbei gesagt, nicht ganz einfach, denn der Band ist bei keinem Verlag erschienen, sondern muß im Selbstverlag des Verfassers bezogen werden. Glücklicherweise wachte über die sachliche Herstellung des durchaus gegliederten Bandes ein guter Stern: Die Landesregierung hat das Erscheinen des Bandes, die Herstellung in einer vorzüglichen Druckerei, subventioniert. Gleichwohl wird man ihn, weil im Selbstverlag erschienen, in den Auslagen der Wiener Buchhandlungen vergebens suchen, und ob viele Besprechungsexemplare an die dafür maßgebenden Zeitschriften hinausgegangen sein mögen, das steht wohl auch dahin.

Das hängt freilich alles ein bißchen damit zusammen, daß Franz Simon wohl seine Welt, seine erlebte Welt des südburgenländischen Bauernhofes sehr gut kennt, mit der anderen einer größeren Öffentlichkeit aber wenig zu tun hat. Man kann dies beispielsweise an dem Literaturverzeichnis ablesen, das vier ganze Nummern enthält. Und von diesen vier Werken sind zwei für dieses Buch kaum von Bedeutung gewesen, sind dem Verfasser wohl eher durch Zufall zugekommen. Die jedenfalls wichtigste Arbeit, die hier zitiert wird, ist die Abhandlung von Johann Reinhold Bünker über „Das Bauernhaus in der Heanzerei“, 1895 in den Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien erschienen. Simon zitiert recht unvollständig nach einem Sonderdruck, so daß man den Eindruck gewinnt, er habe das Epochenmachende, das in Bünkers Abhandlungen — es waren ja mehrere zwischen 1894 und 1908 — gegeben ist, gar nicht so recht zur Kenntnis genommen. Freilich, wie sollte er auch: Er hat offenbar das Hauptwerk des Kreises von Bauernhausforschern, die um 1900 gewirkt haben, offenbar gar nicht gesehen, nämlich das wuchtige Mappenwerk „Das Bauernhaus in Österreich-Ungarn und in seinen Grenzgebieten“, das der Ingenieur- und Architekten-Verein unter der Leitung von Anton Dachler und Michael Haberlandt herausgeben ließ. In diesem Mappenwerk hätte er dann auch die Maßaufnahmen von zwei Häusern aus seinem Bereich gefunden, nämlich aus Oberschützen selbst und aus Agendorf bei Ödenburg. Die Blätter stammen selbstverständlich von Johann Reinhold Bünker, man kann sie auf den ersten Blick als die direkten Vorläufer der Zeichnungen Simons erkennen. Und plötzlich steigt es wie eine Vision auf: Das Burgenland

sollte die in verschiedenen Zeitschriften verstreuten Abhandlungen Bünkers zur Volkskunde des Landes in einem Band sammeln, neu drucken, neu herausgeben. Dann wäre auch für Menschen, die an diesen Themen weiterarbeiten, wie Franz Simon, eine sichere Basis geschaffen.

Was Bünker vor siebzig, achtzig Jahren in Proben sehr intensiv erfaßt hat, das hat Arthur Haberlandt ein Menschenalter später in seiner flächigen Verbreitung nachgearbeitet. Aber seine „Volkskunde des Burgenlandes“, 1935 als XXVI. Band der Österreichischen Kunsttopographie erschienen, ist Simon merkwürdigerweise und leider auch unbekannt geblieben, wie man überhaupt öfter feststellen muß, daß diese mühsame Arbeit, von Arthur Haberlandt auf Radfahrten und Fußmärschen erwandert, der heimatlichen Fachwelt viel weniger bekannt geworden ist als man vermuten möchte. Daß jene Häuser, die Simon nun gezeichnet hat, in Haberlandts Werk fast durchwegs angeführt sind, mit knappen Hinweisen auf Datierung, auf Fassadenschmuck usw., das sollte wirklich nicht vergessen werden.

Solche Hinweise, die sich noch um einige vermehren ließen, sollen den Wert des Buches von Simon nicht herabmindern. Sie sollen nur besagen, daß man auch einen Bildband wie den vorliegenden von ganz verschiedenen Seiten her sehen kann, und daß die Einordnung in die Geschichte der fachvolkskundlichen Erschließung des Burgenlandes jedenfalls auch notwendig ist. Man kann auch noch weitergehen und sich fragen: Simon schließt, bewußt oder unbewußt, an die große österreichische Bauernhausforschung von Dachler, von Bünker, von Haberlandt, von Klaar an. Schließt sein Werk sie vielleicht in einer gewissen Hinsicht und für dieses Stück Land eigentlich auch ab? An liebevoller Genauigkeit wird ihn kaum ein Nachfolger übertreffen können. Aber sehen Hausforscher von heute die Dinge nicht vielleicht anders? Sie sehen jedenfalls, daß die Hälfte der Häuser, die Simon gezeichnet hat, gar nicht mehr stehen. Daß sie von den Bewohnern selbst verlassen, niedergehauen wurden. Daß die heute lebenden Hausbewohner eigentlich anders zu wohnen, zu leben wünschen, und ihren alten Häusern sozusagen die Schuld daran zuschreiben, daß sie bisher wie ihre Eltern und Großeltern gelebt haben. „Schuld“ in dem Sinn, daß man im Sog der Großstadt, im Zug der „Urbanisation“ dieses ländliche Bauen und Hausen in hergebrachter Form nicht mehr haben will.

Die alten Häuser, die Simon festgehalten hat, sinken unter der Spitzhacke dahin. Das eine oder andere wird wie Simons Haus Oberschützen Nr. 19 als „Heimathaus“ stehen bleiben, aber alle anderen, die Häuser, in denen wirklich gelebt wird, sie werden vergehen. Eine ganze „Hauslandschaft“ ist zum Teil schon vergangen, zum anderen Teil wird sie das in verhältnismäßig kurzer Zeit. Für alle diejenigen, die an den Arbeiten von Dachler, von Bünker, von Haberlandt vorübergegangen sind, wird vielleicht das schöne Werk von Franz Simon ein Denkmal dieser vergehenden Kultur werden. Dann hätte das Erscheinen dieses Bandes zu seinem eigentlichen, vom Verfasser angestrebten Zweck noch einen weiteren Sinn. Und da Bücher bekanntlich ihre eigenen Schicksale haben, wird man erst in Zukunft sehen, was auf dem Wege des Schicksals dieses Buches noch alles gelegen sein wird: Erinnerung, Schaufreude, aber auch Anstoß zur Besinnung, zur vertieften Forschung, vielleicht auch zum Überdenken jener Vorgänge in der Gegenwart, die sich sonst unserem positiven Mitdenken doch weitgehend entziehen.

Leopold Schmidt

János Tóth, *Az őrségek népi építésze (Volksarchitektur des Őrseg-Gebietes)*. 154 Seiten, 328 Abb. im Text, VI Farbtafeln. Budapest 1971, Műzaki könyvkiadó.

Das neue Buch des ungarischen Bauernhausforschers kommt gerade zur rechten Zeit, damit wir direkt im Anschluß an den Bildband von Franz Simon darauf hinweisen können. Da das Buch in ungarischer Sprache erschienen ist, mit nur kurzen englischen, deutschen und russischen Auszügen, kann es sich ja leider nur um einen Hinweis handeln. Aber es steht von vornherein fest, daß Tóth, der 1965 sein schönes Buch über das Bauernhaus im Gebiet von Göcsej vorgelegt hat, und von dem auch eine ganze Reihe weiterer Arbeiten zum Bauernhaus in Ungarn stammen, gediegen im Sinn der herkömmlichen Bauernhausforschung zu arbeiten versteht, wenn auch selbstverständlich mit mehr Kenntnis der ungarischen als der österreichischen Literatur. Wichtige Arbeiten von Arthur Haberlandt und von Adalbert Klaar, die beispielsweise für die Aufschlüsselung der Dachkonstruktionen heranzuziehen gewesen wären, vermißt man in seinem an sich umfangreichen Literaturverzeichnis.

Tóth behandelt hier das Gebiet von Unterwart und Oberwart diesseits und jenseits der Grenze, also im ungarischen Bezirk Vás wie im burgenländischen Bezirk Oberwart. Er sieht, wie beispielsweise die Karte auf S. 12 zeigt, auch das burgenländische Gebiet immer noch als ungarisch an.

Im ersten Abschnitt werden die Siedlungsformen behandelt, mit den angeblich von Großfamilien bewohnten Häusergruppen. Der zweite Abschnitt behandelt die Entwicklung des Wohnhauses, wobei man sich stets vor Augen führen muß, daß die Bauten höchstens bis ins 18. Jahrhundert zurückreichen. Haustypen und Flurtypen finden sich behandelt, immer mit Photographien und Grundrissen gleichermaßen dokumentiert. Dann folgen Aufnahmen der Rauchabzüge, der Giebel, auch der Möbel und anderer Einrichtungsgegenstände. Anschließend werden die Konstruktionen vor allem der Dächer der Scheunen und der Wohnhäuser erörtert. Wenn man bedenkt, wieviel Arbeit gerade darauf von Haberlandt und Klaar gewendet wurde, wundert man sich schon, daß Tóth darauf nicht zurückgreift, und sich (wenigstens in Klammer) der gut eingeführten deutschen Terminologie bedient.

Nach den Dachkonstruktionen folgt ein Kapitel über die auch von den Ungarn und von den Slowenen als „Kasten“ bezeichneten Kastenspeicher. Die österreichische Hausforschung hat sich soviel mit den Kastenspeichern beschäftigt, daß irgendetwas davon doch eigentlich auch in Ungarn hätte bekannt werden müssen. Es ist aber ganz offensichtlich nicht der Fall gewesen. Das soll übrigens nicht heißen, daß wir für die genauen Grund- und Aufrisse und Photos dieser Speicherbauten im besagten Gebiet nicht dankbar wären.

Tóth greift dann, wie so manche Vorgänger auch, über das Gebiet der eigentlichen Hausforschung hinaus und beschäftigt sich auch mit den hölzernen Glockenstühlen, den Feldkreuzen und anderen Bauten im ländlichen Bereich. Er bezieht sie ja auch in seine Pläne für zwei Freilichtmuseen ein, die in Szombathély (Kom. Vás) und in Zálaegerszeg (Kom. Zála) bestehen bzw. in Vorbereitung sind. Damit in Zusammenhang erörtert Tóth verdienstvoll die Möglichkeiten einer Unterschutzstellung der von ihm erforschten ländlichen Bauten. Alle diese Dinge sind für uns schließlich nicht zuletzt im Zusammenhang mit dem Burgenländischen Freilichtmuseum in Bad Tatzmannsdorf von Wichtigkeit.

Es wäre notwendig, von diesem, das Burgenland so stark berührenden Buch einen bedeutend umfangreicheren, kritisch kommentierten deutschen Auszug zu bringen. Vielleicht findet sich eine burgenländische Stelle, die sich dieser Aufgabe unterzieht. Leopold Schmidt

Otfried Kastner, **Schmiedehandwerk im Barock**. Renaissance, Manierismus, Knorpelwerkstil, Hochbarock (Blumenstil, Laub- und Bandwerkstil), Régence, Rokoko und Louis XVI. 308 Seiten, mit 178 zum Teil farbigen Abbildungen. Linz 1971, Verlag J. Wimmer, S 350,—.

Das Buch behandelt nicht, wie sein Titel glauben macht, das Schmiedehandwerk im Barock, sondern die Erzeugnisse der Schmiede wie der Schlosser auf dem Gebiet der kunstvollen Gitter, der Grabkreuze, Wirtshausschilder usw. Damit hat sich Kastner seit langem befaßt, wie vor allem sein Buch von 1954 „Eisenkunst im Lande ob der Enns“ beweist. Seit einiger Zeit greift Kastner über sein Heimatland hinaus und behandelt die geschmiedeten Kunstwerke in ganz Österreich. Für das Mittelalter hat er vor wenigen Jahren das vorzüglich ausgestattete Buch „Handgeschmiedet“ (Linz 1967) vorgelegt.

An dieses Buch schließt der vorliegende Band an, der alle wichtigen Zeugnisse dieser Schmiedekunst von der Mitte des 16. bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts zu erfassen versucht. Kastner kennt das Material, versucht die Wunderwerke der Gitter von Mariazell oder von St. Florian, von Volders oder von Sekkau, aber auch von Wien, von Hafnerberg, von Kremsmünster usw. dem Beschauer nahezubringen. Die sehr vielen, zum größten Teil sehr guten Abbildungen sind dabei behilflich. Die schon ein Jahrhundert alten Zeichnungen in der Einleitung bringen die technischen Grundzüge dieser Eisenkunst vielleicht näher als die Photographien.

Die knappe Einleitung ballt, wie bei Kastner immer, ein sehr großes Wissen so zusammen, daß man sie nicht leicht liest. Den Abbildungen sind kurze Darstellungen der jeweiligen geistigen Bedeutung der einzelnen Werke gegenübergestellt, die aber leider oft zu allgemein, oft zu rhetorisch, zu ausschweifend gehalten sind. Kastner ist seiner ganzen Art nach ein überlebender jugendbewegter Expressionist, der seine Begeisterung für die Objekte nicht immer sachlich zu bändigen weiß. Wer sich nur auf diese Texte verläßt, dürfte bald recht verwirrt sein. Zumal dem Beschauer und auch dem Leser wohl nie ganz klar wird, inwieweit es für alle diese Gitter, Kreuze, Brunnenhauben usw. graphische Vorlagen gegeben hat, an die sich der Schmied oder Schlosser doch als nur Ausführender zu halten hatte. Vieles von dem, was über den jeweiligen Stil der einzelnen Eisenkunstwerke, aber auch über ihre Motive gesagt wird, müßte sich doch auf die graphischen Vorlagen beziehen.

Man wird nichtsdestoweniger dem unermüdlischen Sammler und oft hymnisch gestimmten Beschreiber für sein Werk dankbar sein. Jeder Kunstwallfahrer geht auch heute noch, nicht zuletzt infolge der viel zu knappen diesbezüglichen Angaben im Dehio, an den Eisenkunstwerken unachtsam vorbei, übersieht die oft großartigen Treibebeiten an den Eisentüren und vermag die Funktion dieser Stücke im jeweiligen Gesamtkunstwerk kaum zu werten. Da wäre eine Vorbereitung mit Hilfe der Bände von Kastner durchaus zu empfehlen. Die beiden beigegebenen Karten könnten eine willkommene Hilfe dabei sein. Sie können freilich über die mannigfachen Schreib- und Druckfehler nicht hinwegtrösten, ebensowenig über den Mangel eines Registers, das beispielsweise angesichts der zahlreichen Meisternamen doch selbstverständlich gewesen wäre.

Leopold Schmidt

Nora Watteck, **Einsiedler**. Inklusen, Eremiten, Klausner und Waldbrüder im Salzburgischen. Bildteil: Reinhard Rinnerthaler. 128 Seiten, 35 Abb. auf Tafeln. Salzburg 1972. Verlag St. Peter. S 96,—.

Vor ziemlich vielen Jahren, nämlich schon 1928, erschien das kenntnisreiche und stimmungsvolle Büchlein „Die Einsiedler in Geschichte und Sage“ von Heinrich G ü t t e n b e r g e r. Das vor allem auf Niederösterreich eingestellte kleine Werk hat nun nach fast einem halben Jahrhundert ein beachtliches Gegenstück für Salzburg erhalten. Eine vorzügliche, als Heimatforscherin bekannte Kennerin, Nora W a t t e c k in Salzburg, hat sich der durch verschiedene merkwürdige Ereignisse — die von einigen Zeitungen sehr breitgetreten wurden — noch einmal ins Licht der Öffentlichkeit gerückten „letzten“ Einsiedler angenommen. Frau Watteck berichtet selbstverständlich nicht nur über die eben verstorbenen oder noch lebenden Einsiedler auf dem Palfen bei Saalfelden und andernorts. Sie beginnt vielmehr kenntnisreich mit den sehr alten Eremitorien in der Wand des Mönchsberges, berichtet dann über die Inkluse Willa aus der Zeit um 1000, über die Dreiwallerkapelle im Gasteiner Tal und viele ähnliche Erscheinungen im Lande Salzburg, in dem sich, da es ja ein Jahrtausend lang geistliches Fürstentum war, auch diese Verhältnisse anders entfaltet als in den Erblanden. Dank dieser Selbständigkeit hat Salzburg bekanntlich auch ein großartiges Landesarchiv, in dem sich selbst für derartige Begebenheiten und Menschen „am Rande“ des Geschehens wichtige schriftliche Zeugnisse erhalten haben.

Für den Freund und Kenner vor allem der religiösen Volkskunde des Landes Salzburg ist also das Bändchen von Nora Watteck mit seinen Angaben über die Verehrung des hl. Wilhelm, über die Georgenbergkirche bei Kuchl, über die barocke Eremitage im Hellbrunner Schloßpark usw. eine wahre Fundgrube. Auch die Klausner, die als Nachfolger des hl. Wolfgang am Falkenstein hausten, werden ausführlich behandelt. Bei einigen von ihnen werden die deutlich psychopathischen Züge nicht verschwiegen, die übrigens auch zu ihrer Zeit schon erkannt wurden, wie aus den ausführlich zitierten Akten hervorgeht. Dadurch ist das Büchlein also auch für Mediziner und Psychologen durchaus lesenswert. Dazu kommen die vielen guten Abbildungen, nach alten Vorlagen wie nach modernen Aufnahmen, kurz, es ist eine rechte Freude, ein solches Büchlein anzuzeigen und ihm eine womöglich große Leserschaft zu wünschen.

Über die nicht seltenen Schreib- und Druckfehler darf man fürs erste wohl hinwegsehen; vielleicht könnten sie in einer zweiten Auflage ausgebessert werden. Auch die Literaturangaben sind etwas spärlich und nicht sehr systematisch angeordnet. Aber auch dieser kleine Mangel ließe sich je bei einer Neuauflage, die man sich in diesem Fall durchaus vorstellen könnte, leicht beseitigen ¹⁾.
Leopold S c h m i d t

¹⁾ Bibliographisch: Das Material zu diesem Büchlein wurde von Nora Watteck bereits vor einiger Zeit in Form von Zeitungsartikeln vorgelegt, die freilich kaum eine größere Öffentlichkeit erreicht haben dürften. Auch deshalb ist die Ausgabe in Buchform zu begrüßen. Vgl. also Nora W a t t e c k, Inklusen, Eremiten, Klausner und Waldbrüder im Salzburgischen (Sonderdruck aus: Rupertusblatt, Salzburg, 22. Sept. 1968 bis 16. Febr. 1969, 20 Seiten mit Abb.).

Volkslied, Volksmusik, Volkstanz. Kärnten und seine Nachbarn. Beiträge zur Volksmusikforschung in Kärnten. Seminar für Volksmusikforschung, Millstatt, redigiert von Walter Deutsch und Franz Koschier (= Kärntner Museumsschriften, Bd. 51). 191 Seiten, mit Noten und Abbildungen im Text. Klagenfurt 1972, Verlag des Landesmuseums für Kärnten. S 240,—.

Robert Wiidhaber hat vor kurzem (ÖZV Bd. 75, 1972, S. 144) darauf hingewiesen, daß sich im Schrifttum der österreichischen Volkskunde immer wieder bestimmte Lieblingsgebiete abzeichnen; unter ihnen nicht zuletzt das Volkslied. Der Eindruck, den unser verehrter Schweizer Kollege gewonnen hat, trägt nicht. Es gibt bei uns immer noch weit mehr Volkslied-Veröffentlichungen als man denken möchte, und das nicht zuletzt, weil sie nicht so ganz zentral, sondern von verschiedenen Stellen geplant und mitunter auch sehr prompt ausgeführt werden.

Auch im vorliegenden Fall, bei der Veröffentlichung der Referate des 1970 in Millstatt abgehaltenen Seminars, ist es so gegangen. Es war sehr gut, das Seminar im Kärntner Gedenkjahr gerade in Kärnten abzuhalten. Man konnte gleich auch auf den noch ständig wachsenden „Volksliedschatz Kärntens“ hinweisen, den Anton Anderluh so verdienstvoll herausgibt. Und man konnte sich darauf verlassen, daß Franz Koschier als bedeutender Organisator die Drucklegung dieser Referate betreiben würde. Der vorliegende Band mit dem vielleicht etwas umständlich anmutenden Titel liegt nunmehr vor.

Er läßt sich von uns aus hier nur anzeigen, nicht etwa besprechen, da manche Beiträge so intern musikwissenschaftlich gehalten sind, daß sie sich dem einfachen Verständnis des Außenstehenden fast entziehen. Daher hier also nur eine kurze Inhaltsangabe des schönen Bandes. Walter Deutsch behandelt in seinem Vorwort kurz die Geschichte der von ihm ins Leben gerufenen Volksmusik-Seminare und weist auf die besondere Bedeutung der Millstätter Tagung hin. Diese Bedeutung wird durch den Beitrag „Die Beziehungen zwischen Landschaft und Musikleben“ unterstrichen, in dem Hans Sittner, der für diese Seminare soviel getan hat, die Problematik geistvoll auseinandersetzt und die offenen Fragen als solche bezeichnet. Anton Anderluh versucht mit Hinweis auf sein immenses Lebenswerk „Kärnten als Volksliedlandschaft“ darzustellen. Oskar Moser setzt sich mit dem Problem „Lied und Brauch“ auseinander, wobei ich nun einmal meine seit etwa 35 Jahren dargebotenen Beiträge zu dem Thema „ex cathedra“ aufgenommen finde. Dann folgt Franz Eibner mit seinem umfang- und inhaltsreichen Aufsatz „Vom Wert und von der Qualität der volkstümlichen Mehrstimmigkeit in Kärnten“. Musikwissenschaftlich großartig, eine Basis für jede künftige Auseinandersetzung mit dem Problem der Fünfstimmigkeit des Kärntner Männergesanges; für den Nichtfachmann sollte man die Ergebnisse, vor allem den tastenden Versuch der Altersbestimmung dieser Fünfstimmigkeit, doch noch einmal „übersetzen“. Gleich anschließend Walter Deutsch mit seinem „Musikalischen Vergleich des alten und des neuen Kärntnerliedes“. Dann die beiden slowenischen Beiträge: Die große Kennerin Zmaga Kummer mit einer Übersichtsdarstellung „Das slowenische Volkslied“ und der kurz nach dem Seminar verstorbene France Czigán mit einem Überblick „Das slowenische Volkslied in Kärnten“. Franz Koschier hat dem verstorbenen kärntenslowenischen Volksliedforscher Czigán am Schluß des Bandes einen schönen Nachruf gewidmet.

Nun schließen die Volkstanzbeiträge an: Franz Koschier referiert über sein Spezialgebiet „Kärnten als Volkstanzlandschaft“, und Mirko Ramovš berichtet über „Das Volkstanzgut Oberkrains“. Ohne Texte lassen sich die Melodien wenigstens für den Außenstehenden kaum unterscheiden; Landesgrenzen erscheinen plötzlich einigermaßen irrelevant — man erinnert sich an die Worte Sittners in seinem Eröffnungsreferat.

Sehr schön und nützlich der Beitrag von Gaetano Perusini „Zur Geschichte der Musikinstrumente der Volksmusik und der Volkspoese in Friaul vom 14. bis zum 19. Jahrhundert“. Ein bißchen etwas Ähnliches habe ich in meinem Beitrag „Spätmittelalterliche Volksmusik in Kärnten und seinem Umland“ (Österreichische Musikzeitschrift, Bd. 25, Wien 1970, S. 516 ff.) zu bieten versucht. Auf ihn bezieht sich unter anderem auch Wolfgang Suppan in seinem den Band abschließenden Beitrag „Das deutsche Volkslied in den Sprachinseln Sloweniens und Friauls“. Die Kollegen von jenseits der Grenze haben seine Aufstellungen zum Teil einschränken wollen. Aber ich glaube, daß Suppan in diesem Beitrag, der ja aus dem gewaltigen Material des von ihm mitbearbeiteten Gottscheer Volkslied-Werkes schöpfen kann, viel Einprägsames gelungen ist.

Keine Frage, daß ein solcher Band mit derart wichtigen, material- und gedankenreichen Referaten einen bedeutenden Beitrag Kärntens zur österreichischen Volksliedforschung darstellt. Leopold Schmid

Karntnarisch gsgungan — karntnarisch gspielt. Beiträge zur Volksmusikforschung und -pflege. Redigiert von Franz Koschier (= Kärntner Heimatleben, Bd. 14), 112 Seiten, mit Noten im Text. Klagenfurt 1972, Verlag des Landesmuseums für Kärnten. S 150,—.

Der oben angezeigte Band wird sinnvoll durch das rasch danach erschienene, weniger umfangreiche, aber doch auch wichtige Bändchen ergänzt, das die rein kärntnerischen Beiträge der Millstätter Tagung veröffentlicht. Wir können hier nur kurz darauf hinweisen.

Eine besonnene Zusammenfassung bietet Helmut Wulz mit „Kärnten als Liedlandschaft“. Günther Mittergradnegger berichtet „Vom Kärntnerlied und seinen Sängern“, angesichts der vielen namentlich bekannten Sängerguppen schon des 19. Jahrhunderts immer wichtig. Dann bietet Edi Rauter einiges „Aus den Erfahrungen eines Volksliedsammlers“, der nämlich vor allem in Kaning und in Radenthein gesammelt hat. Eine schöne, besinnliche Studie bringt der bedeutende Kärntner Dichter Gerhard Glawitschnigg über „Das alte und das neue Kärntnerlied“. Und der Musikfachmann Günter Antesberger überlegt, wieso „Die Volksmusik in Kärnten“ neben dem Volkslied in der Sammlung und Forschung eigentlich etwas zu kurz gekommen ist. Seine Darstellung wird durch einen Beitrag aus der Rundfunkpraxis ergänzt: Walter Kraxner berichtet über „Rundfunk und Volksmusik in Kärnten“.

Die meisten Beiträge bringen keine wirklichen Neuigkeiten. Das meiste, was hier in Vorträgen geboten wurde, kennt man so ungefähr, ist aber froh, es nun einmal zusammengestellt vor sich zu haben. Quellenmäßig erscheinen die Aufzeichnungen von Edi Rauter am wichtigsten: Vielleicht hat seit Karl Liebleitner niemand so „direkt“ aufgezeichnet, hat auch gröbliche und erotische Züge aufgenommen, niedergeschrie-

ben, und nunmehr veröffentlichen lassen. Gerade diese Aufzeichnungen hätten aber sachkundig kommentiert gehört. Das Bändchen regt mit seinen sechs Vorträgen also auch zur weiteren Forschung an, und hat ansonsten unsere Kenntnis von Kärnten, unser Verständnis für Kärnten erweitert und vertieft.
Leopold Schmidt

Ingeborg Petraschek-Heim, Die Goldhauben und Textilien der hochmittelalterlichen Gräber von Villach-Judendorf (Sonderdruck aus: Neues aus Alt-Villach. Museum der Stadt Villach, 7. Jahrbuch, 1970, S. 57—190, mit 100 Abbildungen und 1 Farbtafel).

Vor wenigen Jahren war auf die ungemein wichtigen Ausgrabungen von Villach-Judendorf hinzuweisen (ÖZV Bd. XXIV/73, 1970, S. 101 ff.), worüber der verdienstvolle Ausgräber Hans Dolenz im Villacher Jahrbuch 1969 berichtet hatte. Dolenz hat damals schon (S. 50) darauf hingewiesen, daß seine außerordentlich wichtigen Funde noch speziell untersucht werden würden.

Diese Untersuchung hat in der Zwischenzeit Frau Petraschek-Heim durchgeführt, ihre Ergebnisse liegen nunmehr im Villacher Jahrbuch, bzw. in diesem Sonderdruck vor. Man muß allen beteiligten Stellen sehr dankbar dafür sein, daß die Veröffentlichung so rasch erfolgen konnte, daß sie so umfangreich gehalten sein durfte, und daß ihr vor allem so reiches Bildmaterial beigegeben werden konnte.

Sicherlich drängen sich bei einer ersten Veröffentlichung eines so komplexen und merkwürdigen Fundmaterials verschiedene Fragen auf. Auf manche Probleme, die sich dabei ergeben haben, soll im folgenden kritisch eingegangen werden, ohne damit den Wert dieser Veröffentlichung an sich schmälern zu wollen.

In dieser Veröffentlichung sind vor allem die Teile von wissenschaftlich bleibendem Wert, die von den Fachleuten erarbeitet wurden. So die Untersuchung des Materials, die technische Analyse der Stoffe, die Photos usw.

Alle anderen mühsamen Vergleiche mit der Literatur über Goldstoffe und über die Entwicklung des Gebietes Mode mit dem „uns bereits Bekannten“ beweisen, daß die Goldhauben von Villach-Judendorf wenig mit der Mode des westlichen Europas der 2. Hälfte des 13. Jahrhunderts zu tun haben, wohin sie die Verfasserin weisen will.

Wenn man bei dieser Veröffentlichung die Abbildungen 96 und 99 ansieht, betrachtet man Kopfbedeckungen aus einem Leinengewebe, oder bei der Abbildung 97 sind vor allem Schleier gezeigt, wie sie getragen werden konnten.

Das Bildmaterial Abbildung 91, 92, 93 und 95 zeigt Kopfbedeckungen, die eine hohe Form anstreben. Die Goldhauben von Villach-Judendorf haben aber eine kleine Form.

Der Vergleich mit der Stickerei der Alba der Reichkleinodien der Schatzkammer Wien (1220) ist ebenfalls kein Beweis für die Datierung. Auf Seite 110 ist erklärt: „Nach Fillitz wurde dieser obere Teil der Albe ebenfalls zur Krönung Friedrichs II. 1220 neu angefertigt wie die Handschuhe und Strümpfe. Es ist daher anzunehmen, weil die technische Analyse des Stoffes der Handschuhe der Reichkleinodien weitgehend mit der des Gewebes von J 63 übereinstimmt, daß diese Haube deren Form unbekannt ist, aus Sizilien oder Unteritalien stammt.“

Die Albe wurde 1220 „restauriert“ — hätte man ein neues Kleidungsstück gewollt, so hätte man sicher die Mittel dazu aufgebracht. Man

erneuerte aus irgend einem Grund den oberen Teil. Wie dies bei allen Restaurierungen ist, war man vermutlich bemüht, den früheren Stoff mit einem gleichwertigen ähnlich wirkenden zu ersetzen. Das gleiche gilt für die Handschuhe und die Strümpfe. All diese Accessoires mußten ja zu dem weiterhin verwendeten Krönungsornat passen. Als Datierungsvergleich fällt dieses Beispiel aus, es zeigt nur, daß man 1220 diese Handarbeitstechniken ebenfalls kannte, daß diese aber auch vorher geübt wurden. Der Krönungsornat entstammt in der Hauptsache dem 11. bis 14. Jahrhundert, der Krönungsmantel stammt aus dem 12. Jahrhundert. Goldborten wurden ja lange Zeit verwendet, so kann die Brettchenborte aus Seide vom Sarg der Constanza la santa (gest. 1243) in Las Huelgas nicht für eine Datierung verwendet werden. Ebenso wenig die anderen Vergleiche mit Textilien von Las Huelgas. Es handelt sich ja um Totenbekleidungen- oder Ausstattungen, die einem Zeremoniell eines Hofes oder einer Kirche dienten und somit den Regeln entsprechen mußten. Die Goldstoffe selbst sind lange Zeit nachzuweisen.

Was bleibt? Nur die Objekte selbst. Die Kopfbedeckungen der Grabfunde umschließen anliegend den Totenschädel und zeigen einen Rand von höchstens 2,5 cm. Der Kopf wird also höchstens um zwei Fingerbreiten erhöht, das ist nicht wesentlich mehr, als es locker aufgekämmte Haare tun. Dies weist meiner Ansicht nach zu einer Bekleidung, die durch Byzanz beeinflußt war. Es ist höchstens der Beginn eines neuen Stiles nachzuweisen, aber keine Hochform, wie sie um 1250 und 1275 bekannt ist.

1. Zeichnung

Die Formen der Goldhauben sind sehr klein, hier einige der Maße:

11 x 13,5 cm Grab J 43 / Rand ca. 2—2,5 cm

12 x 15 cm Grab J 45 / Rand ca. 2—2,5 cm

17 x 17 cm Grab J 57 / Rand 2 cm

Es ist nicht möglich, mit einer so kleinen Fläche eine Form für die Kopfbedeckungen der Mode der 2. Hälfte des 13. Jahrhunderts zu erreichen, dazu müßte der Rand mindestens 5 cm hoch sein und könnte 10 cm und mehr betragen.

2. Zeichnung: Formen der Schnitte

3. Zeichnung: Form der Zeit bis um 1250

4. Bild: Theodora und ihr Gefolge

Das Gefolge trägt die Kopfbedeckungen, die Jahrhunderte lang Vorbild waren und zu dem byzantinischen Stil der Kleidung gehören. Es war also aufzuzeigen, daß ähnliche Hauben noch um oder nach 1125 möglich waren. In der Veröffentlichung: „Die Wandmalereien in der Kirche von Bojana“ findet sich Text und Bildmalerei, welches beweist, daß der Stil noch 1295 aktuell war, allerdings hat sich eine Veränderung ergeben, die durch die Mode bedingt war: es kam das Gebende dazu. K. Zonay erklärt in dieser Veröffentlichung: „Einer authentischen Inschrift zufolge wurde dieser Gebäudeteil im Jahre 1259 ‚mit den Spenden und der liebevollen Hingabe des Sebastokrators Kalojan und seiner Ehefrau Dessislava‘ gebaut. Dieser Kirchenteil ist zweistöckig. Das obere Stockwerk diente der Familie als Hauskapelle, das untere für Beerdigungen.“ Weiter steht folgendes: „Die Gestalten des Sebastokrators Kalojan und seiner Ehefrau Dessislava sowie des Zaren Konstantin-Assen (1256—1276) und der Zarin Irina haben eine große Bedeutung für die bulgarische bildende Kunst.“ „... die nähere Betrachtung der ausgezeichneten vier Bildnisse zeigt, daß die Monumentalität und Stileinheit nicht so sehr auf den eigenartigen Schnitt der Gewänder oder auf die steife offizielle Haltung nach

den Vorschriften der strengen byzantinischen Hofsitte als auf die bewußt angestrebte und sichere Darstellungsart zurückzuführen ist, durch die der große Meister von Bojana die Gestalten aufgebaut und in den Raum gestellt hat.“

5. Bild: Sebastokrator Kalojan und seine Ehefrau Dessislava

5 A Bild: Teilansicht Dessislava

Wenn man die beiden Bilder betrachtet, so empfindet man, daß die Goldhauben, die Grabfunde von Villach-Judendorf, dieser Stilrichtung angehören. Eine Datierung für die Goldhauben ist damit auch nicht möglich. Der Stil der byzantinischen oder byzantinisch beeinflussten Kopfbedeckungen geht von der Zeit der Theodora bis zum Jahre 1259, vielleicht sogar noch weiter.

6. Bild J 5

7. Bild J 57

8. Bild J 59 a, b)

9. Bild J 105

Interessant ist, daß die Goldhauben von Villach-Judendorf so verschiedene Formen aufzeigen; damit kann man annehmen, daß diese Kopfbedeckungen in eine Zeit der Umwandlung bei der Mode einzureihen sind. Ebenso sind die verschiedensten Verzierungen wie Perlen und Textilmuster, außerdem die Schmuck- oder Ritualverzierungen wie Adler und Hase aufzuweisen.

Wichtig scheint mir ein Hinweis auf die Reste der Schleierstoffe. Es ist doch ein Brauch gewesen, den Toten den „Übertan“ für die Auferstehung mitzugeben. Noch Peter Rosegger berichtet darüber in: „Von meiner Mutter“. Es steht: „Plötzlich wurden draußen laute Worte gesprochen: ‚Wo ist der Übertan? Wir finden den Übertan nicht!‘ Der Übertan ist ein dünnes Leinengewebe, welches als ein Schleier über den Sarg gehüllt wird und nach dem Glauben des Volkes am jüngsten Tage dem Auferstehenden als Überkleid dient.“ Der Schleier ist also das letzte Kleid, das der Tote erhält, um bei der Auferstehung ein weißes Kleid tragen zu können. Es könnte auch nur der Gesichtsschleier verwendet worden sein, es gibt ja den Brautschleier und den Totenschleier, wie die Brautkrone und die Totenkrone. Es wäre notwendig das Ritual aufzuzeigen, ja sogar die Bräuche christlichen Glaubens des Ostens müßten mit einbezogen werden.

Ein bestattetes Kind hatte unter dem rechten Knie einen handteller-großen Stein, darunter befand sich ein Friesacher Pfennig. Dieser gehört zu den ersten von Erzbischof Konrad von Salzburg in der Zeit ab 1125 geschlagenen Münzen. Der terminus post quem für das Grab Nr. 20 ist also der Friesacher Pfennig. Muß die Datierung des Kindergrabes für alle Bestatteten gelten? In welcher Zeitspanne wurden die Toten dieser Grabeinheit bestattet? Kann das Kindergrab als Beginn der Bestattungen angesehen werden oder kann dieses Grab den Mittelpunkt bilden? Oder das Ende der Bestattung bedeuten?

Folgende Möglichkeiten stehen offen:

1. Zeit: 1125—1259 (Anfang)
2. Zeit: 1075—1125 (Mittelpunkt) 1175
3. Zeit: 1050—1125 (Ende) ca. 1150

Es steht also die Zeit von ca. 1050 bis 1259 (authentisches Datum Bild 5) zur Diskussion. Welche Kopfbedeckungen sind die ältesten? Es harmonieren nur einige Kopfbedeckungen miteinander.

Das Land hatte seit dem 10. Jahrhundert eine bewegte Zeit. Kaiser Otto II. trennte Kärnten 976 von Bayern ab und erhob es zu einem

Herzogtum (mit der Markgrafschaft Istrien und der Mark Verona), 1286 kam es an die Grafen von Tirol. Bereits Mitte des 12. Jahrhunderts war Villach eine blühende Handelsstadt mit Stapelrechten, wonach vermutlich fremde Kaufmannswaren, die durch die Stadt, oder in einem bestimmten Umkreis um die Stadt befördert wurden, vor ihrer Weiterbeförderung in der Stadt gelagert und zumindest 3 Tage den Bürgern feilgeboten werden mußten.

Judendorf liegt südwestlich von der Stadt Villach. Kam man aus dem Süden, so hat man vermutlich in Judendorf Aufenthalt genommen. Durch das Stapelrecht bedingt, können Fremde in Judendorf länger dauernden Aufenthalt genommen haben. Es ist also durchaus möglich, daß dort Christen gelebt haben, die nach dem Osten orientiert waren und daher keinen Zutritt zu der nach dem Westen, nach Bamberg orientierten Kirche in Villach hatten. Möglicherweise sind die Toten die Gattinnen der Handelsherren, also eine verhältnismäßig reiche Bevölkerungsschicht gewesen, die nach einem christlichen Ritual des Ostens beerdigt wurden. Dies würde auch erklären, warum so wenige Kindergräber vorhanden sind.

All dies sind Vermutungen. Es wäre die Aufgabe der verschiedenen Institute, die offenen Probleme zu klären. Jedenfalls müssen die verschiedenen Faktoren beachtet werden, erst aus der Summe wird eine nähere Datierung der Goldhauben möglich werden. Diese sind so kostbare Ausgrabungen, daß keine Mühe gescheut werden darf, um an der Klärung zu arbeiten.

Lucie Hampel, Wien

Ida Weiß, Kärntner Lebensbilder II (= Kärntner Heimleben, Bd. 13) 91, Seiten, mit 12 Abb. auf Tafeln. Klagenfurt 1972, Verlag des Landesmuseums für Kärnten.

Wir haben vor einiger Zeit auf das I. Bändchen dieses Werkes hinweisen können, mit besonderer Betonung der Tatsache, daß sich unter den biographisch erfaßten Persönlichkeiten auch Vertreter der Volkskunde befinden. Das gleiche gilt für den vorliegenden Band. Neben Historikern wie Ankershofen, Jaksch und Kumpf stehen Künstler wie Prinzhofer, Gasser und Pernhart.

Und dann finden sich eben Namen wie Franz Francisci, den man als den Vater der Kärntner Volkskunde ansprechen kann, Johann Reinhold Bünker und Matthias von Lexer, der durch sein „Kärntisches Wörterbuch“ mit dem Weihnachtslieder-Anhang doch auch hierherzuzählen ist. Die Artikel versuchen jeweils ein Bild des Lebens und Schaffens des betreffenden Mannes zu geben, mit einem kurzen Auszug am Schluß, der ungefähr als Lexikonartikel stilisiert erscheint. Am Schluß des Büchleins finden sich Literaturangaben.

Die einzelnen Biographien sind untereinander ungleich. Die Bedeutung der Männer in der Geschichte der Volkskunde tritt nicht sehr klar hervor. Soviel Francisci auch geschrieben hat — der größere Teil seiner Veröffentlichungen scheint der Fachwelt nicht sehr bekannt zu sein —, sein Werk ist ungleich, seine Märchenaufzeichnungen erscheinen zu stark erzählerisch ausgeführt. Da müßte man sich also wohl von Fachleuten genaueres darüber sagen lassen. Und bei Bünker steht es anscheinend so, daß die Verfasserin die vielen Veröffentlichungen Bünkers nicht recht zu überblicken vermag. Er ist nicht der Verfasser unseres Bauernhauswerkes, sondern war einer der Mitarbeiter daran. Seine wichtigen Beiträge in den „Mitteilungen der Anthropologischen

Gesellschaft“ sind keine Bücher, wie man nach diesen Ausführungen mitunter glauben könnte. Und was der Satz „An die 50 österreichische Volkskundler dürften sich bisher in ihren Doktorarbeiten mit dem bedeutenden Volkskundler Johann Reinhardt Bünker befaßt haben“, bedeuten soll, das weiß ich nicht. Vielleicht ist gemeint, daß ihn ab und zu ein Dissertant, den ich darauf hingewiesen habe, zitiert hat? Das ist aber doch etwas anderes. Aber freilich kennt die Verfasserin die Verhältnisse offenbar überhaupt schlecht, und glaubt, daß Ödenburg im Burgenland liegt (S. 46), was nun doch nicht stimmt. Auch der Satz „1894 wurde er in Ödenburg in Slöjd ausgebildet“ (S. 48) ist mir leider nicht verständlich. Da nimmt es nicht wunder, wenn auch die Literaturangaben zu dem Kapitel „Bünker“ etwas fehlerhaft sind.

Nichtsdestoweniger ist das Büchlein gut gemeint, und wird, wenn man es bei einer Neuauflage etwas verbessert, seine Dienste tun. Lesbare Biographien jener Männer und Frauen, die einstmals unsere Volkskunde aufgebaut haben, wären uns an sich immer willkommen, und würden für die von uns angestrebte „Volkskundliche Bildung“ durchaus von Nutzen sein.

Leopold Schmidt

Gerla Rohm, Die Oberpfalz im Bild. Regensburg 1971, Verlag Friedrich Pustet. 16 Seiten Text, 128 Bildseiten. DM 9,80.

Ein bescheiden anmutendes, vor allem für die Schulen gedachtes Bändchen über unsere nordwestliche Nachbarlandschaft. Blättert man den reichen Bildteil durch, wird man sehen, daß die Zeugnisse der alten Volkskultur recht gut vertreten sind: Steinkreuze, Totenbretter, Hausformen von beachtlicher Vielfalt, Wallfahrtskirchen und -kapellen, Möbel, Trachten, Brotbacken und einige Epitaphe mit kostümgeschichtlich wichtigen Darstellungen. Auch in so volkstümlichen Bänden finden sich immer bemerkenswerte Einzelstücke: So etwa eine reliefierte Grabplatte von 1585, in Eschenbach, mit Darstellung bäuerlicher Arbeiten (91) oder die Malereien an der Decke der Friedhofskapelle von Wondreb mit den Totentanzbildern, um 1670 (122). Nicht vergessen sind der Further Drachenstich (60) und das Oberpfälzer Bauernmuseum in Perschen (22).

Leopold Schmidt

Max Rieple, Schwarzwaldstraßen, Schwarzwaldtäler. Bildband mit 120 Seiten, davon 73 Seiten Bilder, davon wieder 3 Seiten farbig, und 2 Übersichtskarten. Karlsruhe 1972, Badenia Verlag. DM 22,—.

Der bekannte Schriftsteller Max Rieple, ein vorzüglicher Kenner seines Landes, legt hier einen sehr schönen Bildband über den Schwarzwald vor. Über das herrliche Land gibt es nicht wenig Literatur, und dennoch sind so gute Bildbände, die auch knappe sachliche Texte bringen, immer willkommen.

Der Band bringt außer Bildern der Landschaft, der Städte, Märkte, Dörfer, Schlösser, Ruinen, Kirchen usw. auch nicht wenige Darstellungen von landschaftlich eingebetteten Kulturercheinungen, die uns interessieren. So beispielsweise Bilder der schönen Fachwerkbauten in Dornstetten (17) wie in Gengenbach (47), Bilder von Hochschwarzwaldhäusern etwa im Steinenbachtal (52), im Bregtal (59), und selbstverständlich eine Aufnahme des museal gepflegten Vogtsbauernhofes bei Gutach (51) sowie eine Innenaufnahme vom „Hüsli“ bei Rothaus (87), worüber vor einiger Zeit Alice Schulte bei uns berichtet hat. Ein Gegenstück dazu bietet die Innenaufnahme aus dem Hebel-Haus in Hausen (97). Die typi-

sche Heizanlage der „Kunst“ ist übrigens nicht, wie der Text auf S. 86 meint, mit der Ofenbank identisch.

Weiters von altem Holzbauwesen im Schwarzwald: Die gedeckten Brücken bei Säckingen (119) und in Forbach (25); die Heustadel im Murgtal (23); die Mühlen von Dreistegen (63) und von Hilzingen im Glottertal (72). Bilder alten ländlichen Lebens: Weinlese im Kinzigtal (45); aus der alten Hausindustrie Uhren (aus Furtwangen [61]); Schuddig-Masken aus Elzach (65). Dazu so manches Zeugnis alter religiöser Volkskunst, nicht zuletzt der Totentanz in der Beinhauskapelle zu Bleibach (67).

Man sieht: Ein reicher Bildband, bedacht darauf angelegt, auch volkskundlich wichtige Züge in der Landschaft nicht zu übersehen.

Leopold Schmidt

Ingolf Bauer, Treuchtlinger Geschirr (= Kunstwissenschaftliche Studien, Bd. XLV). 198 Seiten, mit 155 Abb. auf Tafeln und 1 Karte. München 1971, Deutscher Kunstverlag.

Mechthild Scholten-Neess und Werner Jüttner, Nieder-rheinische Bauerntöpferei 17.—19. Jahrhundert (= Werken und Wohnen, Volkskundliche Untersuchungen im Rheinland, herausgegeben von Matthias Zender, Bd. 7). 488 Seiten, 480 Abb. auf Tafeln, Zeichnungen im Text, VIII Farbtafeln. Düsseldorf 1971, Rheinland-Verlag. DM 96,—.

Während in verschiedenen deutschen Seminaren am Abbau der herkömmlichen Volkskunde gearbeitet wird, entstehen die tatsächlich weiterführenden Arbeiten so nebenbei, vor allem selbstverständlich im Zusammenhang mit den Museen, die sich auch in unseren Jahren wieder einmal als die bei weitem wichtigsten Forschungsstätten des Faches erweisen. Diesmal gilt es, auf zwei wichtige Veröffentlichungen zur alten Hafnerkeramik hinzuweisen, auf die „Töpferware“ zweier Landschaften, die in ausgezeichneten Publikationen erschlossen wurde.

In Bayern ist die Erforschung der Hafnerware seit einiger Zeit in Fluß gekommen. Paul Stieber hat mit seiner Sammlung und seinem „Deutschen Hafnerarchiv“ anregend gewirkt, wichtige Teile dieser Kollektion sind jetzt auch in der volkskundlichen Abteilung des Bayerischen Nationalmuseums zu sehen. Im Zusammenhang mit diesen Arbeiten hat Ingolf Bauer seine schöne Dissertation über eine bedeutende fränkische Gruppe des alten Hafnergeschirres geschrieben. Die musterhafte Monographie mit ihrem Eingehen auf die Hafnerzünfte, mit ihren Meisterlisten, ihrer besonnenen Gruppierung der Geschirrtypen empfiehlt sich einfach selbst. Es wäre sehr schön, wenn wir von anderen Landschaften ähnliche Darstellungen bekommen würden.

Ingolf Bauer hat sein Material zum größten Teil ganz neu aufarbeiten müssen. Frau Scholten-Neess hat ihren sehr reichen Stoff wenigstens zum Teil schon vorgesammelt und voraufgearbeitet gefunden, da die eigenartigen niederrheinischen Schüsseln seit Jahrzehnten zu den Lieblingsstücken in- und ausländischer Sammler zählen. Dennoch hat sie in ihrem schönen Museum der niederrheinischen Volkskunst in Kevelaer noch einmal sammlerisch ganz neu den Grund zu jeder weiteren Bearbeitung dieses Materials gelegt, und nunmehr den Gesamtstoff in einer umfangreichen, wirklich schönen Monographie erfaßt. Der wichtige Band wird von fachlicher Seite, vor allem am Niederrhein selbst, gebührend gewürdigt. Ein Zeichen dafür beispielsweise die rühmende Anzeige des Bandes durch Hans-Rudolf Peters in der gedie-

genen landschaftlichen Zeitschrift „Der Niederrhein“ (39. Jg., Heft 1/2, 1972, S. 50).

Um nicht Dinge zu wiederholen, die bei diesem Buch zweifellos noch oft gesagt werden, sollen hier nur einige Hinweise darauf folgen, daß die niederrheinischen Geschirrhafner, diese ausgesprochen begabten Schnellmaler, auch so manches Motiv gestaltet haben, das uns näher berührt. Den Abbildungen nach geordnet ergibt das: Nr. 29 „Josephus der römische Kaiser“, allerdings erst zehn Jahre nach dessen Tod, nämlich 1800, gemalt; Nr. 267 „Österreichisch-niederländischer Doppeladler; Nr. 348 „Franz Stephan“ von Lothringen, als Kaiser Franz I., aber erst 1779 gemalt; Nr. 357 „Prinz Ferdinand en Prinz Heinrich in Bohemen gedrongen Anno 1779“, also eine Erinnerung an den „Kartoffelkrieg“; Nr. 430 „Prinz Eugenius den kloeken Held, 1723“, vermutlich verschrieben oder verlesen für 1733; Nr. 437 „Graf Daun 1766“, offenbar anlässlich des Todes des Feldmarschalls; Nr. 452 Maria Theresia zu Pferd, als Königin, 1748. An geistlichen Motiven fällt noch auf: Nr. 467 „Sonntagsberger Gnadenstuhl, 1782, und Nr. 923 das Gnadenbild Maria Trost von Maria Plain, Salzburg, 1732. Da mögen also Wallfahrerbeziehungen eine Rolle gespielt haben.

Zu den weltlichen Darstellungen, die ja in diesem Töpferbildschatz selten sind: zu Nr. 47 wäre zu sagen, daß es sich um keinen „Gaukler“, sondern einen ausgesprochenen Hanswurst handelt. Vgl. Nr. 384, wo der „Geck“ richtig als Harlekin interpretiert erscheint.

Auf das mächtige, in jeder Hinsicht lobenswerte Buch wird noch zurückzukommen sein.

Leopold Schmidt

Veröffentlichungen der Gesellschaft zur Pflege des Märchengutes der europäischen Völker. Neue Bände:

Hans Fink, Volkserzählungen aus Südtirol. Unveröffentlichte Quellen, gesammelt und zusammengestellt. 1969. 136 Seiten. DM 18,—.

Sándor Érdész und Christian Jenssen, Begegnung der Völker im Märchen, Bd. 4: Ungarn — Deutschland. 1971. 180 Seiten. DM 24,—.

Münster, Verlag Aschendorff 1969/71.

Jahr für Jahr gibt der Verlag Aschendorff diese schmucken Bändchen heraus, die von der „Gesellschaft zur Pflege des Märchengutes der europäischen Völker e. V.“ ediert werden und die einen gewissen Leserkreis haben müssen. Denn für die Fachwissenschaft werden sie offenbar nicht gemacht. Sie verwerten zwar manchmal Aufzeichnungen von Fachleuten, geben unter Umständen auch deren Kurzkomentare wieder. In anderen Fällen, wie in den vorliegenden, sind doch eher Laien am Werk.

Hans Fink aus Südtirol bemüht sich nun schon seit langem um die Sammlung und Veröffentlichung von Volkserzählgut aus seiner Heimat. Diesmal handelt es sich um einen Band, dessen Stoff er selbst zusammengetragen hat oder dessen Erzählungen von Studenten des Gymnasiums „Johanneum“ in Dorf Tirol für ihn gesammelt wurden. Die Kollektion wurde 1967 zustandegebracht und Fink überreicht. Fink gibt die Erzählungen in breiter Nacherzählung wieder, seine Anmerkungen beziehen sich im wesentlichen auf die Gewährsleute. Einige Geschichten werden ladinisch und deutsch dargeboten. Was es mit diesen Geschichten auf sich hat, ist schwer zu sagen. Bei einigen handelt es sich um Sagensplitter, bei anderen um Legendenerinnerungen (so Nr. 35, eine Jakobspilgerlegende), bei noch anderen (so bei Nr. 16, Der Schwur am

Kofler Bild) habe ich den Eindruck, daß es sich ursprünglich um Kalendergeschichten gehandelt haben muß. Alle Veröffentlichungen von Fink werden irgendeinmal quellenkritisch untersucht werden müssen.

Das Bändchen mit ungarischen und deutschen Märchen nimmt man etwas zögernd zur Hand, weil es in der Einleitung heißt, daß so wenige ungarische Märchen in deutscher Übersetzung vorliegen. Aber seit den zwei Bänden von Elisabeth Rona-Sklarek (1901/09) bis heute sind doch mehrere sehr gute Übersetzungsbände ungarischer Märchen in deutscher Sprache erschienen, man vermag sich also durchaus zureichend zu orientieren. Aber man könnte ja immerhin diesen Zuwachs begrüßen, der sich aus in Nordungarn zwischen 1958 und 1968 aufgezeichneten Märchen rekrutiert. Es handelt sich um ziemlich umfangreiche Erzählungen, teilweise Legendenerinnerungen; Nr. 6, der „Schlachtergeselle“ beispielsweise ist eine Nacherzählung der mittelalterlichen Legende vom Guten Gerhards und den dankbaren Toten. Irgendwelche in diese Richtung zielende Erläuterungen gibt es allerdings nicht. Die Erzählungen wurden (laut Angaben auf S. 138) „phonetisch“ niedergeschrieben. Das muß wohl auch für die Ortsnamen gelten, sonst wüßte ich nicht, wie Formen wie „Niretschasa“ oder „Ramodschahasan“ entstanden sein sollten. Das zitierte „Joso-Andrasch-Museum“ befindet sich jedenfalls in Nyireghaza, wie man doch sonst zu schreiben pflegt.

Christian Jenssen, der Präsident der genannten Gesellschaft, hat offenbar von Ungarn oder von der ungarischen Sprache keinerlei Kenntnis. Er hat dafür gesorgt, daß diesem Bändchen zwölf deutsche Volkserzählungen, original und in ungarischer Sprache, beigegeben wurden, und zwar Aufzeichnungen aus Ostpreußen und aus Schlesien, die im Zentralarchiv der deutschen Volkserzählung liegen und dort auch mit den Aarne-Thompson-Nummern versehen wurden. Warum gerade sie ausgesucht wurden (Räuberbräutigam, St. Peters Mutter, Lenoren-Geschichte, die beiden letzteren Motivgeschichten jeweils gleich zweimal; sündig gewordener Einsiedler usw.), das weiß man nicht.

Die Bändchen müssen also wirklich für einen anderen Leserkreis als den fachlich vorgebildeten gemeint sein. Mit ihnen zu arbeiten ist nicht leicht. Aber das interessiert offenbar weder die herausgebende Gesellschaft noch den tätigen Verlag. Leopold Schmidt

Ernst Moritz Arndt, Märchen (= Die Fundgrube, Bd. 53). 345 Seiten. München 1971, Winkler Verlag.

Ernst Moritz Arndt ist nicht nur ein wichtiger politischer Schriftsteller und Dichter gewesen. Er war auch ein bedeutender Vertreter der frühen Volkskunde, für die er in seinen Reisebeschreibungen viel Stoff zusammentrug. Besonders wichtig wurden seine „Märchen und Jugenderinnerungen“, die zur Zeit ihres ersten Erscheinens zumindest in Norddeutschland an Beliebtheit kaum hinter dem Grimmschen Werk zurückstanden. Freilich sind die „Märchen und Jugenderinnerungen“, deren erster Band schon 1818, deren zweiter aber erst 1843 erschien, späterhin einigermaßen in Vergessenheit geraten. Die Sagen und Märchen in den beiden Bänden stammten vor allem von der Insel Rügen und wurden dementsprechend von den Sagenforschern benützt. Temme hat sie schon 1840 mitverwendet, Ulrich Jahn dann 1889 nicht weniger. Neben den Sagen, die Arndt in sehr breit ausgemalten Fassungen erzählt hatte, blieben die Märchen weniger beachtet. Vielleicht machte sich auch dabei die „eigene lebendige Darstellung“ störend bemerkbar, die Bolte und Polivka (Bd. V, S. 8) eigens hervorheben. Sie waren eben neben den

knapp und mit einem eigenwilligen Ton erzählten Märchen der Brüder Grimm nicht mehr so recht lesbar.

Dabei waren sie quellenmäßig wichtig, nicht zuletzt durch die Verbindung ihrer Stoffe mit der schwedischen Überlieferung, wodurch eben zum Ausdruck kam, daß Rügen jahrhundertlang von Schweden verwaltet worden war. Die letzte Ausgabe der „Märchen und Jugenderinnerungen“ erschien 1903, seither war das Werk vergriffen und gesucht. Es erscheint daher dankenswert, daß der Verlag Winkler in seiner „Fundgrube“ auch diese Wiederentdeckung aufgenommen hat. Der Band umfaßt alle Erzählungen aus beiden Bänden der Originalausgabe, aber mit Ausschluß der in pommerschem Platt erzählten Märchen und der darauf bezüglichen Teile der Einleitung.

Leopold Schmidt

Siegfried Neumann (Hsg.), **Mecklenburgische Volksmärchen.** 360 Seiten. Berlin 1970, Akademie-Verlag. MDM 12,—.

Um die Mitte des Jahres 1972 erhalten wir diesen stattlichen Band, der nach dem Impressum 1970, nach dem Titelblatt 1971 erschienen ist. Sicherlich ist die Hauptsache, daß er nun überhaupt vorliegt. Nach Ausstattung und Format hätte er wohl in die Reihe der Veröffentlichungen des Instituts für deutsche Volkskunde an der Berliner Akademie gehört. Aber das Institut existiert ja in seiner bisherigen Form nicht mehr, und daher erscheinen auch seine „Veröffentlichungen“ nicht mehr. Das ist bedauerlich, ein Verlust für die deutsche Volkskunde.

Nun, der Band liegt jedenfalls vor, und wir sind Siegfried Neumann, der sich seit vielen Jahren schon um die Erschließung des mecklenburgischen Volksüberlieferungsgutes bemüht, zu Dank dafür verpflichtet. Es handelt sich wie immer eigentlich um Teile aus der unerschöpflichen Sammlung Richard Wossidlo, vermehrt um andere Aufzeichnungen. Wossidlo hat diese langen, handlungsreichen Märchen nicht gern aufgezeichnet und späterhin auch nicht selbst veröffentlichten wollen. Vielleicht erschien es ihm nicht so wichtig, weil er wußte, daß schon zu seiner Zeit etwa ein Jahrhundert lang Grimmsche Märchen auf verschiedenen Wegen, nicht zuletzt über die Schullesebücher, ins nach-erzählende Landvolk gekommen waren. Die vorliegende Sammlung bestätigt diesen Befund, und Neumann weist in seiner wohlausgewogenen, kenntnisreichen Einleitung auch darauf hin. Aber es war sicherlich richtig, dennoch den Gesamtstock von insgesamt 156 Märchen, die in guten mundartlichen Aufzeichnungen vorliegen, geschlossen herauszugeben. Herkunftsangaben, Vergleichshinweise sind musterhaft gegeben. Alle einschlägigen Probleme finden sich in der Einleitung genau durchbesprochen, die eventuell zeit- und landschaftsbedingten Probleme werden nicht zu stark herausgestrichen. Die Mundartschreibung ist bewußt lesbar gehalten, wofür doch auch eigens gedankt werden soll.

Leopold Schmidt

Klaus Arnold, **Johannes Trithemius (1462—1516)** (= Quellen und Forschungen zur Geschichte des Bistums und Hochstifts Würzburg, Bd. XXIII). 319 Seiten. Würzburg 1971, Kommissionsverlag Ferdinand Schöningh.

Johannes Trithemius, Abt von Sponheim, ist einer jener „faustischen“ Menschen zwischen Mittelalter und Neuzeit, die schon früh die Aufmerksamkeit einer kultur- und geistesgeschichtlichen Volkskunde auf sich gezogen haben. Wer den „jüngeren Faust“, nämlich Georg Sabellicus, gekannt haben soll, wer selbst den Geheimwissenschaften zugetan

war, von dem man sich Beschwörungsgeschichten an Fürstenhöfen erzählte, wie sie sich dann im Volksbuch von Dr. Faust als dessen Taten erzählt finden, der muß auch das Fach Volkskunde interessieren.

Über den Abt von Sponheim, der aus nicht ganz geklärten Ursachen dort resignierte und den Rest seines Lebens als Abt des Schottenklosters in Würzburg verbrachte, gibt es längst sehr viel Literatur. Der Verfasser der vorliegenden historischen Dissertation hat sie alle, einschließlich der Quellenpublikationen, klug benützt und es verstanden, eine klar gegliederte Biographie des nicht leicht zu fassenden oder gar zu verstehenden Mannes zu schreiben. Man lernt Trithemius als jungen Menschen, als Abt seines kleinen Hunsrück-Klosters, als Ordensreformer, als monastischen Schriftsteller kennen, dann aber besonders als großen Büchersammler, als Mann im Mittelpunkt humanistischer Freundschaften, als Literarhistoriker, schließlich als Geschichtsschreiber, der das Interesse Kaiser Maximilians I. erweckte, endlich als Magier, als Kenner und Verfasser von Geheimschriften, als Bekämpfer des Hexenwesens, kurz als Menschen einer beachtlichen Spannweite, einer geistigen Potenz, die ihn manchmal recht weit und hoch trug, manchmal freilich aber auch sinken ließ, vielleicht auch zum Fälscher werden hat lassen. Ganz durchschaubar ist für uns ja kein mittelalterlicher Mensch. Aber so vielschichtig wie Trithemius, der ein Mirakelbuch zu Maria Dettelbach ebenso verfassen konnte wie die Herausgabe der Dramen der Roswitha von Gandersheim betreiben, der seine geheime „Steganographie“ betrieb und gleichzeitig für seinen Kaiser Ahnentafeln nach höchst merkwürdigen Quellen entwarf: so vielschichtig ist doch kaum ein zweiter in seiner Zeit gewesen. Der mit ihm vertraute Agrippa von Nettesheim, sicherlich auch eine äußerst merkwürdige Gestalt, ist doch nur auf seinem eigensten, eben dem geheimwissenschaftlichen Sektor so bedeutend gewesen.

Die rationalen Humanisten, die mit Trithemius zum Teil gut bekannt waren, haben seine Stammtafel-Fiktionen bald abgelehnt. Seine Geheimschriften sind noch lange verwendet worden. Zum Faust-Vorbild, das er bis zu einem gewissen Grad doch auch war, ist er sicherlich recht unabsichtlich geworden. Starb er doch knapp vor der Reformation, welche Gestalten wie die seine sehr bald an die Seite derartiger Nekromanten rückten. Das geht noch aus der Erwähnung seiner Geisterbeschwörung in Luthers Tischgesprächen hervor.

Für alle solche Überlegungen steht das Material, ungemein fleißig gesammelt und vorzüglich gegliedert, in dieser schönen Arbeit von Klaus Arnold. Das Buch enthält als Anhang ein genaues Werkverzeichnis, ein sicherlich sehr nützliches Briefregister, und ungemein umfangreiche Quellenangaben, auf denen die vielen zum Teil sehr ausführlichen Anmerkungen im Textteil basieren. Übrigens: Ein stattlicher Teil der Bild- und Schriftquellen, die hier herangezogen wurden, war 1959 in der großen Ausstellung „Maximilian I.“ in Wien zu sehen. Der damalige Katalog mit seinen Abbildungen erweist auch jetzt, ein Dutzend Jahre später, noch seinen hohen Wert.

Leopold Schmidt

Ethnologia Scandinavica. A Journal for Nordic Ethnology 1971. Geleitet von Nils-Arvid Bringéus. 200 Seiten, mit zahlreichen Abb. Lund 1971, Royal Gustav Adolf Academy.

Der vorliegende Band ist als Festschrift unserem korrespondierenden Mitglied Sigfrid Svensson in Lund gewidmet, zum 70. Geburtstag. Er müßte also allein schon deshalb hier angezeigt werden. Weiters aber ist dieser Band das Ergebnis des von Anni Gamerrith in unserer

Zeitschrift (ÖZV XXV/74, S. 254 ff.) ausführlich geschilderten Symposiums for Ethnological Food Research in Lund, 1970. Er enthält also alle von Anni Gamerith kurz gekennzeichneten Vorträge in extenso, wofür man sehr dankbar sein wird. Auch wenn die Beiträge von unterschiedlicher Qualität sind, zeigen sie doch den Stand der gegenwärtigen Volksnahrungsforschung auf, wobei man übrigens spürt, wie sich die einzelnen Forschungstraditionen bemerkbar machen. Anni Gamerith z. B., deren Beitrag „Feuerstättenbedingte Kochtechniken und Speisen“ gewissermaßen Österreich vertritt, wäre ohne die Geschichte der Rauchstubenforschung in der Steiermark nicht verständlich.

Daß wir hier übrigens auch weiterhin einfach „Speisenvolkskunde“ statt „Ethnologischer Nahrungsforschung“ sagen werden, merke ich nur nebenbei an.
Leopold Schmidt

Sonja Kovačevićová und Bedrich Schreiber, **Volksplastiken**. Publiziert unter der Mitarbeit des Ethnographischen Instituts der Slowakischen Akademie der Wissenschaften in Bratislava und des Slowakischen Instituts für Denkmalpflege und Naturschutz in Bratislava. Ins Deutsche übertragen von Jan Lumtzer. 31 Seiten und 103 Farbabbildungen auf Tafeln. Verlag „Slowakischen Akademie der Wissenschaften Bratislava 1971 gemeinsam mit dem Verlag Hermann Böhlhaus Nachf. Wien-Köln-Graz 1972. S 280,—.

Der kurze Titel „Volksplastiken“ sagt nicht, worum es sich handelt: Abgebildet werden Devotionalkopien von verschiedenen Gnadenbildern, größtenteils aus dem 18. und frühen 19. Jahrhundert, die vermutlich meistens in Oberungarn, der heutigen Slowakei geschnitzt und bemalt wurden. Es handelt sich um Devotionalkopien von Gnadenbildern in der Slowakei, aber auch von Madonnen von Loreto und von Mariazell. Dazu kommen einige Christus- und einige Johann von Nepomuk-Plastiken. Derbe, ungeschlachte, oft bis zur Häßlichkeit veränderte, „verfremdete“ Schnitzereien, die ihren inneren Wert nur in der Abhängigkeit vom Original an der betreffenden Wallfahrtsstätte besaßen.

Die Einleitung versucht andere Gesichtspunkte geltend zu machen. Einige davon fallen für uns von vornherein weg, so wenn die Verfasser meinen, daß sich die Schnitzer oder die Verehrer dieser Bilder bei Gottvater an den alten Perun, bei der Dreifaltigkeit an den Triglav erinnern hätten. Das ist schlimme Paganomanie, nicht besser als die bei uns zur Zeit doch wohl überwundene Germanomanie. Dann wird man doch einigermaßen über die wirklichen Zusammenhänge belehrt, über die historischen Schichten der slowakischen Volkskultur, freilich mit Ausparung der deutschen Elemente. Und wenn von Österreich die Rede ist, dann ungefähr in dem Sinn folgender Sätze: „Die südlichen Komitate der Slowakei verwandelten sich in Grenzgebiete und waren als solche nicht einer so strengen Aufsicht der ungarischen und österreichischen Zentralbehörden unterworfen wie die anderen Gebiete der Slowakei. Deshalb wurde in diesen Gebieten nicht nur weniger investiert, sondern man achtete auch weniger auf die Auswirkungen der Reformation. Reifende Formen der Gotik und der Renaissance lebten hier im Zusammenhang mit reformatorischen Bestrebungen als Protest gegen das habsburgische katholische Barock fort.“ (S. 13) Wenn man einen Text wie diesen liest, glaubt man wirklich nicht recht, im letzten Drittel des 20. Jahrhunderts zu leben. Da gibt es noch immer Behauptungen wie folgende: „Die Jungfrau Maria als Beschützerin der Familie, der Gesundheit, Fruchtbarkeit und als am höchsten stehende Fürbitterin übernahm

auch viele von den Eigenschaften, die früher den vorchristlichen Göttern zugesprochen wurden.“ (S. 17).

Kurzum, man sollte diesen Text überhaupt nicht lesen. Im Westen veröffentlicht, kann er nur als Gegenstück zu dem gelten, was bei uns gemacht wird, und was, wie wir doch wohl mit Recht glauben, als wirkliche und fortschrittliche Forschung gelten darf. Auf die schönen Bilder aber möchten wir nicht verzichten. Diese oft plumpen Devotionalkopien spiegeln immerhin noch einmal, was jenes oben so gescholtene österreichische Barock den Menschen in der Slowakei tatsächlich bedeutet hat, und was, wie der Text doch genugsam zeigt, mit Sozial- und Formalkriterien offenbar nicht zu erfassen ist. Leopold Schmidt

Ungarische Volkskunst. Herausgegeben von Gyula Ortutay. Bd. 4: Klára K.-Csilléry, **Ungarische Bauernmöbel**, 82 Seiten, 37 Abb. auf Tafeln, XIX Farbtafeln, zahlreiche Zeichnungen im Text, 1 Kartenskizze. Budapest 1972, Corvina. Bd. 5: János Manga, **Ungarische Hirtenschnitzereien**. 93 Seiten, 42 Abb auf Tafeln, XVI Farbtafeln, zahlreiche Zeichnungen im Text, 1 Kartenskizze. Budapest 1972, Corvina.

Die ruhmreiche ungarische Ethnographie feiert heuer, 1972, ein besonderes Fest: Das Ungarische Volkskundemuseum wird hundert Jahre alt. Bei dieser Gelegenheit soll wieder einmal darauf hingewiesen werden, was die sammelnde und beschreibende Ethnographie in Ungarn erarbeitet hat, was vor allem das Budapester Museum in seinen Schausammlungs- und Depotbeständen besitzt, und was dort seit jeher gern und intensiv bearbeitet wird.

Für uns ist es zudem wichtig, festzustellen, daß die Vertreter dieser Forschung heute stärker als vielleicht je zuvor ihre Ergebnisse auch in deutscher Sprache veröffentlichten. Was in der Viski- und Batky-Epoche gesammelt wurde, das wurde doch fast durchwegs nur in ungarischer Sprache veröffentlicht. Die Publikationen von damals sind auch heute noch quellenmäßig wichtig, doch werden sie, wie man immer wieder feststellen kann, außerhalb Ungarns kaum benützt. Seit einigen Jahren können sich die ungarischen Autoren der Vermittlungstätigkeit des Corvina-Verlages bedienen. Wir haben öfter darauf hingewiesen, daß nützliche Bände wie beispielsweise die von Pirooska Weiner (Geschnittene Lebkuchenformen in Ungarn, 1964), von Edit Fél und Tamás Hofer (Husaren, Hirten, Heilige. Menschendarstellungen in der ungarischen Volkskunst, 1966) oder von Ilona R. Tombor (Alte ungarische Schreiner-Malereien. 15.—19. Jahrhundert, 1967) auf diese Weise erscheinen konnten. Dazu ist nun seit einigen Jahren die von Gyula Ortutay inaugurierte Serie „Ungarische Volkskunst“ getreten, welche die bisher bereits vorhandenen Tendenzen, die Ergebnisse einer geradezu planmäßig durchgeführten Forschung auch in deutscher Sprache bekanntzumachen, sinnvoll fortsetzt.

Von dieser Reihe liegen nunmehr die beiden neuesten Bände vor, auf die hier wenigstens hingewiesen sein soll. János Manga, seit langem bedeutender Spezialist auf dem Gebiet der für Ungarn so bezeichnenden Hirtenvolkskunst, hat ein schönes Bändchen über die Hirtenschnitzereien vorgelegt. Gewiß sind diese Hirtenstöcke, Rasiermesserkästchen, Hirtenhörner, Trinkgefäße, Paprikabehälter usw. aus den zahlreichen ungarischen Volkskunstveröffentlichungen seit langem bekannt. Aber sie sind hier eben systematisch durchgemustert. Ihre Gestaltung wird vom Material (Holz, Bein) wie von der Funktion her verstanden, für die

Beschnitzung und Einfärbung werden die verschiedensten Gründe namhaft gemacht. Das vermutlich größere Kapitel der religiösen Hirten-schnitzereien wird etwas schmal behandelt. Der Weg der schnitzenden Hirten in die Gegenwart wird an Beispielen angedeutet. Aber man spürt aus dem Text, daß das Verhältnis des schnitzenden Gesellschafts-Außen-seiters zu seinem Gegenstand dort wirklich miterfaßt wurde.

Wenn Frau K.-Csilléry über Bauernmöbel schreibt, weiß man, daß ein souveräner Fachvertreter sich äußert. Die Verfasserin hat das große Gebiet seit Jahrzehnten im Griff, und so bedeutet diese relativ kleine Zusammenfassung auch nur einen Auszug aus ihren vielen Einzel-forschungen. Aber es ist eine gekonnte Zusammenfassung, es werden auch neueste Erkenntnisse der Möbelforschung eingearbeitet. Frau K.-Csilléry zieht vor allem für die einfachen, aber gestaltmächtigen Früh-formen des Sitzmöbels beispielsweise antike, ja ägyptische Möbel in einem Ausmaß heran, wie dies bisher kaum üblich war. Daß die Fragen der Formgebung, der Beschnitzung und der Bemalung bei ihr in guten Händen sind, weiß man von vornherein. Besieht man sich die abgebil-deten Stücke von unserem Standpunkt, wird man vielleicht in vielen Fällen feststellen müssen, daß die eindeutig deutsche Herkunft beson-ders der kultivierteren Formen, der Almer, der Lehnenstühle, der Kufen-wiegen, unterbetont erscheint, ja dem Leser, der die Verhältnisse nicht kennt, vielleicht ganz entgehen könnte.

Davon abgesehen lassen sich aus dem schmalen Büchlein noch manche andere wichtige Züge herauslesen, beispielsweise das Aufblühen der „nationalen“ Volkskunst im 19. Jahrhundert. Wie bei der Tracht und bei der Stickerei haben sich auch bei den Möbeln damals wesentliche Intensivierungserscheinungen ergeben, die in ihrer ganzen Bedeutung wohl noch eindringlicher zu untersuchen wären.

Leopold Schmidt

Angelos Baš, **Gozdni in žagarski delavci na južnem Pohorju v dobi kapitalistične izrabe gozdov** (Wald- und Sägearbeiter am südlichen Bachern in der Zeit der kapitalistischen Waldnutzung). Maribor-Marburg, Založba obzorja, 1967. 311 Seiten, 80 Abb. im Text, 1 Karte.

Der Verfasser hat das mit einer ausführlichen deutschsprachigen Zusammenfassung versehene Buch als einen Beitrag zu einer gegen-ständlichen Weiterentwicklung der Volkskunde gedacht. Er beschäftigt sich darin ausschließlich mit den Wald- und Sägearbeitern des südlichen Bacherngebietes der slowenischen Untersteiermark, die dieser Arbeit nicht nur periodisch als Nebenerwerb, sondern ausschließlich nachgingen. Ungefähr seit der letzten Jahrhundertwende lebten zirka vierzig Familien in den von den Großgrundbesitzern errichteten Arbeiter-häusern, außerdem andere Arbeiterfamilien als Inwohner bei den Bauern der Gegend. Das Buch ist eine der wenigen volkskundlichen Publika-tionen zu einer Arbeitervolkskunde, die an sich ja schwieriger zu fassen ist als die Volkskunde der bäuerlichen Welt. Nicht zufällig setzt wohl auch diese Arbeit in einem Randbereich der bäuerlichen Welt an. Zudem umfaßt sie eine zahlenmäßig kleine Gruppe in einem begrenzten geo-graphischen Raum, der leichter überblickbar ist als etwa Industrie-arbeiter. Jedenfalls bietet sich von solchen Gruppen am ehesten ein Zu-gang zu anderen Arbeitergruppen, so daß das vorliegende Buch wohl einen Wegweiser in diese Richtung bilden könnte.

Baš garantiert auch eine solide fachliche Behandlung des Themas, die tatsächlich in allen Kapiteln spürbar wird. Die Lebensweise der

Familien ist einerseits durch die Arbeit der Familienväter außerhalb des Hauses, andererseits aber dadurch, daß die Mütter ausschließlich im Hause zur Versorgung der Kinder, ihres „zugeteilten Besitzes“ (Gärten und Äcker) sowie des kleinen Viehbestandes beschäftigt sind. Das gilt für die in den Dienstwohnungen lebenden Familien; weniger günstig ist die Lebenssituation der Inwohnerfamilien, bei denen auch die Frauen arbeiten müssen, nämlich bei ihrer Bauernfamilie. Die Lebensmittel werden zu einem großen Teil im eigenen kleinen Haushalt gewonnen, eben in Garten, Acker und auf den abgebrannten Holzschlägen, den sogenannten Fratten, auf denen Kartoffeln und darnach Getreide, vor allem Korn angebaut werden. Die Lebenswelt dieser Arbeiter spielt sich durchaus vor dem bäuerlichen Hintergrund der Umgebung ab und der Verfasser hat deutlich die gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Beziehungen zu ihr herausgearbeitet.

In den einzelnen Kapiteln werden die Siedlung, Arbeit, Löhne, Bauten, Nahrung, Tracht, Gesundheitszustand, Gemeinschaft, Verhältnisse zur gesellschaftlichen Umwelt betrachtet. Wir erfahren darin von den Wohnverhältnissen, dem einfachen Mobiliar und Hausrat, selbstverständlich von den Arbeitsgeräten. Tracht wird nicht in einem romantischen Sinn verstanden, sondern im Wortsinn; Baß achtete auf die Zahl der vorhandenen Kleidungsstücke, auf deren Herkunft, aber auch auf die hygienischen Zustände: Waschen, Rasieren, Umziehen, und setzt dies alles in Vergleich zu den Verhältnissen in den Bauernfamilien der Gegend. Vielleicht kann man gerade an den kleinen Beobachtungen die Genauigkeit der Arbeit ermessen!

Obwohl die Arbeiter ein deutliches Gruppenbewußtsein kannten, entwickelten sich keine Arbeitsbräuche, doch ein differenziertes Zusammengehörigkeitsgefühl. Freizeit und Feste waren spärlich und wurden in der Familie und in der Gruppe verbracht; Gasthausbesuche am Zahltag und zur Kirchweih und eine traditionelle Bindung an die Kirche prägten diesen Teil des Lebens dieser Arbeiter.

Die Ausführungen werden durch deutliche Zeichnungen und Photographien, die leider durch den Druck auf nicht gutem Papier an Schärfe verloren haben, unterstützt.

Der Wunsch nach einer deutschen Gesamtausgabe des Buches kommt wohl nicht nur aus der räumlichen Nachbarschaft der Rezensentin, sondern könnte auch über die Steiermark, über Österreich hinaus wertvolle Anregung für eine Arbeitervolkskunde geben, die uns wesentlicher erscheint als manche in Mode gekommene Schlagworte.

Maria Kundegraber

Anzeigen / Einlauf 1970—1972

Fest- und Gedenkschriften

Feiern zum 200. Jahrestag der Geburt Ludwig van Beethovens in der CSSR. Tagungsbericht des V. Internationalen musikologischen Symposiums. Redaktion Luba Ballova. Herausgegeben vom Slowakischen Nationalmuseum. Bratislava (Preßburg) 1970. Vervielfältigt. Großformat, 224 Seiten.

Darin S. 191—215: Nina Judenić, Beethoven und die Volksmusik, dargestellt an seinen Streichquartetten. 22.104 N

Hans Nägele, Richard Beitzl, der Montafoner Volkskundeforscher und Dichter (aus: Montfort, Bregenz 1972, H. 2, S. 135—174, mit 1 Portr.) 21.481 SA

Festschrift: Österreichs Berg- und Hüttenwesen in Gegenwart und Vergangenheit. Zusammenstellung: Wilhelm Denk und Franz Kirnbauer. Großformat, 68 Seiten mit zahlr. Abb. Wien 1972, Montan-Verlag. 22.190 SA

Wilhelm Denk und Franz Kirnbauer (Hsg.), Festschrift zum zwanzigjährigen Bestehen des Ausschusses für innerbetriebliche Berufsbildung und Nachwuchsförderung — „Leobener Arbeitskreis“. Wien 1969, Montan-Verlag. 48 Seiten, Abb. im Text. 21.215 SA

Denkmalpflege in Österreich 1945—1970. Informationsschau des Bundesdenkmalamtes in der Sezession. 16. Oktober bis 15. November 1970. Redaktion: Peter Pötschner. 279 Seiten, IX Farbtafeln, 47 Abb. auf Tafeln. Wien 1970. 21.552 FM-Ö

Volkskultur und Geschichte. Festgabe für Josef Dünninger zum 65. Geburtstag. Herausgegeben von Dieter Harmening, Gerhard Lutz, Bernhard Schemmel, Erich Wimmer. 694 Seiten, XIX Seiten Tafeln, Karten usw. Berlin 1970, Erich Schmidt. 21.584 N

Franz Michael Felder zum 100. Todestag am 26. April 1969. Katalog der Ausstellung mit Beiträgen von Eugen Thurnher, Armin Wirthsonn, Franz Michel Willam, Hans Nägele. Bregenz, Vorarlberger Landesmuseum 1969. 57 Seiten, Abb. 21.242 FM-Ö

Kontakte und Grenzen. Probleme der Volks-, Kultur- und Sozialforschung. Festschrift für Gerhard Heilfurth zum 60. Geburtstag. Hg. von seinen Mitarbeitern (Schriftleitung Hans Friedrich Foltin, Ina-Maria Greverus, Joachim Schwebe). 566 Seiten, 1 Titelbild, 80 Abb. auf XXXIII Tafeln. Göttingen 1969, Verlag Otto Schwartz. 21.477 N

Ländliche Kulturformen im deutschen Südwesten. Festschrift für Heiner Heimberger. Hg. im Auftrag der Badischen Landesstelle für Volkskunde von Peter Assion. 328 Seiten, zahlr. Abb. im Text und auf Tafeln. Stuttgart 1971, W. Kohlhammer. 21.650 N

Geburtstagsgabe für Alfred Höck. Aufsätze zu volkskundlichen Themen. Im Auftrag von Freunden und Schülern herausgegeben von Irmgard Salzmann und Hermann Steininger. 231 Seiten mit Abb. auf Tafeln. Marburg 1971. Rotaprint. 22.176 N

(W. W. Hopperus Buma), Tien jaren volksverhalen 1955—1965. Stichting tot codificatie van de Nederlandse volksverhalen. Ohne Ort, 1965. 18 Seiten, Illustriert.

Landesfeier 10. Oktober 1970. Herausgegeben von Franz Koschier. 167 Seiten mit zahlreichen Abb. auf Tafeln. Klagenfurt 1970, Verband für Kultur- und Heimatpflege. Kärnten. 21.657 N

Vriendenboek voor A. J. Bernet Kempers. Aangeboden door de „Vereniging Vrienden van het Nederlands Openluchtmuseum“ ter Gelegenheid van zijn Afscheid van het Museum. Redaktion: P. J. Meerens und Herma und W. M. Plettenburg. 155 Seiten mit 1 Porträt und zahlreichen Abb. im Text. Arnhem 1971. 21.718 N

Zum 80. Geburtstag Albrecht Kippenbergers. Glückwunschanrede und Bibliographie (Dargebracht vom Hessischen Museumsverband). Unpag., 1 Porträt. Kassel 1970. 21.711 N

Franz Kirnbauer, 50 Jahre Bergmannsvolkskunde und Bergbaukulturgeschichte (In: Zeitschrift der österreichischen Hochschüler-schaft. Montanistische Hochschule Leoben, Sommersemester 1971, S. 7—11). 21.884 SA

Das Kunstgewerbemuseum der Stadt Köln. Erich Köllmann zum 65. Geburtstag. Schriftleitung Peter Volk. 77 Seiten, 104 Tafeln. Köln, Kunstgewerbemuseum 1971. 21.712 FM-Ö

Festschrift Franz Loidl zum 65. Geburtstag. Herausgegeben von Viktor Flieder. Wien 1970—1971, Verlag Hollinek. 3 Bände. I: 412 Seiten, 1 Portr., 6 Abb. auf Tafeln; II. Bd.: 392 Seiten, 1 Portr., 6 Abb. auf Tafeln; III. Bd.: 390 Seiten, 1 Portr., 9 Abb. auf Tafeln. 21.905/1—3

Amarie-Claire Bourdoux, A. Burnet, Joseph Roland, Roger Lecotté, u. a.: Albert Marinus, renovateur d'une science humaine: Le folklore. 30 Seiten, mit Abb. Brüssel 1967. 21.417 SA

Das wissenschaftliche Lebenswerk Erwin Mehls. Eine bibliographische Ergänzung zur Festschrift zum 70. Geburtstag Mehls (1960). Zur Vollendung seines 75. Lebensjahres und zu seinem Abschied vom akademischen Lehramt. (Aus: Die Leibeseziehung, Bd. III, Schorndorf 1966, S. 77—82.) 21.212 SA

25 Jahre Niederösterreichisches Bildungs- und Heimatwerk. Information. Großformat, vervielfältigt, 46 Seiten mit Abb. Wien, Heimatwerk 1971. 21.991 SA

W. F. Tschudin, Sammlung Feuer und Licht. Kurzgefaßte Geschichte der Feuererzeugung und künstlichen Beleuchtung. Vortrag anlässlich der Eröffnung der neuen Abteilung „Feuer und Licht“ im Historischen Museum in Olten. 40 Seiten, mit 17 Abb. Olten (Schweiz) 1968. 21.719 FM-A

Armando Marzocchi und Marie Gandini, In memoria di Raffaele Pettazoni. Discorsi pronunciati il 18 dicembre 1959. 31 Seiten. Modena 1960, Biblioteca comunale „Giulio Cesare Croce“.

21.392 SA

Josef Nemeček, Henriette Peters, Otto Biba, Clemens Schober: Festschrift 250 Jahre Piaristenpfarre Maria Treu. 57 Seiten, 12 Farbtafeln, 8 Abb. auf Tafeln. Wien 1969, Piaristenkollegium Maria Treu.

21.258 N

Volkstum zwischen Moldau, Etsch und Donau. Festschrift für Franz Hieronymus Riedl. Dargeboten zum 65. Lebensjahr im Auftrag eines Freundeskreises von Theodor Veiter. 416 Seiten, 1 Tafel, Karten, Bildtafeln. Wien 1971, W. Braumüller.

21.646 N

Volkskunde. Fakten und Analysen. Festgabe für Leopold Schmidt zum 60. Geburtstag. Im Auftrag des Vereines für Volkskunde und unter Mitwirkung von Hanns Koren, Karl Lugmayer, Franz Maresch und Richard Pittioni, hg. von Klaus Beitzl. 524 Seiten, 77 Abb. auf Tafeln. Wien 1972.

22.125 N

Nikolaus Britz (Hg.), Die Donauschwaben zwischen gestern und heute. Festschrift zur Fünfzig-Jahrfeier des Schwabenvereins in Wien. 144 Seiten, Abb. im Text, Wien 1957, Hauptverein der Donauschwäbischen Landsmannschaft.

21.281 N

Festschrift für Sigfrid Svensson zum 70. Geburtstag (= Ethnologia Scandinavica Bd. 1) Hg. Nils-Arvid Bringéus. 200 Seiten mit zahlr. Abb. Lund 1971.

22.042 N

Kurt Holter, Professor Dr. Gilbert Trathnigg (1911 bis 1970) (aus: 16. Jahrbuch des Musealvereines Wels, 1969/70, 1 Portr., S. 9—16).

21.693 SA

Franz Koschier, mit Anton Anderluh, Elli Zenker, Lia Sutter und Helmut Wulz, 20 Jahre Turnersee-Singwoche (= Kärntner Heimatleben Bd. 12) 63 Seiten, mit Abb. Klagenfurt 1971, Landesmuseum für Kärnten.

21.737 N

(Herbert Lager), 10 Jahre Bundesarbeitsgemeinschaft Österreichischer Volkstanz. 16 Seiten, mit Abb. Wien 1970.

21.337 SA

Festschrift 1901—1971 der Pfarre St. Anton von Padua in Wien X., Favoriten (= Antonius-Bote F. 10/11/12, 1971), 16 Seiten mit zahlr. Abb. Wien 1971.

21.877 SA

Festschrift für Robert Wildhaber. Vorabdruck der Tabula gratulatoria. 1 Portr., 10 Seiten. Basel 1972.

22.252 SA

Festschrift Matthias Zender. Studien zu Volkskultur, Sprache und Landesgeschichte. In Verbindung mit Branimir Bratanić, Jorge Dias, Henri Draye, Gerda Grober-Glück, Franz Petri, Rudolf Schützeichel, hg. von Edith Ennen und Günther Wiegelmann. 2 Bände. I.: S. 1—622, II.: 623—1262, mit 1 Portr., zahlr. Abb. und Karten. Bonn 1972. Ludwig Röhrscheid.

22.242 N

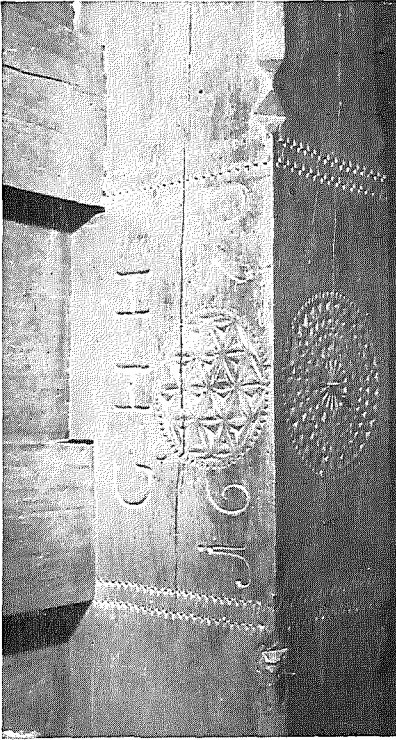
Selbstverlag des Vereines für Volkskunde

Alle Rechte vorbehalten

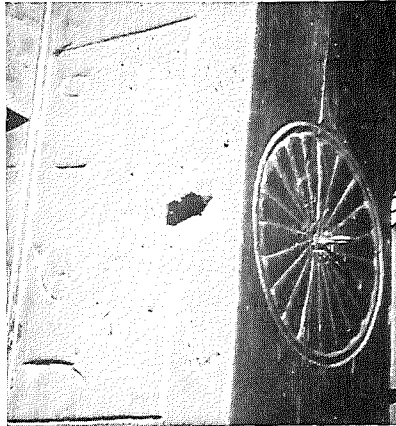
Druck: Holzwarth & Berger, Wien I

Wien 1972

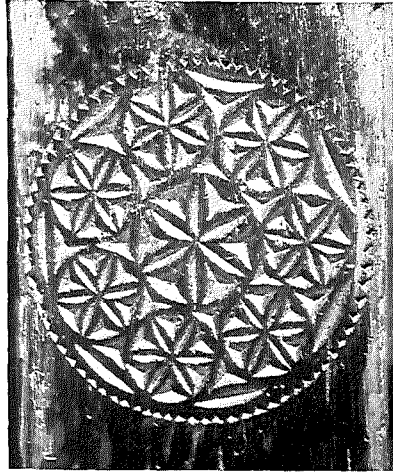
zu M a r e s c h, Stubendecken



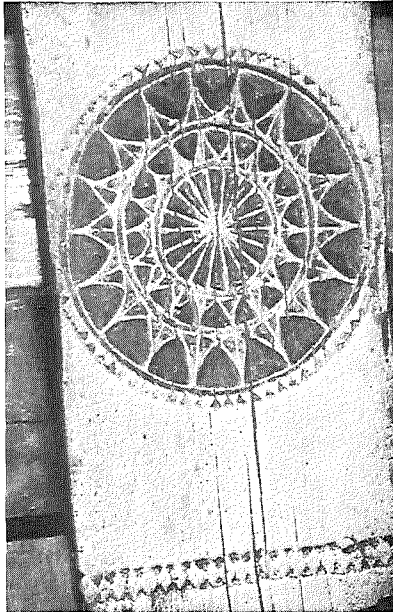
7



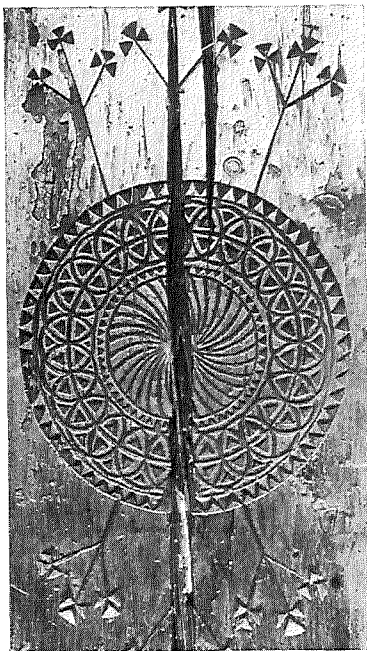
1



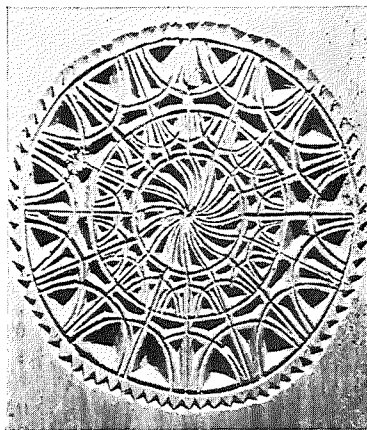
12



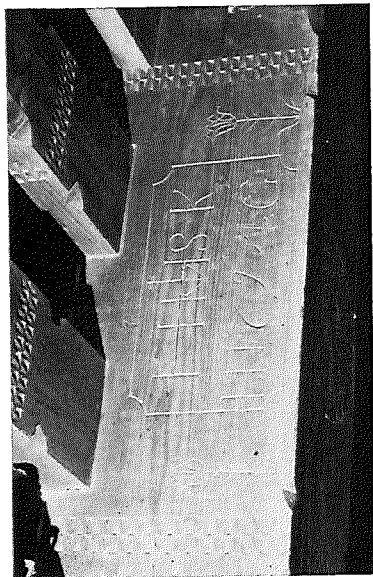
5



15



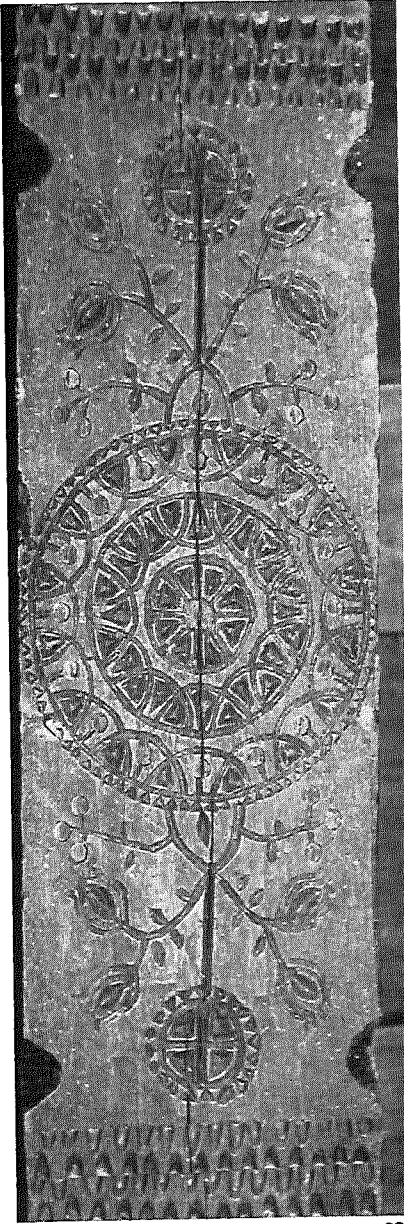
20



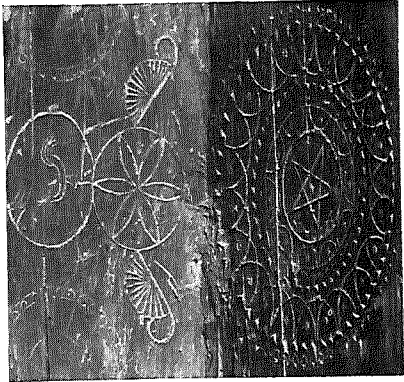
35



37



33



38



28



Abb. 1: „Zeilenziehrechen“ aus Preding/
Weststeiermark. Besitz: Steir. Volks-
kundemuseum, Inv.-Nr. 10.082
Aufn. M. LEINER, 1971

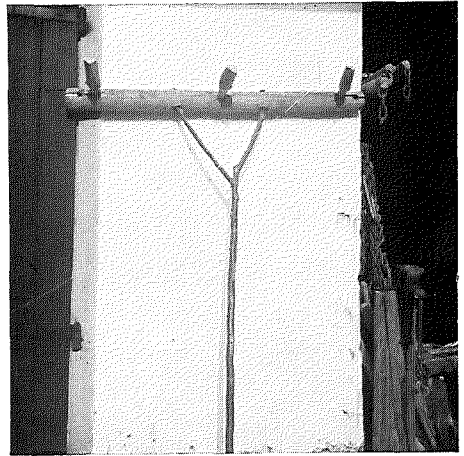


Abb. 2: „Änkratzer“ vom LOHR vulgo
Jungbauer in Rabnitz 40, Gmde. Kumb-
berg, Umgebung Graz
Aufn. M. LEINER, 1969



Abb. 3: „Maisrechen“ vom Johann Gre-
bien vulgo Possornig in Rothwein,
Gmde. Aibl, Bh. Deutschlandsberg
Aufn. M. LEINER, 29. 6. 1968

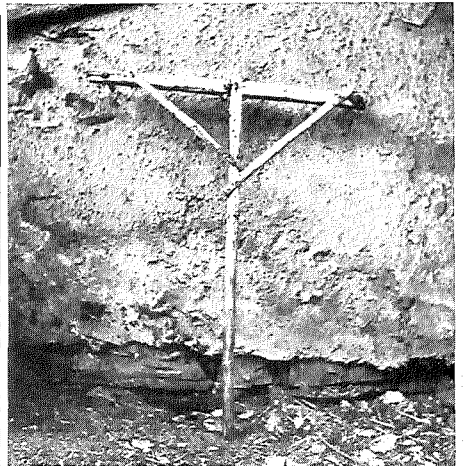


Abb. 4: „Änkratzer“ beim Ostermann
vulgo Langhanns in Stenzengreith 4,
Gmde. detto, Bh. Weiz
Aufn. M. LEINER, 1969

zu Hiltraud Ast, Sagfeiler

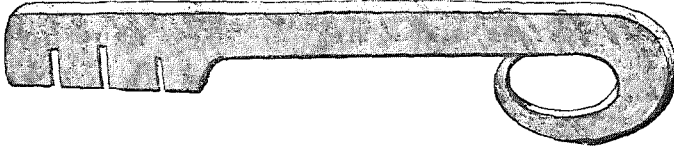


Abb. 1 c. Schränkeisen

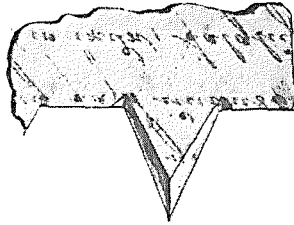


Abb. 1 b. Gefellter
Schneidezahn

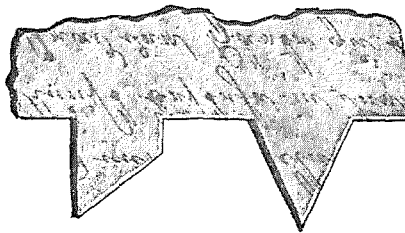


Abb. 1 a. Schneide-
und Räumzahn

zu Hiltraud A s t, Sagfeiler

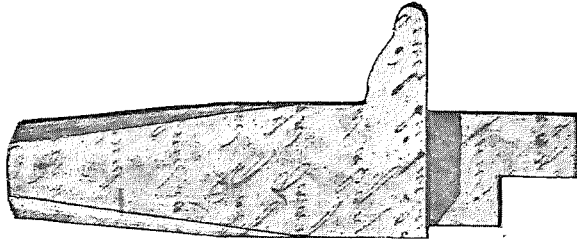


Abb. 1 f.
Durchschlag,
Seitenansicht

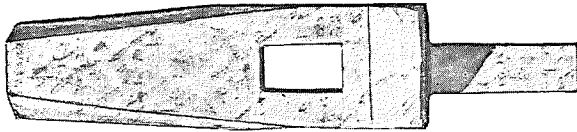


Abb. 1 e.
Durchschlag,
Vorderansicht

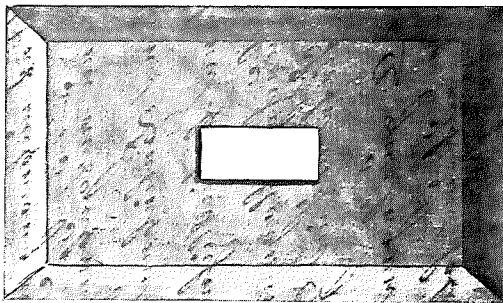
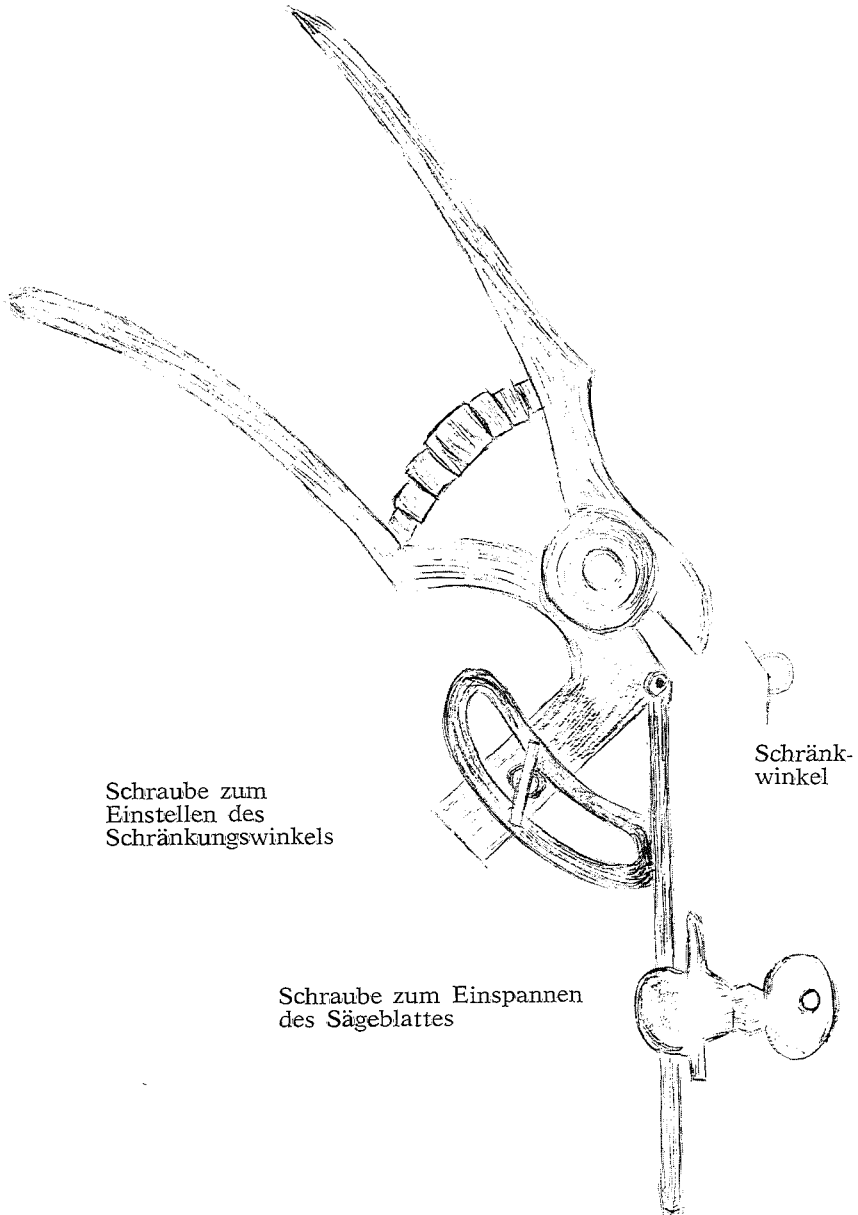


Abb. 1 d. Blatt

zu Hiltraud A s t, Sagfeiler

Abb. 2. Schränkwange



zu Hiltraud A s t, Sagfeiler



Abb. 4 a—b. Feilbank mit Störkistchen

zu Hiltraud A s t, Sagfeiler

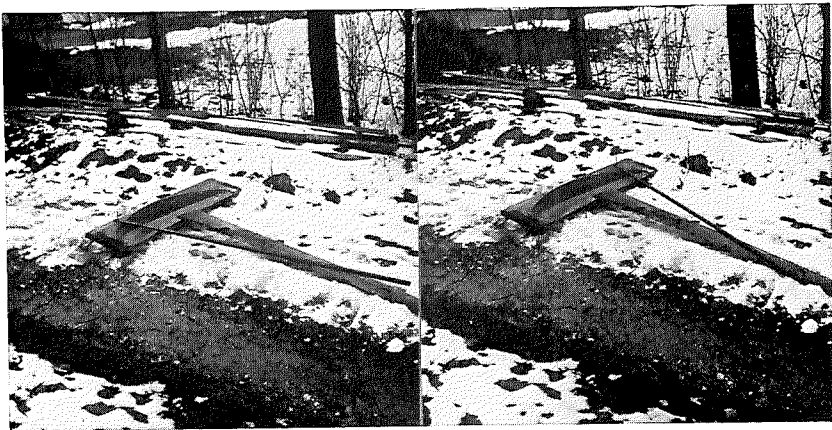


Abb. 5 a—c. Stangenzirkel

zu Hiltraud A s t, Sagfeiler



Abb. 7 a—b. Vorrichtung zum Holzbiegen

zu Hiltraud A s t, Sagfeiler



Abb. 8. Lanzedelly: „Die Waschweiber“
(Ausschnitt aus Lithographie) Graphische Sammlung Albertina

zu Pittioni, Steinzeugkrug



Abb. 2 a—d. Heiligenkreuz bei Baden, NÖ. Steinzeugkrug